

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1908)

Artikel: Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

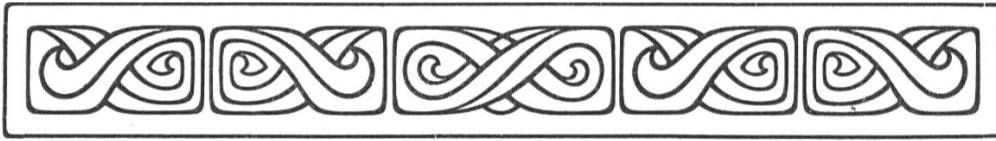
II. Klasse

LEITFADEN

Bearbeitet von:

J. Stelzer,	Sekundarlehrer,	Meilen
H. Sulzer,	„	Zürich III
Dr. H. Gubler,	„	Zürich III
R. Wirz,	„	Winterthur





Bearbeiter: J. Stelzer, Meilen.

IV. Die Übertragung der Revolution in die Nachbarländer.

I. Die junge Republik im Kampfe mit dem alten Europa.

a) *Der erste Bund (Koalition) gegen das revolutionäre Frankreich.*

1. Das neue französische Heer.

Noch immer lag Frankreich im Krieg gegen Österreich und Preußen. Mit diesen beiden Mächten verbanden sich in kurzer Zeit fast alle Fürsten Europas, aus Furcht, daß ihre Völker von der Revolution angesteckt werden könnten. Dies Bündnis heißt die erste Koalition. Von Belgien, vom Rhein, von Italien und Spanien her marschierten die verbündeten Heere gegen die junge Republik, der es in dieser schwierigen Lage am Notwendigsten, an einem kriegstüchtigen Heere mangelte. Durch die Emigration hatte die Armee ihre Führer, durch die Revolution viele Soldaten verloren; Unordnung und Zuchtlosigkeit hatten darin überhand genommen. Schwere Niederlagen waren die Folgen dieser Zustände. Da führte der Kriegsminister Carnot die allgemeine Wehrpflicht ein: die gesamte waffenfähige Jugend von 18–25 Jahren wurde unter die Waffen gerufen. In opferfreudiger Begeisterung brachte das Volk Gut und Blut dar zur Rettung des Vaterlandes. Jünglinge und Männer eilten unter den Klängen der Marseillaise todesmutig dem Feind entgegen, um die Rechte und Freiheiten, welche die Revolution ihnen gebracht, zu verteidigen. Das Söldnerheer verwandelte sich in ein Volksheer, wo jedem tapfern und tüchtigen Soldaten der Weg zu den höchsten Militärstellen offen stand. Willig und vertrauensvoll folgten sie Führern, die vor Monaten noch als einfache Soldaten in ihren Reihen gekämpft hatten.

Nun änderte sich die Lage rasch. Die Spanier wurden über die Pyrenäen zurückgedrängt. Hoche, der Sohn eines

Hundehüters, schlug die Preußen über den Rhein zurück; Jourdan, einst ein hausierender Krämer, besiegte die Österreicher in Belgien und Pichegru, ein ehemaliger Unteroffizier, führte seine barfüßigen, in Lumpen gehüllten Soldaten über die eisbedeckten Ströme nach Holland. Beide Länder wurden erobert und als Republik erklärt, die unter Frankreichs Schutzherrschaft die alte Ordnung ebenfalls stürzten und nach französischem Muster eingerichtet wurden.

Preußen, durch verschiedene Umstände auf seine Verbündeten mißtrauisch geworden, schloß 1795 mit der Republik Frieden; bald folgte Spanien nach und nur England und Österreich verharren noch im Kriege.

2. Der Feldzug in Italien (1796—97).

An der italienischen Grenze aber waren die Bemühungen der Franzosen erfolglos. Das änderte sich, als hier Napoleon Bonaparte (geb. 1769 zu Ajaccio auf Korsika) die Leitung übernahm. Der junge, ruhmgierige Mann hatte sich als Revolutionär an Robespierre und dessen Bruder geschlossen, die seinen großen Verstand, seine unermüdliche Tatkraft und sein außerordentliches Talent, neue große Dinge zu schaffen und zu gestalten, bewunderten und zu werten wußten. Zum Artillerieoffizier befördert, brachte er die Hafenstadt Toulon, deren Einwohner sich den Engländern ergeben hatten, wieder in die Hände der Franzosen. Später schlug er einen Aufstand gegen das Direktorium blutig nieder, das ihn in Anerkennung dieses Dienstes zum General der italienischen Armee erhob. Er traf diese in einem jämmerlichen Zustand an. Der junge Feldherr wurde von den Offizieren, die meist älter waren und länger im Felde standen als er, mit Mißtrauen und Neid empfangen. Aber er erwarb sich durch seine klaren und bestimmten Befehle und durch seine Anordnungen, die in kurzer Zeit aus den verwahrlosten Truppen ein kampftüchtiges Heer schufen, Gehorsam, Achtung und Bewunderung.

Hierauf erzwang er sich in einem viertägigen Kampfe den Übergang über die Seealpen und den Apennin. Die Zeit weniger Monate genügte ihm, um die Lombardei zu erobern, die ebenfalls in eine Republik umgewandelt wurde. Dann stritt er um die Festung Mantua, die ihm den Weg nach Österreich versperrte, siegreich in vier großen Schlachten.

Als er sich so den Weg geöffnet hatte, führte er sein Heer unaufhaltsam bis nach Steiermark vor und zwang Österreich zum Frieden (Campo Formio).

Bald nachher besetzten die Franzosen auch Venedig, Rom und Unteritalien, dem Volke überall Befreiung vom Fürstendruck verheißend. Aber das Land wurde schändlich geplündert; Gemälde, wertvolle Instrumente, Bücher, Kleiderstoffe, vor allem Geld, fielen der Armee und der französischen Regierung, welche aus Mangel an Metallgeld mit wertlosen Assignaten wirtschaften mußte, zur Beute. Umsonst wehrten sich die Italiener; ihre Aufstände wurden blutig niedergeworfen.

Durch diesen Feldzug war Napoleon ein berühmter und einflußreicher General geworden. Er fühlte sich bereits mächtiger als das Direktorium und verhandelte mit den fremden Regierungen, als ob er der Gebieter Frankreichs wäre.

3. Der Feldzug nach Ägypten (1799).

England war jetzt die einzige Macht, die noch gegen Frankreich im Felde lag. Seine Insellage machte es unangreifbar und aus seinem Kolonialreich Indien flossen ihm große Reichtümer, die es zum Bau einer mächtigen Flotte und dazu verwendete, die Feinde der Revolution zu unterstützen. Um diese Quelle zu verstopfen, bereitete Napoleon einen Zug nach Ägypten vor, von wo er nach Indien vordringen wollte. Das Direktorium, das vor dem mächtig gewordenen General heimliche Angst empfand, ließ ihn nicht ungern in die Fremde abreisen, obwohl niemand an einen Erfolg des abenteuerlichen Planes dachte. Einen Teil des Geldes, dessen man zu diesem Feldzug bedurfte, verschaffte man sich durch die Eroberung der Schweiz, die man, wie Italien, auf räuberische Weise ausplünderte. Einen Monat, nachdem die Flotte unter Segel gegangen war, langte Napoleon im Nillande an, das damals unter der Herrschaft des Sultans stand. In der Schlacht bei den Pyramiden besiegte er ein türkisches Reiterheer und eroberte die Hauptstadt Kairo. Aber fast zu gleicher Zeit vernichtete Nelson, der Befehlshaber der englischen Flotte, die französischen Schiffe, die in der Bucht von Abukir lagen; damit war Napoleon von Frankreich abgeschnitten.

Von Syrien her durch ein zweites türkisches Heer bedroht, wandte er sich nach Palästina. Aber die aufreibenden Wüstenmärsche, die erfolglosen Kämpfe bei Saint Jean d'Acre und die Pest rieben sein Heer beinahe auf. Den Rest desselben nach Ägypten zurückführend, erkannte er, daß die Unternehmung mißlungen sei. Seinen Namen aber hat er dem Morgenland tief ins Gedächtnis geprägt; noch jetzt kennt man dort den „Bonaparte Wetterstrahl“.

b) Zweiter Koalitionskrieg.

1. Erste Schlacht bei Zürich (4. Juni 1799).

Die Abwesenheit des besten Generals der französischen Republik benützten England, Österreich und Rußland zu einem zweiten Feldzug, den man den zweiten Koalitionskrieg heißt. Von der Mündung des Rheins, über die Alpen hin, bis an den Vesuv entzündete sich die Kriegsfackel. Während die Franzosen an den beiden Flanken sich der Angreifer glücklich erwehrten, unterlagen sie ihnen in der Mitte. Von dem Russen Suworoff wurden sie nach schweren Kämpfen aus der Lombardei vertrieben; in Deutschland besiegte sie der Bruder des österreichischen Kaisers, der Erzherzog Karl, bei Stockach, nördlich vom Überlingersee. Die Hauptentscheidung jedoch fiel in der Schweiz, wo General Massena den Oberbefehl über sämtliche französische Truppen hatte. Gegen ihn führte Feldmarschall Hotze, ein Bürger von Richterswil, aus dem Vorarlberg kommend, ein österreichisches Heer.

Der Kampf begann mit der Vertreibung der Franzosen aus Graubünden; die siegreichen Österreicher drangen bis zum Reußthal, ja über Oberalp und Furka bis ins Oberwallis vor. Nach dem Siege bei Stockach sodann überschritt Erzherzog Karl den Rhein zwischen Stein und Schaffhausen und gleichzeitig drang die Hauptmacht Hotzes zwischen Sargans und Altstätten in die Schweiz ein. Vor den beiden Heeren wich Massena unter beständigen Kämpfen gegen Zürich zurück. Die Stadt wurde vom Burghölzli aus über den Zürichberg bis zum Käferberg durch starke Schanzen und Verhaue befestigt, an denen sich die Anstürme der Österreicher brachen. Aber Massena, erkennend, daß er der Übermacht nicht gewachsen sei, zog sich über die Limmat hinter den Ütliberg

zurück. Nach dieser ersten Schlacht bei Zürich standen Graubünden und die Nordschweiz vom Bodensee bis zur Aaremündung und bis zum rechten Ufer des Reuß- und Limmatlaufs unter der Herrschaft der Österreicher, während die Franzosen die Westschweiz jenseits dieser Grenzen besetzt hielten.

2. Die zweite Schlacht bei Zürich (25. Sept. 1799).

Nach Massenass Rückzug herrschte fast drei Monate Waffenruhe. Zwischen den Österreichern und den Russen, die sich ihre Erfolge gegenseitig mißgönnten, kam es wegen der Fortsetzung des Krieges zu streitigen Meinungen. Erzherzog Karl mußte wieder nach Deutschland zurück; dagegen erschien in Zürich ein russisches Heer unter Korsakoff. Suworoff bekam Befehl, sein siegreiches Heer über die Alpen zu führen und sich mit seinem Landsmann zu verbinden; beiden sollte Hotze, der das Gaster- und Glarnerland besetzt hielt, die Hand reichen. So hoffte man den tüchtigen Massena vollends aus der Schweiz zu jagen. Aber er kam seinen Gegnern zuvor. Durch seinen bergkundigen Unterführer Lecourbe ließ er die Österreicher aus dem Wallis und dem ganzen Reuß- und Gotthardgebiete werfen, noch ehe Suworoff, dem er so den Weg zu verrammeln suchte, seinen Alpenmarsch angetreten hatte. Dann holte er zu einem Hauptschlag gegen die Russen aus. An einem nebligen Herbstmorgen führte er bei Wollishofen einen Scheinangriff auf Korsakoff aus, der die Hauptmacht seiner Truppen dorthin zog. Massena aber führte inzwischen, durch den Nebel begünstigt, den größten Teil seines Heeres bei Dietikon über die Limmat. Er kam fast unangefochten bis in die Nähe der Stadt, wo sich allmählich ein tobender Kampf entwickelte, der für die Russen zu einer schweren Niederlage wurde. Korsakoff, der seinen Fehler zu spät erkannt hatte, konnte nur mit Mühe sich und die Hälfte seines Heeres über den Rhein nach Deutschland retten. Zugleich war der Kampf auch bei Kaltbrunn und Schännis losgebrochen, wo Hotze den feindlichen Kugeln erlag.

3. Suworoffs Alpenzug.

Endlich kam Suworoff in die Schweiz. Unter beständigen schweren Kämpfen stieg er über den Gotthard und die

Teufelsbrücke ins Reußtal hinunter, die Franzosen, welche über den Urnersee sich nach Schwyz zurückzogen, vor sich hertreibend. Wegen Mangel an Schiffen überschritt Suworoff den Kinzigkulm. In dem von den Franzosen bereits besetzten Muottatal angekommen, erfuhr er die Niederlage und Flucht Korsakoffs. Von den Franzosen verfolgt, zog er nun über den Pragelpaß ins Glarnerland und von da unter unsagbaren Mühsalen über den schneebedeckten Panixer nach Graubünden und über die Schweizergrenze.

Durch seine Erfolge hatte Massena Frankreich gerettet; die zweite Koalition aber löste sich auf, da die Russen sich von nun an vom Kriege fern hielten.

2. Das französische Kaisertum im Kampfe gegen Europa.

a) Übergang zur Monarchie.

Die Niederlagen der französischen Heere in Deutschland und Italien, Teuerung und Geldnot, riefen in Frankreich einer großen Unzufriedenheit gegen das Direktorium. Napoleon, durch seinen Bruder von der Stimmung des Volkes unterrichtet, fühlte, daß für ihn die Zeit gekommen sei, noch höher zu steigen. Er übertrug den Oberbefehl über das Heer in Ägypten einem seiner Generale und schiffte sich dann heimlich nach Frankreich ein. Von der Menge und besonders den Soldaten als siegreicher Feldherr gefeiert, gelang es ihm, das Direktorium mit Waffengewalt zu stürzen und sich selbst der Regierung zu bemächtigen. Erst wurde er als Konsul auf zehn Jahre gewählt, nach zwei Jahren ließ er sich das Konsulat schon auf Lebenszeit übertragen und wieder nach zwei Jahren ward er zum Kaiser der Franzosen erklärt (1804). Wie war dieser schnelle Übergang von der Republik zur Monarchie möglich? Die Bevölkerung Frankreichs sehnte sich seit langem nach Ordnung und Ruhe. Nun eroberte Napoleon während der Jahre seines Konsulats Italien wieder zurück und nötigte Österreich zum Frieden. Er räumte Ägypten und machte dadurch auch England geneigt, Frieden zu schließen. Er führte in Frankreich wieder die katholische Religion ein und stellte damit die Geistlichen und ihre Anhänger zufrieden. So wurde er überall als Friedensbringer betrachtet und man setzte ihm bei der Wiederherstellung der Monarchie fast keinen Widerstand entgegen.

Der Papst kam eigens nach Paris, um ihn bei der Krönung zu salben und ihm damit in den Augen des allgemeinen Volkes eine höhere Weihe zu geben.

Napoleon richtete einen glänzenden Hofhalt ein. Aber er dachte gar nicht daran, die alte Ständeordnung und ihre Folgen zurückzuführen; er ließ die Bauern und neuen Grundbesitzer ruhig bei dem, was sie durch die Revolution gewonnen hatten; er anerkannte die bürgerliche Gleichberechtigung und nicht umsonst trugen anfänglich die von ihm geprägten Münzen auf der einen Seite die Aufschrift: „République Française“ und auf der andern die Worte: „Napoléon, empereur“.

b) Napoleon als Gebieter des europäischen Festlandes.

1. Seine Eroberungskriege.

Österreich. Die Fürsten von Gottes Gnaden fühlten wohl, daß in der Erhebung eines einfachen Bürgers wie Napoleon zum Herrscher eines großen Volkes etwas Revolutionäres liege. Das Beispiel Bonapartes konnte auf die Völker gefährlich einwirken. Sie haßten ihn darum als unberechtigten Emporkömmling. Kaum hatte er die Kaiserkrone sich auf das Haupt gesetzt, als England, Rußland und Österreich sich zu seiner Bekämpfung vereinigten (dritte Koalition). Aber durch die Gefangennahme einer großen österreichischen Armee bei Ulm und einen glänzenden Sieg in der Dreikaiserschlacht zu Austerlitz (östlich von Brünn in Mähren) sprengte er diesen Bund. Aber in denselben Tagen vernichteten die Engländer unter Nelson die französische und spanische Flottenmacht bei Trafalgar (zwischen Cadix und Gibraltar) vollständig. Österreich mußte nebst andern Gebieten auch das Tirol abtreten, welches Napoleon an Baiern gab.

Preußen. Schon nach den Friedensschlüssen mit Österreich und England hatte Napoleon in die Verhältnisse des zerstückelten ohnmächtigen deutschen Reiches eingegriffen und die vielen geistlichen Gebiete und Reichsstädte unterdrückt und nach Gutdünken verschiedenen Fürsten zugewiesen. Besonders bedachte er die ihm ergebenden Fürsten von Baden, Württemberg und Baiern, deren Rang er auch erhöhte. Nachdem Österreich wiederum niedergeworfen war, vereinigte Napoleon jene Fürsten und andere in Süd- und Mitteldeutschland zu einem „Rheinbund“, dessen Präsident

er war. Diese Neugestaltung Deutschlands, welche Napoleons Herrschaft in bedrohliche Nähe Preußens rückte, erschreckte diese Macht. Sie trat an Stelle Österreichs in das Bündnis mit Rußland und England. Alsobald rückte Napoleon mit seinen schon bereitstehenden Truppen in Thüringen ein und schlug die Preußen in der furchtbaren Schlacht bei Jena und Auerstädt im Saaletal. Eine Festung nach der andern fiel in die Hände des Siegers, welcher den preußischen König bis an die äußerste Ostgrenze seines Reiches trieb.

Kurze Zeit nachher brachte Napoleon auch Portugal und Spanien in seine Gewalt.

2. Die Vasallenstaaten.

Napoleon stand jetzt auf der Höhe seiner Macht. Er schickte seine Befehle durch ein ganzes Weltreich, das die Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz, den Rheinbund und Preußen westlich der Elbe umfaßte. Wie er die Republik Frankreich zu einem Kaiserreich umgeschaffen hatte, so verwandelte er auch die übrigen Republiken und die neu eroberten Länder in Fürstentümer für seine Geschwister, Verwandten, Generale und Freunde. Seinen Bruder Ludwig setzte er zum König über Holland ein, dem Bruder Joseph übertrug er die Krone von Spanien, dem jüngsten, Jérôme, verschaffte er aus den eroberten preußischen Gebieten das Königreich Westfalen, sein Schwager Murat wurde König von Neapel, sein Stiefsohn Eugen König von Italien, sein Freund Berthier Fürst von Neuenburg.

Alle Fürsten seines Reiches waren von ihm abhängig, sie mußten ihn in seinen Kriegen mit ihren Truppen unterstützen. Er verlangte ferner von ihnen genaueste Befolgung seiner Befehle und zögerte nicht lange, sie wieder abzusetzen, wenn sie sich selbständig geberdeten. Das mußte selbst sein Bruder Ludwig erfahren. Durch seine eigene Macht und die seiner „Vasallen“ beherrschte er das Festland.

3. Die Kontinentalsperre.

Nur das flottenstarke England stand noch unbesiegt da. Ein ungeheurer Haß erfüllte ihn gegen diesen unermüdlichen Feind. Er kam auf den Gedanken, das Inselreich durch Vernichtung seines Handels zu bezwingen. Allen Völkern Europas

wurde jeglicher Verkehr mit England verboten. Von Gibraltar bis zum weißen Meer durfte kein Hafen englische Schiffe aufnehmen. Mit tyrannischer Gewalt setzte er diese Maßregel in allen Ländern durch, selbst Rußland fügte sich ihr. Wie einst vor der Revolution Salzwächter und Weinaufseher in die Häuser eindrangen, so machten jetzt Soldaten und Zollbeamte Hausdurchsuchungen nach verbotenen englischen Waren. Wehe dem, der solche einschmuggelte! Der Kerker oder der Tod durch Erschießen war sein Los. Handel und Gewerbe stockten, zahllose Kaufleute und Fabrikunternehmer wurden zu Bettlern, die Lebensmittelpreise stiegen auf unerschwingliche Höhe. Ein allgemeiner Haß entzündete sich gegen Napoleon.

c) Der beginnende Niedergang.

1. Der spanische Aufstand.

Die stolzen Spanier, die einst die alte und die neue Welt beherrscht hatten, ertrugen mit grollendem Widerwillen die neue, aufgezwungene Fremdherrschaft. Sie wurden von den Engländern, die in Portugal landeten, kräftig unterstützt. An dem englischen Feldherrn Wellington erhielten sie einen tatkräftigen Berater und Anführer. Einer großen Feldschlacht wichen sie aus, aber in vereinzeltten Aufständen überfielen sie die französischen Truppen, die bisweilen auf grausamste Weise hingeschlachtet wurden. Ein jahrelanger Krieg wütete im Lande, das Napoleon trotz gewaltiger Anstrengungen nicht zur Ruhe zwingen konnte.

2. Neuer Krieg gegen Österreich.

Die spanischen Erfolge weckten in Österreich den Mut zu einem neuen Krieg gegen Napoleon, in dem man das verloren gegangene Tirol wieder zu gewinnen hoffte. Doch der von Andreas Hofer geleitete Aufstand der Tiroler, der anfänglich von Erfolg begleitet war, wurde unterdrückt und die Österreicher in den beiden Schlachten von Aspern und Wagram besiegt. Allerdings hatte Napoleon die Oberhand nur mit größter Mühe behaupten können. Unter seinen Generalen entstand das erste Mißtrauen auf seine Allmacht, in den unterworfenen Ländern aber erwachte die Hoffnung auf Erlösung von seinem Joch.

3. Der russische Feldzug.

Der russische Kaiser hatte sich zwar der Kontinentalsperre gefügt; aber um Napoleons willen konnte er sein Volk nicht aushungern lassen und handhabte sie sehr milde. Zwischen den beiden Kaisern trat eine Spannung ein, die schließlich zum Kriege führte. Der Herr des Abendlandes rüstete ein aus Italienern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen, Schweizern und Deutschen bestehendes Heer von einer halben Million Kriegern. Mit diesem Völkergemisch zogen 180,000 Pferde und 1300 Kanonen. Der unabsehbare Zug wälzte sich in drei Säulen aus Deutschland gegen die ungeheuren Ebenen des Zarenreiches. Die Russen, bei Smolensk und in der furchtbaren Schlacht bei Borodino zurückgeworfen, verwüsteten auf dem Rückweg die Felder und verbrannten Dörfer und Städte. Den Franzosen folgten Hungersnot und schwere Seuchen, die Menschen und Tiere zu Tausenden dahinrafften. So kamen sie nach Moskau, als eben der Winter einbrach. Um dem Feinde die Quartiere zu vernichten, legten die Russen die Stadt in Asche. Bei grimmiger Winterkälte trat das Heer unter grauenhaften Entbehrungen und Leiden den Rückweg an. Auf den weiten Schneefeldern und besonders beim Übergang über die Beresina fand die „große Armee“ bis auf wenige Überreste einen grausigen Untergang. Napoleon aber flüchtete mit nur einem Begleiter nach Paris, um neue Streitkräfte zu sammeln. Er ahnte, daß die Völker von ihm abfallen würden.

d) Napoleons Sturz.

1. Neugestaltung Preußens.

Schon lange hatten sich die Preußen im stillen zu einer Erhebung vorbereitet. Um aus dem Volk ein kampffreudiges Heer zu schaffen, waren die Leibeigenschaft, die Vorrechte des Adels und die schweren Fronlasten aufgehoben worden. Die Bauern konnten ihre Güter von den schweren Zinsen und Steuerlasten loskaufen; der Anfang zu einem freien Bauernstand ward auch hier gelegt. Die Städte erhielten das Recht, ihre Beamten selber zu wählen. Im Heer führte man die allgemeine Wehrpflicht ein; „Landwehr und Landsturm“ traten an die Stelle der geworbenen Söldner.

2. Die Schlacht bei Leipzig. 1813.

Als daher der König von Preußen nach kurzem Schwanken sein Volk zum Kriege gegen Napoleon aufrief, folgte es in heller Begeisterung. Zugleich verbanden sich Österreich und Rußland mit ihm.

Zum Erstaunen Europas hatte Napoleon in kurzer Zeit wieder ein großes Heer zusammengebracht. Er brach in Deutschland ein und schlug seine Gegner in mehreren Schlachten. Aber ihre Generale hatten nach und nach seine Kriegskunst begriffen und wendeten sie gegen ihn an. Die verbündeten Heere drängten ihn bis nach Leipzig zurück, wo es zu einer furchterlichen dreitägigen Schlacht kam. Fast alle Völker des Erdteils kämpften hier für oder gegen Napoleon. Mit nur 150,000 Mann hielt er zwei Tage lang stand gegen 200,000 Mann der Verbündeten, die von Blücher und Schwarzenberg geleitet wurden. Als diesen aber am dritten Tage noch 100,000 Mann zu Hilfe kamen, mußte sich Napoleon zurückziehen. Sofort brach seine Macht in Deutschland in Trümmer; der Rheinbund fiel von ihm ab und schloß sich seinen Feinden an. Die verbündeten Heere folgten ihm in sein eigenes Reich. Vergeblich versuchte er den von Basel, vom Moseltal und von Holland andringenden Sturm abzuhalten. Er mußte Paris preisgeben, das, seiner Militärherrschaft müde, dem Feinde jubelnd die Tore öffnete. Er wurde zur Abdankung gezwungen und nach der kleinen Insel Elba verbannt.

3. Die Herrschaft der hundert Tage.

Während die Fürsten sich nun über die Neugestaltung Europas zankten, entwich Napoleon von Elba und kehrte nach Frankreich zurück, um seinen Tron wieder einzunehmen. Die französischen Truppen, die man ihm entgegen sandte, traten samt ihren Führern zu dem kleinen Heere über, das ihm geblieben war. In zwanzig Tagen stand er wieder als Kaiser in Paris. Als jedoch die Kunde von seiner Landung bekannt geworden war, ächteten ihn die Fürsten und sandten große Truppenmassen gegen ihn. Bei Waterloo (unweit Brüssel) kam es zu einer furchtbaren Schlacht. Wellington und Blücher, die Führer der vereinigten Engländer und Deutschen, zersprengten sein Heer. Zum zweiten Male dankte er ab. Kaum entging er seinen Verfolgern und als er sich

nach Amerika einschiffen wollte, fiel er seinen Todfeinden, den Engländern in die Hände. Im Einverständnis mit den Verbündeten wurde er als Kriegsgefangener nach der einsamen Insel St. Helena verbannt, wo er nach sechs Jahren schlimmer Kränkung starb.

e) Zusammenfassung.

Was die französische Revolution für Frankreich, das bedeutet Napoleon für Europa. Durch seinen Willen und seine Tatkraft, die alle Fürsten beugte, und durch die Siege seiner Heere minderte er das Ansehen der Herrscher von Gottes Gnaden und erhöhte dasjenige der Völker. Durch seine Kriege verteidigte er den neuen bürgerlichen Gesellschaftszustand in Frankreich und seine Soldaten trugen die neuen Ideen der Freiheit und Gleichheit in andere Länder. Sie wurden durch das von ihm erstellte Gesetzbuch „Code Napoléon“, das er vielfach in den unterworfenen Ländern einführte, gestärkt. Die früheren Söldnerheere wurden Volksheere und die allgemeine Wehrpflicht eine Ehrenpflicht für die Bürger aller Länder. Auch in den monarchischen Staaten fand der Gedanke, daß das Volk einen bescheidenen Anteil an der Gesetzgebung haben solle, Eingang. Überall fand die Gewerbe- und Handelsfreiheit Anerkennung. Wenn diese Ideen auch in der Folge zeitweise wieder unterdrückt wurden, so waren sie doch so stark dem Bewußtsein der Völker eingeprägt, daß sie immer wieder geltend gemacht wurden. Hierin liegt das große Verdienst des „Weltumpflügers Napoleon“.

V. Der Sturz der alten Eidgenossenschaft. 1798.

1. Einflüsse der französischen Revolution auf die Schweiz.

a) Die Schweizertsöldner.

Die französische Revolution übte auch auf die Schweiz einen tiefgehenden Einfluß aus. Zuerst äußerte er sich bei den Schweizerregimentern, die in französischen Diensten standen. Viele dieser Söldner waren den neuen Ideen zugetan und stellten sich auf die Seite der Revolutionäre. Ein Regiment mußte sogar wegen Meuterei hart bestraft werden. Andere, wie die Schweizergarde in Paris, blieben ihrem Kriegseide treu; dafür wurde gerade diese Truppe beim Tuileriensturm und später bei den Septembermorden auf grauenvolle Weise

hingeschlachtet. Nach dem Sturz des Königtums wurden die übrigen Regimenter schmählich und ohne Sold entlassen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Schweizerland: die Tagsatzung erwog die Frage, ob sich die Eidgenossenschaft nicht der ersten Koalition anschließen sollte; aber niemand konnte sich zu tatkräftigem Handeln aufraffen.

b) Die Emigranten.^h

In der Schweiz hielt sich eine große Zahl französischer Flüchtlinge auf, die mit allen Mitteln unser Land zum Kriege gegen das revolutionäre Frankreich zu bewegen suchten. Wenn auch ihre Mühe erfolglos war, so machten doch diese starke Ansammlung von Emigranten und die Geneigtheit mancher Kantonsregierung, die Gegenrevolution zu unterstützen, die Schweiz bei der französischen Regierung verhaßt.

c) Der Schweizerklub in Paris.

Dieser Haß wurde noch geschürt durch den Schweizerklub in Paris, der meist aus einflußreichen Flüchtlingen der Westschweiz bestand. Sie hatten die Absicht, den Umsturz auch im Heimatlande anzubahnen. Zu diesem Zwecke schmuggelten sie Bücher und Zeitungen unter das Landvolk, dem sie so die neue Lehre von der Freiheit und Gleichheit verkündeten. Umsonst machten die Regierungen Jagd auf diese Schriften und ließen sie sogar durch Henkershand verbrennen, wie dies in Uri geschah. An verschiedenen Orten, z. B. im Waadtland, im Wallis, brachen Aufstände aus, die noch gewaltsam, teilweise blutig unterdrückt wurden.

d) Die Verluste der westlichen Grenzgebiete.

Genf. In Genf aber gelang es den Sendlingen des Schweizerklubs eine Revolution herbeizuführen, die blutig verlief; ein Revolutionsgericht verbreitete den „Schrecken“, wie dasjenige in Paris. Die genferischen Revolutionäre brachten es schließlich dahin, daß französische Truppen die Stadt besetzten, die dann mit Frankreich vereinigt wurde.

Bistum Basel. Damals stand der ganze Berner Jura samt Biel unter der Botmäßigkeit des Bischofs von Basel. (Residenz Pruntrut.) Sendboten des Schweizerklubs wiegelten auch hier das Volk gegen seinen Herrn auf. Dieser rief die Österreicher zu Hilfe, welche eben den ersten Koalitionskrieg

eröffneten. Aber die Franzosen verdrängten sie und nahmen auch dieses Gebiet in Besitz.

Grenzbesetzung. In diesen Kriegszeiten hielten eidgenössische Truppen die Grenze besetzt, um einen Einbruch der Franzosen abzuwehren. Von ihren Wachtposten aus sahen die Schweizer die freiheitstolzen Franzosen und hörten ihr begeistertes Feldgeschrei: Freiheit und Gleichheit. Nach der Grenzbesetzung fand man in allen Gegenden Männer, die für eine neue Ordnung eintraten.

e) Unruhen am Zürichsee.

1. Das Memorial.

Das geschah auch am Zürichsee. Hier bildete sich eine Lesegesellschaft, in welcher revolutionäre Zeitungen und Flugschriften von Mitglied zu Mitglied gingen. In den gemeinsamen Zusammenkünften verglich man die heimatlichen Zustände mit der neugeschaffenen Lage des französischen Volkes. Der Hafner Nehracher von Stäfa schrieb eine Denkschrift, ein „Memorial zur Beherzigung an die teuern Landesväter“. Darin wurde geklagt über die Ungleichheit in den Rechten der Stadt- und Landbürger, über die Einschränkung des Landvolks in Handel und Gewerbe und dessen Ausschließung vom höhern Studium und den höhern Militärstellen. Die Regierung wurde gebeten, Freiheit und Gleichheit einzuführen. Aber sie verurteilte den Verfasser des Memorials und seine Freunde Pfenninger und Staub zu mehreren Jahren Verbannung.

2. Der Stäferhandel. 1795.

Diese Härte empörte das Volk und bewirkte, daß man nach alten Freiheitsbriefen suchte, die im Waldmannhandel und nach dem Kappelerkrieg den Leuten am See gegeben worden waren. Als man sie im Archiv zu Küsnacht fand, verbreitete man sie durch Abschriften und ersuchte die Regierung, sich an die Urkunden zu halten. Aber statt aller Antwort verbot die Regierung jede öffentliche Besprechung derselben. Als die Gemeinde Stäfa beschloß, eine solche trotzdem vorzunehmen, schickte die Regierung 1700 Mann ab, welche die „Rebellen“ entwaffneten und schwer bestraften. Über dem Haupte des greisen Bodmer, eines Hauptführers, wurde das Schwert gezückt und er selbst, nebst einigen andern, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; viele wurden hart gebüßt. Noch einmal hatte die alte Ordnung gesiegt.

f) Cäsar Laharpe und Peter Ochs.

Zwei Männer arbeiteten mit aller Kraft auf den Umsturz hin; Cäsar Laharpe von Rolle und Peter Ochs von Basel. Beide standen in enger Verbindung mit der französischen Regierung und mit Napoleon. Jener forderte das Direktorium geradezu auf, die Waadtländer in seinen Schutz zu nehmen und die Aristokratien in der Schweiz zu stürzen; dieser verhandelte mit einigen Direktoren bereits über eine Neuordnung der Eidgenossenschaft, und verfaßte ein dazu passendes Grundgesetz (Verfassung). Sie fanden beide geneigtes Gehör; denn Frankreich bedurfte der Alpenpässe zur Sicherung der eroberten Lombardei und der schweizerischen Staatskassen für den ägyptischen Feldzug. Napoleon, aus Italien zurückkehrend, reiste selbst durch die Schweiz, um Land und Volk auszukundschaften.

Immer deutlicher enthüllten sich die Pläne der Franzosenfreunde, der sogenannten „Patrioten“. Aber die schweizerischen Regierungen erkannten die Gefahr nicht; sie mißachteten die Ratschläge einsichtiger Männer und in ihrer Unentschlossenheit taten sie nichts zur Abwendung des nahenden Verderbens.

2. Die Eroberung der Schweiz durch die Franzosen.

a) Die Eroberung der Waadt.

Gemäß den Ratschlägen Laharpes stellte das französische Direktorium an der waadtländischen Grenze ein Heer bereit. Sofort erhoben sich die Waadtländer und schüttelten die Herrschaft Berns ab, indem sie die „lemanische Republik“ gründeten. Zu ihrem Schutze riefen sie die Franzosen herbei, die nicht zögerten, das Land beinahe vollständig zu besetzen. Nach französischem Vorbild wurde eine neue Ordnung der Dinge eingeführt.

b) Der allgemeine Zusammenbruch.

Diese Ereignisse gaben das Zeichen zum Aufstand aller Untertanengebiete; überall fielen die Vorrechte und Standesunterschiede. Im Kanton Zürich verlangte man die Loslassung der gefangenen Stäfer, die nach einigem Zaudern der Regierung endlich erfolgte. Aber schon begnügte man sich mit dieser Nachgiebigkeit der Regierung, die nur Schwäche verrät, nicht mehr. Man erzwang die Anbahnung einer neuen Staatseinrichtung, die auf Freiheit und Gleichheit beruhen sollte.

In Baselland ahmten die Bauern das Vorgehen der französischen Landbevölkerung nach, indem sie mehrere Landvogtschlösser in Asche legten. Eine Nationalversammlung wurde einberufen, welche die von Peter Ochs entworfene Neuordnung einführte.

Ähnliche Aufstände und Neuerungen vollzogen sich in andern Kantonen und in den gemeinen Herrschaften; die Untertanenländer wurden freigegeben.

c) Der Fall Berns.

1. General Brune.

Endlich erfolgte der Hauptschlag gegen die alte Eidgenossenschaft. Brune, der Anführer der französischen Truppen im Waadtland, vergaß sein Hauptziel, die Eroberung Berns, nicht. Um zur bessern Ausrüstung seines Heeres Zeit zu gewinnen und die Berner vor einem Angriff zurückzuhalten, trat er in Unterhandlungen mit der bernischen Regierung, die er arg zu täuschen wußte. So konnte er den General Schauenburg heranziehen, der sofort durch den Jura nach Biel vorrückte.

Nun verlangte Brune, daß die aristokratische Berner Regierung abdanke und einer neuen Platz mache. Als diese Forderung nicht sofort erfüllt wurde, erklärte er den Krieg.

2. Verwirrung in Bern.

In der stolzen Aarestadt erzeugten Bruness Begehren Verwirrung und Ratlosigkeit. In der Regierung bekämpften sich zwei Parteien. Die eine, geführt von dem bejahrten Schultheiß Steiger, verlangte einen Waffenentscheid; die andere, unter Frisching, suchte das Heil im Frieden.

Umsonst riet Steiger, mit Tränen in den Augen, zu raschem Angriff. Die Regierung schwankte; Befehle wurden gegeben und widerrufen. Das machte die einberufenen Truppen argwöhnisch und störrig; ganze Bataillone versagten den Gehorsam, Tausende kehrten voll Ingrimm nach Hause; die Anführer wurden der Verrätereï beschuldigt und mit dem Tode bedroht, einzelne fielen bereits der Wut des Volkes zum Opfer. Die Truppen der übrigen Kantone, welche Bern um Hilfe gemahnt hatte, erschienen entweder gar nicht oder kehrten auf halbem Wege um: In der Stunde der Gefahr ging der alte eidgenössische Bund aus den Fugen.

Die Ausschließung des Volkes von den Staatsgeschäften sollte sich bitter rächen.

3. Neuenegg und Grauholz.

Brune befahl einen doppelten Angriff auf Bern. Während er von Süden anmarschierte, rückte Schauenburg von Norden vor. Auf dem Marsche nahm jener Freiburg, dieser Solothurn mit leichter Mühe ein; so waren sie im Rücken gedeckt. In letzter Stunde hatte die bernische Regierung Ludwig von Erlach zum Oberbefehlshaber ernannt, der mit seinen Truppen, einigen Soldatenbataillonen und ungeordneten Landstürmerhaufen die Übergänge an der Aare, der Saane und Sense deckte. Im Süden kam es bei Neuenegg zu einem schweren Gefecht, in welchem die Truppen Brunes zurückgeworfen wurden. Aber dieser Sieg sollte wenig nützen; denn im Norden ging alles verloren. Bei Fraubrunnen und im Grauholz wurden die Berner trotz tapferer Gegenwehr von Schauenburg geschlagen. In wilder Flucht wälzten sie sich der Stadt zu, wo sie General Erlach noch einmal zum Widerstand sammeln wollte. Aber die Stadt selber gab jede Verteidigung auf und ergab sich an Schauenburg.

Der Ingrimm der Verzweiflung erfaßte die Soldaten; sie schrien über Verrat, zerbrachen ihrer Waffen, ermordeten ihre Obersten; selbst Erlach fiel ihrer Wut zum Opfer und der greise Steiger konnte nur mit Mühe sein Leben ins Ausland retten.

Der Fall Berns zog auch den der alten Eidgenossenschaft nach sich; denn kein Ort wagte, den Franzosen entgegenzutreten.

d) Die Plünderung.

Schwer mußte Bern den Widerstand büßen. Brune bemächtigte sich gewaltsam des Staatsschatzes. Alle Kassen wurden geplündert, die Leder- und Kleidermagazine und die Zeughäuser ihres Inhaltes beraubt. Auf elf mit 44 Pferden bespannten Leiterwagen gingen die bernischen Gelder nach Frankreich. Über 400 Geschütze und 43,000 Gewehre fielen den Franzosen in die Hände. Selbst die drei „Mutzen“ wurden aus dem Bärengraben als Siegespreis nach Paris geführt.

In Freiburg und Solothurn und später in Zürich, Luzern und anderwärts machten es die Franzosen nicht viel besser. Wie der Obergeneral die Stadt, so brandschatzten die Sol-

daten die Einwohner mit größter Rohheit. Schwer war der Schaden, den Feuer und Zerstörungswut an Scheunen und Wohnhäusern anrichteten.

3. Die helvetische Republik.

a) Die eine und unteilbare helvetische Republik.

Umfang. Die „helvetische Revolution“ hatte für die Schweiz bedeutende Gebietsverluste zur Folge. Genf und das Bistum Basel waren an Frankreich übergegangen und das preußische Neuenburg löste seine Stellung als zugewandter Ort. Birs, Bieler- und Neuenburgersee bildeten ungefähr die Nordwestgrenze. Die bündnerischen Vogteien verblieben bei Norditalien.

Einteilung. Zur bessern Verwaltung wurde „die helvetische Republik“ in 19 Kreise eingeteilt, die man Kantone nannte. Diese besaßen keine eigene Regierung; sie waren also nicht selbständig; auch stimmten ihre Namen und Grenzen nicht mit den frühern Orten überein (z. B. Kantone Linth, Sentis, Lugano, Bellinzona).

Behörden. Die neue Republik sollte eins und unteilbar sein; ein Recht, ein Gesetz, eine Regierung wurde für das ganze Land eingeführt.

Zwei Versammlungen von Volksabgeordneten, der große Rat und der Senat, machten die Gesetze. Für deren Durchführung sorgte ein Direktorium von fünf Mitgliedern, dem noch fünf Minister beigegeben waren. Es übersandte Gesetze und Befehle den Statthaltern in den einzelnen Kantonen und diese übermachten sie den Bezirksstatthaltern, welche sie dann den Bürgern in den Gemeinden zur Kenntnis brachten. Für die ganze Schweiz bestand auch ein besonderes Obergericht.

Volksrechte. Im neuen Staat gab es keine Untertanen mehr; wie in Frankreich sollte auch hier Freiheit und Gleichheit herrschen. Jeder unbescholtene Bürger war stimm- und wahlberechtigt, alle waren wehr- und steuerpflichtig; die Steuer mußte nach der Größe des Vermögens und des Einkommens entrichtet werden. Jedem Schweizer wurde gestattet, sich niederzulassen, wo er wollte, und nach seiner Wahl einen Beruf zu betreiben; jedem ward erlaubt, eine Zeitung, ein Memorial oder ein Buch zu schreiben und drucken zu lassen; niemand

durfte zu irgend einem Glauben gezwungen oder daran gehindert werden.

Hauptort. Als Hauptort der neuen Republik wurde Luzern bestimmt; aber die neuen Behörden versammelten sich zunächst in Aarau, weil jene Stadt durch die Waldstätte bedroht war, welche sich gegen die neue Ordnung auflehnten.

b) Der Widerstand gegen die neue Ordnung.

1. Der Aufstand der Schwyzer.

Ursachen. Seit vielen Jahrhunderten hatten sich die Länderkantone in den Landsgemeinden nach eigenen Gesetzen und Gebräuchen selber regiert. Durch die helvetische Republik wurde das Volk von allen wichtigern Staatsgeschäften ausgeschlossen; eine ferne, unbekannte Regierung gab ihnen Weisungen und Befehle. Das machte böses Blut. Unduldsame Geistliche erklärten, daß Vaterland und Religion in Gefahr seien. So griffen die Waldstätte nebst Zug und Glarus zu den Waffen. Der Schwyzer Alois Reding, ein trefflicher Offizier, übernahm den Oberbefehl.

Der Kampf. Das helvetische Direktorium beauftragte den General Schauenburg, die widerspenstigen Orte zu unterwerfen. Dieser eröffnete auf verschiedenen Seiten den Angriff auf den Hauptherd des Widerstandes, auf den Kanton Schwyz. Ein Teil seiner Truppen marschierte vom Zürichsee gegen den Etzel und gegen Schindellegi vor. Dort verließ der kommandierende Pfarrer Marianus Herzog, der geprahlt hatte, daß er den Berg bis auf den letzten Mann verteidigen werde, feige seine Stellung und die Franzosen drangen nach Einsiedeln. Was nützte es nun, daß Reding bei Schindellegi den Feind zwei Stunden lang abwehrte? Um nicht umgangen zu werden, mußte er sich zurückziehen.

Unterdessen war eine andere Abteilung Schauenburgs vom Ägerisee über Morgarten gegen Rotenturm vorgedrungen. Hier wurden sie von den Schwyzern in heldenmütigem Kampfe zurückgeworfen. Doch sah Reding die Nutzlosigkeit eines längern Widerstandes ein. Auf seinen Rat nahmen die Schwyzer die neue Verfassung an, worauf auch die übrigen Orte sich unterwarfen.

2. Die Schreckenstage in Nidwalden.

Aber die Ruhe dauerte nur kurze Zeit. Bald hernach erklärte das Direktorium die Klostergüter als Staatseigentum,

was in den katholischen Ländern einer großen Erbitterung rief. Diese wuchs, als die Staatsverfassung beschworen werden sollte. Wiederum, besonders in Nidwalden, reizten glaubenseifrige und gewissenlose Priester das Volk zum Aufstand, indem sie ihm die Hilfe der Österreicher in Aussicht stellten, die eben damals die zweite Koalition abgeschlossen hatten. Das glaubensschwärmerische, verleitete Volk verwarf alle friedlichen Ratschläge. Aber nach einem heldenmütigen Kampfe wurde es von den Truppen Schauenburgs vollständig geschlagen und das Ländchen furchtbar verwüstet: 25 Kinder, 102 Frauen, 289 Männer hatte das Schwert gewürgt, das Feuer 712 Gebäude zerstört; das ganze Tal war eine Grab- und Brandstätte. Der elternlosen Waisen nahm sich in aufopfernder Liebe Heinrich Pestalozzi an.

c) Not und Elend.

1. Die Kriegslieferungen.

Nicht bloß in den Gegenden, die der Krieg heimgesucht hatte, herrschte Not und Elend, sondern in der ganzen Schweiz. Noch lag ja das französische Heer, das ernährt werden mußte, im Lande. Schlachtvieh, Brot, Wein, Salz, Hafer, Heu, Kleidungsstücke, Betten, Brennholz, Fuhrwerke: alles mußte geliefert werden. Frech und zuchtlos benahmen sich die Soldaten, die oft um geringer Ursache willen friedliche Männer und Frauen töteten. Aber im nächsten Jahre, als der zweite Koalitionskrieg in unserm Lande tobte, stieg das Elend aufs höchste. Die Franzosen, die Russen und die Österreicher brandschatzten abwechselnd die Gegenden, durch die sie zogen. Massena nahm an öffentlichen und privaten Geldern, was er konnte: in Zürich 800,000 Fr., in Basel ebenso viel und später noch einmal 1,600,000 Fr., in St. Gallen 400,000 Fr. Nach der zweiten Schlacht bei Zürich mußte die Stadt 80,000 Rationen* Brot, 20,000 Pariserschoppen Wein (0,9 Liter), 20,000 Scheffel Hafer (à 50 l), 10,000 Schoppen Branntwein, 10,000 Zentner Korn, 100 Ochsen und 1000 Holzwellen liefern. In Winterthur verlangte der General Lecourbe 10,500 Paar Schuhe und später Massena noch einmal 12,500 Paar. Man mußte selbst Tinte, Federn und Oblaten liefern.

* Ration = tägliche Brotportion für einen Soldaten.

2. Einquartierungen.

Ungeheuer drückend waren ferner die Einquartierungen. Im Kanton Freiburg verpflegte ein kleines Dorf innerhalb einem halben Jahre 25,000 Soldaten, das Urserental in einem Jahre 681,700 Mann. In Winterthur lagen von Ende Mai 1799 bis Ende September 43,310 österreichische Soldaten und 5116 Offiziere, während sich in den Spitälern und Lazaretten 13,600 Verwundete befanden.

3. Kriegsschaden.

Dazu kamen noch die Schädigungen durch den Krieg selber. In manchen Gegenden, wie um Zürich, waren die Weinberge zerstört, ganze Waldungen umgehauen. Im Kanton Zürich allein rechnete man den Kriegsschaden auf 16,000,000 Fr. Im Urserental fehlte das Futter, das Vieh war geschlachtet; von 40 Bergochsen fand man nach dem Kriege noch 3 und von 200 Saumrossen noch etwa 40. Viele Dörfer lagen in Schutt und Trümmern oder waren kahl ausgeraubt: die Wohnungen hatten keine Fenster, Türen, Dächer und Fußböden mehr. Im Oberwallis traf man sieben Stunden weit kein Dorf mehr an. Die abziehenden Heere hinterließen die Hungersnot. Im Kanton Thurgau galt das Pfund Brot 14 Kreuzer = 35 Rappen, der Zentner Kartoffeln 12—13 Fr. Tausende, namentlich Kinder, kamen aus den Bergkantonen in die ebene Schweiz, um bettelnd ihr Leben zu fristen; selbst ehemalige reiche Ratsherren baten mildtätige Leute um Schuhe und Hemden.

4. Die Vermittlungsakte.

a) Der Sturz der Helvetik.

Das Volk hatte einen ingrimmigen Haß gegen die helvetische Republik, die ihm so viel Unheil brachte, und nur die Anwesenheit des französischen Heeres hielt es von einer Empörung ab. Da zog Napoleon nach Beendigung des zweiten Koalitionskrieges dasselbe zurück und sofort brachen überall Aufstände los. Vergeblich suchte das helvetische Direktorium mit Waffengewalt ihrer Meister zu werden.

Es war schon seit dem Einbruch der Österreicher von Luzern nach Bern übergesiedelt; aber auch da von knüppelbewaffneten Volkshaufen bedroht, floh es nach Lausanne. Alles ging aus Rand und Band.

b) Die Vermittlungsakte 1803—1813.

1. Napoleon und die Schweizerabgeordneten.

Ruhe und Ordnung brachte in diese Wirren der Konsul Napoleon, der die Schweiz als ein von Frankreich abhängiges Land betrachtete. Er berief angesehene Schweizer nach Paris, um mit ihnen eine Neuordnung der schweizerischen Verhältnisse zu beraten. Diese vertraten zwei große Parteien: die eine wollte die alten Zustände wieder einführen, die andere den Einheitsstaat fortbestehen lassen. Zwischen beiden vermittelte Napoleon, jede mußte in gewissen Punkten nachgeben; so kam die Vermittlungsakte zu stande.

2. Die Vermittlungsakte.

Bundesverhältnisse. Die neue Verfassung gab der Schweiz wohl ihren alten Namen, aber nicht den frühern Umfang zurück. Genf, Neuenburg und das Bistum Basel blieben auch jetzt noch in Frankreichs Händen; das Wallis aber trennte Napoleon als besondere Republik ab und fügte es schließlich seinem Kaiserreich an. Das übrige Gebiet, der schweizerische Bund, bestand aus 19 Kantonen. Zu den 13 alten Orten, die mit Ausschluß der Untertanengebiete ihre frühern Grenzen wieder erhielten, kamen noch St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt.

Als eidgenössische Behörde wurde die Tagsatzung wieder ins Leben gerufen. Jeder Kanton schickte, wie ehemals, einen Abgeordneten, der nur nach den Weisungen seiner Regierung stimmen durfte. Sie konnte über Krieg und Frieden und Bündnisse entscheiden und hielt im Innern Ordnung und Ruhe aufrecht. Sie versammelte sich wechselweise von einem Jahr zum andern in den Vororten: Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern. Der Bürgermeister oder Schultheiß des jeweiligen Versammlungsortes war ihr Vorsitzender. Er war auch zugleich Landammann der Schweiz, der die Aufsicht über das Land zu führen hatte, Streitigkeiten unter den Kantonen schlichtete und die Bundestruppen aufbot.

Die Vermittlungsakte duldete weder Untertanengebiete noch Vorrechte der Orte, Personen oder Familien mehr; sie gewährleistete jedem Schweizer freie Ausübung seines Berufes und freie Niederlassung, sowie freien Verkehr für Lebensmittel und Handelswaren.

Kantonale Verhältnisse. Die einzelnen Kantone erhielten ihre Selbständigkeit wieder. In den Ländern wurden die Landsgemeinden wieder eingeführt; in den übrigen schickte das Volk seine Stellvertreter (Repräsentanten) in die Regierung. Die Hauptstädte bekamen allerdings deren mehr, als ihnen nach der Volkszahl gebührte; so war die Landschaft im Nachteil. Auch wurden die ärmern Klassen vom Stimm- und Wahlrecht ausgeschlossen, da es nur denen zukam, die ein gewisses Vermögen versteuerten.

Die kantonalen Regierungen bestimmten wieder die Münzen, das Postwesen, selbst das Glaubensbekenntnis, das innerhalb ihres Gebietes ausgeübt werden durfte. Dadurch konnten sie die freie Gewerbstätigkeit durch Zunftbeschränkung unmöglich machen, sogar die freie Niederlassung hemmen, sodaß wieder viele Heimatlose auftauchten.

c) Friedenswerke.

Doch war die Mediationszeit für die Schweiz verhältnismäßig glücklich. Während ringsum die Kriegsstürme tobten, genoß sie der Ruhe und baute Werke des Friedens. Pestalozzi begründete durch seine Erziehungsanstalten in Burgdorf und Yverdon, die europäischen Ruf hatten, die neue Volksschule. Man suchte das Volkswohl durch zweckmäßige Pflege des Waldes, der Landwirtschaft, durch Einführung der Feuerversicherung zu heben. Konrad Escher von Zürich baute den Linthkanal, durch den die Ebene zwischen Walen- und Zürichsee, die zu einem unbewohnbaren Sumpf geworden war, dem Anbau und der Fruchtbarkeit zurückgewonnen wurde.

d) Abhängigkeit von Frankreich.

Einen trüben Schatten aber warf der Umstand, daß Napoleon die Schweiz wie einen Teil seines gewaltigen Reiches behandelte. Sie litt schwer unter der Kontinentalsperre. Da der Zoll auf Baumwolle von 6 Fr. auf 240 Fr. per Zentner stieg, wurden allein in der Ostschweiz 20,000 Weberfamilien brotlos. Ferner mußte die Schweiz Napoleon vier Regimenter Soldaten stellen, 16,000 Mann, die fortwährend durch rücksichtslose Werbungen auf dieser Höhe erhalten werden mußten. Sie fochten in fast allen napoleonischen Kriegen mit und viel Unglück und Leid kam dadurch über Tausende von Familien. Das Land trug diese Bürde, bis Napoleons Sturz es davon befreite.

e) Rückblick.

Die „Helvetik“ machte den ersten Versuch, im ganzen Schweizerland die Volksherrschaft (Demokratie) zu begründen, und die vielen lose zusammenhängenden Orte zu einem Einheitsstaate zu verbinden. Sie begründete das schweizerische Bürgerrecht und weckte den Sinn für ein schweizerisches Volksheer; sie ordnete zum erstenmal das Steuerwesen nach gerechten Grundsätzen und weckte die Idee eines Rechtes für alle Schweizer. Klar erkannte sie auch den Wert einer besseren Volksbildung. Einer späteren, ruhigeren Zeit war es vorbehalten, diese Ideen zum Siege zu führen.

Bearbeiter: *H. Sulzer*, Zürich III.

E. Die Gegenrevolution.

I. Die Neuordnung Europas.

Nach dem Falle Napoleons versammelten sich in Wien Kaiser, Könige, Fürsten und Gesandte, um die Ländereinteilung Europas neu zu ordnen. Das Ziel dieses „Wiener Kongresses“ war, den Zustand vor 1789 möglichst wiederherzustellen, und die Mächte, welche den Krieg gegen Napoleon geführt hatten, auf Kosten der Kleinen zu belohnen. Beinahe hätte der Länderhunger die Sieger selber entzweit; da brachte Napoleons unerwartete Flucht von Elba eine rasche Einigung:

England behielt einen Teil der erbeuteten französischen und holländischen Kolonien, z. B. das Kapland in Südafrika.

Rußland erhielt Polen.

Österreich verzichtete auf Belgien und seine süddeutschen Gebiete, und wurde dafür mit Galizien, der Lombardei und Venezien entschädigt.

Preußen gewann den größern Teil des Königreiches Sachsen und Gebiete am Rhein, sodaß es in zwei ungleiche, von einander getrennte Gebiete zerfiel.

Frankreich erhielt ziemlich die frühere Größe, und wurde an der Ostgrenze durch einige sogenannte Pufferstaaten von den Großmächten getrennt; im Süden durch

Sardinien, im Norden durch das Königreich der Niederlande (Holland und Belgien) in der Mitte durch die Schweiz.

Norwegen, das bisher dänisch gewesen war, ging an Schweden über.

II. Die Neubildung der Schweiz.

Auch die Schweiz hatte, um bessere Grenzen zu erhalten, Vertreter nach Wien geschickt. Alte Kantone, wie Bern und Freiburg, verlangten ihre Untertanenländer zurück, die neuen, wie Waadt, Aargau etc., wehrten sich dagegen. Das Resultat der Verhandlungen fiel besser aus, als bei der Uneinigkeit der Schweiz zu erwarten war.

Zu den 19 Kantonen der Mediationszeit kamen Wallis, Neuenburg (als Fürstentum unter dem König von Preußen) und Genf neu hinzu. Dieser letztere Kanton wurde durch savoyisches und französisches Gebiet vergrößert und mit der Waadt in Verbindung gebracht. Als Entschädigung für den Verlust seiner Untertanengebiete wurde dem Kanton Bern das frühere Bistum Basel zugeteilt. Die ehemaligen bündnerischen Untertanenländer (Veltlin etc.) gingen an Österreich verloren, auch Konstanz konnte nicht gewonnen werden. Bei Kriegen ihrer Nachbarn sollte die Schweiz neutral sein, d. h. keiner Partei helfen und ihre Grenzen gegen fremde Heere sichern.

III. Die Unterdrückung des Neuen.

I. Die Rückkehr zum Alten (Reaktion).

Auf die Stürme der Revolutionszeit folgte eine Zeit allgemeiner Ermattung. Nach den verzehrenden Kriegsjahren bedurfte man des Friedens und der Ruhe. In kluger Berechnung benutzten die Regenten diese Stimmung, um ihre alten Herrschaftsrechte zu retten.

Die Ideen der Freiheit und Gleichheit, der Aufklärung und Volkswohlfahrt kamen in Verruf. Für alle Fehler der Revolution, für alles Unglück der napoleonischen Zeit wurden die Lehren der Revolution verantwortlich gemacht. Die Fürstenrechte erdrückten die Menschen- und Völkerrechte. Die Freunde der neuen Lehren wurden als Volksverführer, als Jakobiner verschrien und verfolgt.

Einen mächtigen Bundesgenossen fanden die Fürsten in der Kirche, die ihren einstigen Einfluß zurückgewinnen wollte. Sie vertrat im Dienste der Regierungen aufs neue die Lehre vom „Gottesgnadentum“, das vom Volke unbedingten Gehorsam verlangte.

Was an Napoleon oder an die Revolution erinnerte, wurde abgeschafft. In Deutschland lebten da und dort Leibeigenschaft und Folter wieder auf, die Universitäten wurden überwacht, selbst die Turnplätze Berlins als Revolutionsherde beaufsichtigt, später sogar geschlossen. Die Studentenvereine (Burschenschaften) wurden untersagt, freisinnige Professoren gemaßregelt. Der Preußenkönig entließ seine fortschrittlichen Minister und scheute sich nicht, sein Wort zu brechen, indem er dem Volke die versprochene Verfassung vorenthielt.

In Österreich hatte das Neue nie großen Einfluß gewonnen. Hier führte das Haupt der Gegenrevolution, der Fürst Metternich, sein strenges Regiment. Damit der „Freiheitsschwindel“ nicht Wurzel fasse, wurden die Ausländer ferngehalten oder durch die Polizei aufs schärfste überwacht. Es war eine Lieblingsbeschäftigung des Kaisers, Briefe zu erbrechen, also das Postgeheimnis zu verletzen; harmlose Bücher und Zeitschriften wurden verboten, den Untertanen der Besuch fremder Bäder und Universitäten untersagt.

Am schlimmsten war der Rückschritt in den romanischen Ländern. Mit kindischem Haß suchte man die Erinnerung an die Franzosenzeit auszulöschen. In Sardinien hob man alle neuen Gesetze auf, und führte die ein, die ein halbes Jahrhundert früher gegolten. Die Straße über den Mont-Cenis ließ man zerfallen; in Turin wurde der schöne botanische Garten zerstört, die Beleuchtungseinrichtung im Theater entfernt, — nur weil diese Werke von den Franzosen stammten. Rom beseitigte die Straßenbeleuchtung und die Pockenimpfung als revolutionäre Einrichtungen. Dafür blühte das Räuberwesen mächtig auf. So schätzte man allein im Königreiche Neapel die Zahl der Briganten auf 30,000.

Die Spanier wurden für den im Kampfe gegen Napoleon bewiesenen Heldenmut schlecht belohnt. Der zurückgekehrte König vernichtete alle Freiheiten, führte Folter und Inquisition ein und überließ die Regierung Günstlingen, die er wie seine Röcke wechselte, und die das Land schamlos ausbeuteten,

während verdiente Generale des Freiheitskrieges im Zuchthaus oder in der Verbannung schmachteten.

In Frankreich regierten wiederum die Bourbonen. Ludwig XVIII., ein Bruder des hingerichteten Königs, ging darauf aus, die ungeheure Umwälzung der letzten 25 Jahre ungeschehen zu machen. Die Rachelust der zurückgekehrten Emigranten, die sofort ihre alten Besitzungen und Rechte ansprachen, kannte keine Grenzen, und wurde selbst dem König lästig. Obgleich er Straflosigkeit für alles Geschehene versprochen hatte, konnte er wilde Verfolgungen nicht hindern. Die napoleonischen Beamten und Offiziere wurden entfernt und durch Angehörige des alten Adels ersetzt. Im Süden erging eine regelrechte blutige Jagd gegen die ehemaligen Revolutionäre. Binnen wenig Wochen saßen 70,000 Personen im Gefängnis. Wohl besaß Frankreich eine Verfassung, aber das Wahlrecht durften nur die Reichsten ausüben. Die Tricolore, die Fahne der Revolution, mußte dem weißen Lilienbanner der Bourbonen weichen. In den Tuileries übernahmen wie früher Schweizersöldner die Bewachung des Königs.

So war überall der gleiche Geist tätig. In einem Bunde, der „heiligen Allianz“, reichten sich die Monarchen Europas brüderlich die Hand, um die Freiheit der Völker zu ersticken. Auf Kongressen verfügten sie über die Geschicke der europäischen Staaten. Jeder Widerstand gegen den Rückschritt und die Tyrannei wurde durch den Fürstenbund erdrückt. So warfen 1821 österreichische Truppen einen Aufstand in Neapel nieder, während 1823 ein französisches Heer die spanische Revolution im Blut erstickte.

2. Unter dem Bundesvertrag.

Napoleons Sturz brachte auch den Zusammenbruch seines Werkes in der Schweiz. Die Mediationsverfassung wurde durch den Bundesvertrag abgelöst.

Wie vor der Revolution bedeutete der Bund fast nichts, die Kantone alles. Sie durften auf eigene Faust mit dem Ausland Verträge abschliessen, und bald gab es in Frankreich, Holland, Rom und Neapel wieder Schweizerregimenter. Den Kantonen war wieder erlaubt, Zölle zu erheben und eigene Münzen zu schlagen; sie besaßen ihre eigenen Posten, in Handel und Verkehr erhoben sich wieder die alten Schranken. Auf der Tagsatzung übten alle Kantone, ob groß oder klein,

dasselbe Stimmrecht aus. Nur im Wehrwesen machte man einige Fortschritte. Es sollte aus den kantonalen Truppen ein größeres Bundesheer aufgestellt und von der Tagsatzung geleitet werden. Eine Zentralschule in Thun sorgte für die Ausbildung tüchtiger Offiziere. (Dufour.)

Noch stärker war die Gegenrevolution in den Kantonen. In den neuen, deren Entstehen doch nur den Franzosen zu verdanken war, suchten sich die Regierungen durch lange Amtsdauern die Macht zu erhalten. In den ehemaligen Stadtekantonen hielt man das Landvolk so viel als möglich von der Regierung fern.

Folgende Tabelle mag dies veranschaulichen:

Zürich			Bern		Freiburg	
	Einw.	Gr. Räte	Einw.	Gr. Räte	Einw.	Gr. Räte
Stadt: ca.	10,000	130	20,000	130	9,000	108
Land: ca.	200,000	82	400,000	82	86,000	36

Im Kanton Zürich konnten als Mitglied des großen Rates nur Leute gewählt werden, die mindestens 30,000 Fr. Vermögen besaßen. Mächtiger als der große Rat waren aber die 25 kleinen Räte, die wie „kleine Könige“ auftraten.

Auf dem Lande waren die elf Oberamt männer so selbstherrlich wie die alten Landvögte, und auch ebenso gefürchtet. Fast alle Beamten, vom höhern Offizier, Richter oder Pfarrer bis hinunter zum Zollaufseher und Kanzleigehülfen wurden beinahe ausschließlich von Stadtbürgern besetzt. Die Wahl der Gemeindebeamten stand dem Oberamtmanne zu; die Pfarrer wurden nicht von der Gemeinde gewählt; im Gerichtswesen herrschte Willkür; Hungerkost und Prügelstrafe fanden noch Anwendung. Die Gerichtssitzungen waren heimlich; ebenso wenig gab man dem Volk je Rechenschaft über das Staatsvermögen. Zeitungen und Bücher durften erst nach der obrigkeitlichen Genehmigung erscheinen. (Zensur.)

Da der Staat für Straßen, Schulen, Spitäler usw. fast nichts ausgab, und viele hohe Beamte fast keinen Lohn beanspruchten, waren die Ausgaben und Steuern klein. Aber diese letztern waren ungerecht verteilt. Auf dem durch Notjahre schwer mitgenommenen Bauernstande lag immer noch die Last des Zehntens und der Grundzinse. Das Gewerbe war durch die Zünfte eingeschränkt, Handel und Verkehr

wurden durch schlechte Straßen, Zölle, Brückengelder und Stadtbefestigung erschwert. Die Schule, insbesondere auf dem Lande, war schlecht, der Lehrer „der Handlanger des Pfarrers“.

F. Die Wiederaufnahme der Freiheits- Bestrebungen.

Nationale Einigungsversuche.

Die „heilige Allianz“ hatte gehofft, die Menschen wieder in die frühere Abhängigkeit zurückführen zu können. Allein die Erinnerung an Freiheit und Gleichheit, an die Zeit, da der dritte Stand, das Volk, alles gewesen, konnte mit allen Gewaltmitteln nicht ausgetilgt werden. Immer stärker wurde die Unzufriedenheit.

I. Das Revolutionsjahr 1830.

1. Die Julirevolution.

Wiederum eröffnete Paris den Sturm gegen die Fürstentyrannie. Auf Ludwig XVIII. war sein Bruder Karl X., ein Vertreter des „Ancien régime“, gefolgt. Er begünstigte die Kirche, gab ihr z. T. den alten Besitz und die alten Rechte wieder, und entschädigte den alten Adel für die erlittenen Verluste mit einer Milliarde Franken. Die Unzufriedenheit des Volkes äußerte sich in Spottliedern, scharfen Zeitungsartikeln; selbst die Abgeordneten, die doch nur aus den Reichsten stammten, traten den Absichten des Königs und seiner Minister entgegen.

Da ließ sich der König im Juli 1830 hinreißen, die Kammer aufzulösen, die Presse und das Wahlrecht noch mehr einzuschränken.

Es erfolgten Straßenaufläufe und Zusammenstöße mit dem Militär. Bald flatterte vom Stadthause wieder die Fahne der Republik und in das Getümmel des Straßenkampfes ertönte vom Turm der „Notre dame“ die Sturmglocke. Die Truppen räumten erschöpft die Straßen.

Aber noch hatten die Bürgerschaft und die Besitzenden Angst vor der Republik, die man sich nicht ohne Greuel und

Blutvergießen vorstellen konnte. So bestieg denn ein Verwandter des frühern Königs, der Herzog Louis Philippe von Orleans, nicht von Gottes, sondern von Volkes Gnaden, den Thron Frankreichs.

2. Belgien reißt sich von Holland los.

Die rasch verlaufene, durch keine Gewalttaten befleckte Revolution war ein Signal, das die Freunde der Freiheit zu Taten hinriß.

Das Königreich der Niederlande bestand aus zwei Ländern, die in Sprache, Religion und Beschäftigung verschieden waren. Der König, ein Holländer, suchte den Belgiern holländische Sprache und Gesetze aufzuzwingen; durch Fleisch- und Brotsteuern sollten sie zur Tilgung der niederländischen Staatsschuld beitragen. Die Belgier aber trachteten nach Freiheit und Selbständigkeit. Mit den Waffen in der Hand rissen sie sich vom Nachbarlande los und wählten einen deutschen Prinzen, Leopold I., zum König. England und Frankreich zwangen die Holländer, sich in den Verlust zu fügen.

3. Der polnische Aufstand.

Auch Polen wagte einen Versuch zur Wiederherstellung seiner Freiheit.

Das unglückliche Land, einst ein mächtiges Königreich, war durch die Nichtsnutzigkeit seines Adels und die Ländergier seiner Nachbarn als selbständiges Reich verschwunden. Preußen, Österreich und Rußland hatten seit 1772 in drei Teilungen das Land an sich gerissen. Den Löwenanteil hatte Rußland genommen, und diesen polnischen Gebieten wurde durch den Wiener Kongreß eine verfassungsmäßige Regierung versprochen. Aber das hinderte die Russen nicht, die Polen als rechtlose Masse zu behandeln.

Der Aufstand brach unter dem Militär aus und in wenig Tagen war das ganze Land davon ergriffen. Eine provisorische Regierung organisierte den Widerstand gegen die russischen Heere. Umsonst! Nach anfänglichen Erfolgen, in blutigen Kämpfen bei Praga und Ostrolenka in Warschaus Nähe besiegt, durch eigene Zwietracht gelähmt, verlor Polen den letzten Rest seiner Selbständigkeit.

II. Die liberale Bewegung in der Schweiz.

Auch in der Schweiz ertrug ein großer Teil der Bevölkerung die Rückkehr zum Alten nur mit Widerwillen. Einerseits verlangte man Gleichberechtigung innerhalb der Kantone, also Freiheit und Gleichheit, anderseits erstrebte man einen einigen, starken Schweizerbund. Die Anhänger dieser Ziele nannte man die Liberalen, ihre Gegner die Konservativen. Auch hier wirkte die Juli-revolution belebend.

I. Die Umgestaltung des Kantons Zürich.

a) Der Ustertag 1830.

Im Kanton Zürich wünschten namentlich die Seeleute eine Verbesserung der Zustände, und ihre Bestrebungen fanden selbst in der Stadt viele einflußreiche Freunde. Durch einen deutschen Flüchtling, Dr. Ludwig Snell, ließen Küsnachter Bürger eine Denkschrift ausarbeiten, worin sie die Neuordnung des Kantons Zürich verlangten.

Als die Regierung zögerte, dieses Begehren zu erfüllen, beriefen die Liberalen auf den 22. November 1830 eine große Volksversammlung nach Uster ein. Acht- bis zehntausend Männer aus allen Gauen des Kantons leisteten dem Rufe Folge. Freudig stellte sich auch das bevorrechtete Winterthur auf die Seite des Landvolkes, und in begeisterter Tagung erklärte man sich einig mit den Wünschen des Küsnachter-memorials. Heinrich Gujer von Bauma, „der kluge Müller“, eröffnete die Versammlung. Er erklärte: „Die Änderung ist nötig, damit wir und unsere Enkel nicht aus Gnade, sondern aus Recht gut regiert werden.“ Der Arzt Dr. Hegetschwiler von Stäfa, der für die Stadt hatte sprechen wollen, besann sich angesichts der würdigen Versammlung eines Bessern, und begann seine Rede mit den Worten: „Frei ist der Mensch, ist frei und wär er in Ketten geboren.“ Steffan von Wädenswil, Fabrikdirektor in Uster, stellte das Verlangen nach besserer Schulbildung auf, und versprach den Anwesenden eine Reihe Erleichterungen, was sofort eine ganze Flut von Wünschen wach werden ließ, von Wünschen, die nie erfüllt werden konnten, wie Herabsetzung des Zinsfußes, Verbot der Webemaschinen u. a.

b) Die liberalen Neuerungen.

In der Stadt hatte man aus Angst vor einem Überfall Verteidigungsmaßregeln angeordnet. Der ruhige Verlauf des Ustertages machte aber so großen Eindruck, daß die Regierung dem Drängen der Landschaft nachgab. Schon nach zwei Wochen wurde ein neuer großer Rat gewählt, in den das Land $\frac{2}{3}$ der Vertreter abordnete. Er arbeitete die neue Verfassung aus, welche im Frühjahr 1831 vom Volke fast einstimmig angenommen wurde.

Stadt- und Landbürger waren von nun an gleichberechtigt, die Räte galten nur noch als Diener, nicht als Herren des Volkes. Die Allmacht der kleinen Räte hörte auf; denn sie waren dem großen Rate für ihre Regierungsmaßnahmen verantwortlich. Man nahm ihnen auch die richterliche Befugnis, und für Gesetze und Steuern war die Genehmigung der Volksvertreter erforderlich. Die Verhandlungen der Behörden und Gerichte wurden öffentlich. Die Zeitungen durften ungehindert die Tätigkeit der Behörden besprechen; jeder Bürger konnte der Regierung seine Wünsche kundgeben (Petitionsrecht), oder gegen ihre Entscheide den Schutz der Gerichte anrufen. Es durfte niemand mehr willkürlich verhaftet werden, auch die Folter wurde abgeschafft. In Bezirk und Gemeinde wählte sich das Volk seine Behörden selber.

Handel und Gewerbe wurden freigegeben, die Vorrechte der Zünfte aufgehoben, die Stadtmauern, Wälle und Tore niedrigerissen. Um Handel und Verkehr zu heben, wurden neue Straßen und Brücken gebaut. Das Höchste ward aber im Schulwesen geleistet. Der Schulbesuch wurde obligatorisch erklärt, an die Primarschule die Sekundarschule angeschlossen. Das in Küsnacht unter der Leitung von Dr. Thomas Scherr gegründete Seminar sorgte für die Heranbildung tüchtiger Lehrer; Kantonsschule und Universität übernahmen die Ausbildung von Geistlichen, Juristen, Ärzten und Professoren.

Die Kosten für diese Neuschöpfungen wurden durch Steuern gedeckt, die man auf alle Bevölkerungsklassen verteilte. Dem Bauer wurde die Ablösung der Grundzinse und Zehnten etwas erleichtert, und überall zeigte sich das Bestreben, das Volk nicht nur zu regieren, sondern auch für dessen Wohl zu sorgen.

2. Die Trennung Basels 1833. Wirren in Schwyz.

Das Beispiel Zürichs weckte überall Nacheiferung; aber nicht immer ging die Umwandlung so friedlich und rasch von statten. Oft genügten die Volksversammlungen nicht, es kam zu Drohungen und Auszügen, ja selbst zu Blutvergießen. So in Basel. Hier wollte die Stadt ihre Vorrechte nicht aufgeben. Als die Landleute die Stadt bedrohten, wurden sie von den Städtern besiegt, aber die Rache der Sieger entzündete einen neuen Aufstand, und bei Liestal wurden die Basler mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Nun schloß die Stadt eine Anzahl Gemeinden aus dem Staatsverbände aus, und sofort bildeten diese einen eigenen Kanton. Nach abermaligem Blutvergießen mußte die Tagsatzung einschreiten und die feindlichen Brüder in zwei Halbkantone trennen.

Auch in Schwyz kam es beinahe zur Trennung. Da Außerschwyz (Einsiedeln, Höfe, March, Arth, Küßnacht, Gersau) von Innerschwyz keine Gleichstellung erlangte, schickte es sich an, einen eigenen Kanton zu bilden. Mit größter Mühe nur gelang es der Tagsatzung, eine Versöhnung herbeizuführen.

3. Störung des liberalen Fortschrittes.

a) Der „Züriputsch“.

Die liberalen Neuerungen folgten sich oft zu rasch und unvermittelt, und dennoch vermochten sie nicht alle Wünsche zu befriedigen. Im Kanton Zürich wuchs langsam eine tiefe Mißstimmung heran, die von all denen, die durch die Änderung etwas verloren hatten — Städtern, Geistlichen, abgesetzten Schulmeistern — geschickt genährt wurde. Die neuen Lehrer waren verhaßt; in Stadel bei Dielsdorf stürmte man das Schulhaus und vernichtete die neuen Scherrschen Lehrmittel, weil sie zu wenig fromm seien. Als die Regierung den freisinnigen Dr. David Strauß als Lehrer der Theologie an die Universität Zürich berief, wurde unter dem Rufe: „Die Religion ist in Gefahr“, dessen sofortige Absetzung verlangt. Strauß hatte nämlich ein Buch, „Das Leben Jesu“ geschrieben, in welchem er den großen Religionsstifter nicht als Sohn Gottes, sondern als Mensch darstellte. Dieses Buch machte den jungen Gelehrten berühmt und verhaßt, und die strenggläubigen Geistlichen stellten Strauß als Gottesleugner und

Gotteslästerer dar. Selbst als die Regierung nachgab, und Strauß, noch bevor er in Zürich eingetroffen war, entließ, gab sich das Glaubenskomitee, an dessen Spitze Hürlimann-Landis in Richterswil und Pfarrer Bernhard Hirzel in Pfäffikon standen, nicht zufrieden. Am 6. September 1839 ließ Hirzel Sturm läuten, und aus allen Gemeinden des Oberlandes zogen bewaffnete Haufen gegen die Stadt. Während vom See her und aus andern Kantonsteilen stets neue Zuzüge gegen Zürich heranmarschierten, kam es auf dem Münsterplatze zu einem Zusammenstoß mit dem Militär. Die Regierung dankte ab und wurde durch eine konservative ersetzt. Für freisinnige Geistliche und Lehrer begannen schwere Zeiten. Thomas Scherr wurde entlassen, und fand im Thurgau ein neues Feld segensreicher Arbeit.

b) Weitere Rückschläge.

Auch anderwärts versuchten die Konservativen, wieder ans Ruder zu gelangen.

In Luzern erlangte ein reicher Bauer, Leu von Ebersol, durch glühende Frömmigkeit und Beredtsamkeit große Volkstümlichkeit. Gemeinsam mit dem Staatsschreiber Siegwart-Müller verstand er es, dem Volke Angst vor den religionsgefährlichen Liberalen einzuflößen. So kamen Staat und Schule wieder unter die Herrschaft der Kirche.

Im Kanton Aargau erhob sich das katholische Freiamt gegen die liberale Regierung. Die Glocken läuteten Sturm und das von Geistlichen aufgewiegelte Volk marschierte gegen Aarau. Die liberale Regierung zeigte aber mehr Fertigkeit als die zürcherische. Ihre Truppen schlugen die Aufständischen aufs Haupt; dann wurden zur Strafe sämtliche Klöster aufgehoben.

III. Das Werden des schweiz. Bundesstaates.

I. Der erste Versuch 1833.

Der liberale Umschwung in den Kantonen hatte nur Wert, wenn die Errungenschaften — besonders die Erleichterung in Handel, Verkehr, Niederlassung — auf dem Gebiet der ganzen Schweiz Geltung erlangten. So versuchten die Liberalen eine Änderung des Bundesvertrages durchzusetzen. Sie scheiterte aber am Widerstande der Tagsatzung. Zugleich

riefen die Basler- und Schwyzerwirren einer solchen Erregung, daß sich einerseits die liberalen, anderseits die konservativen Kantone in besonderen Vereinigungen enge zusammenschlossen. Eine einige, starke Schweiz schien in weite Ferne gerückt.

2. Die Klöster- und Jesuitenfrage.

Anfangs der 40er Jahre spitzten sich die Gegensätze immer mehr zu. Luzern und die übrigen katholischen Kantone verlangten drohend die Wiederherstellung der aargauischen Klöster. Schließlich gab der Aargau soweit nach, daß er die vier Frauenklöster wieder errichtete. Dagegen verlangte Seminardirektor Augustin Keller die Wegweisung der Jesuiten aus dem Gebiete der Schweiz. Dem wurde nicht Folge gegeben: ja Luzern, das Haupt der Konservativen, berief den Liberalen zum Trotz diesen Orden; er sollte die Leitung der höheren städtischen Schulen übernehmen.

3. Die Freischarenzüge 1844 und 45.

Nun suchten die Luzerner Liberalen mit Hilfe von Freunden aus andern Kantonen das konservative Regiment gewaltsam zu stürzen. Zweimal wurden bewaffnete Einfälle unter militärischer Leitung ins Luzernergebiet unternommen; aber beide Freischarenzüge endeten unglücklich. Einkerkierungen und harte Strafen wurden über die Teilnehmer aus dem eigenen Kanton verhängt.

Für die Gefangenen, die aus anderen Kantonen stammten, mußte ein Lösegeld von 350,000 Fr. bezahlt werden. Dr. Steiger, der gefangene Führer der Stadtliberalen, wurde zum Tode verurteilt, konnte aber mit Hülfe seiner Freunde flüchten. Dagegen fiel Leu von Ebersol in seinem eigenen Hause durch die Kugel eines elenden Mörders.

Die Freischarenzeit erregte alle schweizerischen Liberalen in außerordentlicher Weise. In Zürich bewirkte sie sogar den Sturz der konservativen Regierung.

4. Der Sonderbund.

Infolge der Freischarenzüge erweiterten die katholischen Orte ihren Bund zu einem Sonderbund, ähnlich dem borromäischen. Sie versprachen einander bewaffnete Hilfe und wählten einen Kriegsrat. In Wien, Paris und Turin

knüpften sie durch ihren gewandten Sekretär Bernhard Meyer Unterhandlungen an. Aber der Sonderbund, der den Interessen des gesamten Schweizerlandes so offenbar entgegenstand, verwischte die religiöse Seite des Streites; jetzt handelte es sich nicht mehr um Klöster und Jesuiten, das Feldgeschrei lautete:

„Hie Schweizerbund, dort Sonderbund“.

Im Vertrauen auf die Hülfe der fremden Mächte führten die Gesandten der Sonderbundskantone auf der Tagsatzung eine trotzig Sprache. Aber 1847 kam eine liberale Mehrheit gegen sie zu Stande. Diese beschloß die Auflösung des Sonderbundes, die Bundesrevision und die Ausweisung der Jesuiten.

Die Sonderbundskantone trafen, von der Geistlichkeit eifrig unterstützt, ihre Kriegsvorbereitungen. Sie wählten Salis-Soglio, einen konservativen reformierten Bündner, zum General. So mußte denn das Schwert entscheiden.

5. Der Feldzug.

Das Gebiet des Sonderbundes bestand aus den Urkantonen mit Luzern und Zug, dem Wallis und dem Kanton Freiburg. In der Urschweiz kommandierte Salis-Soglio, Wallis und Freiburg besaßen eigene Führer. Die Streitmacht betrug 37,000 Milizen und 47,000 Mann Landsturm.

Dieser Macht stand die über 100,000 Mann starke eidgenössische Armee unter Dufours Kommando gut bewaffnet und geschult gegenüber. General Dufour, der beste schweizerische Offizier, hatte seine Ausbildung unter Napoleon erhalten, und sich in der Leitung der Militärschule zu Thun ausgezeichnet. Sein Plan war, den Krieg rasch und möglichst unblutig zu beenden.

Ohne Schwertstreich fiel Freiburg; dann vereinigte Dufour seine Truppen zum Angriff auf Luzern, das Haupt des Sonderbundes. Auch Zug kapitulierte. Salis-Soglio besetzte nun den Rooterberg zwischen Reuß und Zugersee und bereitete sich zur hartnäckigen Verteidigung vor. Aber nach heftigen Gefechten bei Honau, Meierskappel und Gislikon wurde die Sonderbundsarmee zum Rückzug auf Luzern gezwungen.

Dort herrschte große Verwirrung. Regierung und Priesterpartei, ja selbst der General, flohen auf einem Dampfboot nach Flüelen; die eidgenössischen Truppen marschierten in Luzern ein. Rasch unterwarfen sich auch die übrigen Kantone.

Nur 25 Tage hatte der Feldzug gedauert, die eidgenössische Armee hatte 78 Tote und 250 Verwundete; die Verluste des Sonderbundes waren noch geringer.

Die Unterlegenen fanden milde Sieger. Zwar wurden sie zur Bezahlung der Kriegskosten von 5 Millionen Fr. angehalten; nachdem aber etwas mehr als $\frac{1}{3}$ daran bezahlt war, übernahm die Bundeskasse den Rest.

Das Ausland machte Miene, für den unterlegenen Sonderbund einzutreten, nur England wirkte dem erfolgreich entgegen. Als dann 1848 ein wilder Revolutionssturm Europa durchbrauste, konnte die Eidgenossenschaft ungestört die Bundesrevision vornehmen.

IV. Unter dem neuen Bunde.

I. Die Bundesverfassung.*

Im Jahre 1848 erhielt die Schweiz ihre neue Verfassung. Sie wandelte die Eidgenossenschaft in einen starken Bundesstaat um, ohne die Selbständigkeit der Kantone zu vernichten.

a) Bundesbehörden: Eine oberste Regierung, der Bundesrat, besorgt die Leitung des Landes. Er besteht aus sieben Mitgliedern, die von der Bundesversammlung gewählt werden.

Diese berät die Gesetze und wird vom National- und Ständerat gebildet. Ersterer wird vom Volke gewählt; auf je 20,000 Einwohner kommt ein Mitglied. In den Ständerat schickt jeder Kanton zwei Vertreter. Diese Behörden haben ihren Sitz in der Bundesstadt Bern.

Das oberste Gericht ist das Bundesgericht, das seit 1874 ständig in Lausanne tagt und von der Bundesversammlung gewählt wird.

b) Die Aufgaben des Bundes sind: Wahrung der Unabhängigkeit nach außen, Pflege von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Rechte und Freiheiten der Bürger, sowie Förderung ihrer Wohlfahrt.

c) Die Rechte des Bundes erstrecken sich auf: Beschlüsse über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge mit

* Die Bundesverfassung gehört ins Pensum der III. Klasse. Hier kann nur eine knappe Übersicht geboten werden.

dem Ausland, Münz-, Zoll- und Postwesen, Ausbildung und Verwendung des Bundesheeres.

d) Rechte der Bürger: Dem Volke wurde Rechtsgleichheit, Glaubens-, Gewissens-, Niederlassungs-, Gewerbe- und Handelsfreiheit, sowie Vereins- und Petitionsrecht garantiert. Jeder Bürger ist wehrpflichtig.

Die neue Verfassung wurde von 15^{1/2} Kantonen mit 1,900,000 Einwohnern angenommen. 6^{1/2} Kantone mit 290,000 Einwohnern stimmten dagegen.

2. Der Neuenburgerhandel.

Der neue Bund erhielt rasch Gelegenheit, sich zu bewähren. Infolge seiner Doppelstellung als Schweizerkanton und preußisches Fürstentum war der Kanton Neuenburg in zwei Parteien getrennt. Die Konservativen, darunter die Angehörigen des alten Adels, hielten zum König und wünschten Anschluß an Preußen, die liberalen Republikaner dagegen forderten die völlige Trennung von diesem Lande. Während des Sonderbundskrieges ließ die konservative Regierung ihre Truppen nicht ausrücken und wurde deshalb gebüßt; bald darauf beherbergte sie auch die fremden Gesandten, welche die Schweiz verhindern wollten, sich eine neue Verfassung zu geben.

Als aber die Februarrevolution die Gesandten schleunigst nach Hause rief, erhoben sich die radikalen Jurassier, die „Montagnards“ von La Chaux de Fonds [und Le Locle, bemächtigten sich des Schlosses und erklärten die Trennung von Preußen. Die Tagsatzung genehmigte diesen Schritt und Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, konnte infolge der Revolution im eigenen Lande die Befreiung nicht verhindern; doch hielt er seine Ansprüche aufrecht.

1856 versuchten die Royalisten durch einen „Putsch“ die gewaltsame Wiederherstellung der alten Herrschaft, indem sie auf dem Schlosse die Preußenfahne aufpflanzten. Aber die Montagnards holten sie wieder herunter und machten ein halbes Tausend Gefangene. Achtzig davon wurden vor ein eidgenössisches Gericht gestellt. Darauf drohte Preußen mit Krieg. Die Schweiz stellte unter Dufour ein Heer an die Nordgrenze; die Lage war kritisch. Da vermittelten England und Frankreich einen Frieden. Preußen verzichtete auf seine

Herrschaftsrechte; die Schweiz gab die Gefangenen frei und bezahlte die Kosten.

3. Die demokratische Bewegung.

Im Laufe der Zeit genügten die liberalen Verfassungen der dreißiger Jahre, die alle Gewalt in die Hände der Volksvertreter gelegt hatten, nicht mehr. Das Volk verlangte größeren Anteil an den Staatsgeschäften und Entlastung der weniger Bemittelten. Es ging der Ruf: Nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk. Von den Liberalen trennte sich die Partei der Demokraten ab (Demokratie = Volksherrschaft). Am bedeutungsvollsten wurde diese neue Bewegung wiederum im Kanton Zürich. Nach vier mächtigen Volksversammlungen in Zürich, Winterthur, Uster und Bülach, die alle am gleichen Tage (Ende 1867) stattfanden, erfolgte dort 1868 die demokratische Umwandlung. Das Volk erhielt das Recht, über alle von seinen Vertretern (Kantonsrat) erlassenen Gesetze abzustimmen. (Referendum = vors Volk bringen), ferner durfte es, wenn 5000 Bürger ihre Unterschrift dazu gaben, selber Gesetzesvorschläge einbringen. (Initiative = Inangriffnahme einer Handlung.) Auch die Wahl des Regierungsrates und der Bezirksbehörden ging in seine Hand über. Zur Erleichterung der ärmern Volksklassen übernahm der Staat die Ausrüstung des Wehrmannes; der Schulbesuch wurde unentgeltlich, der Salzpreis herabgesetzt; die neue Kantonbank erlaubte die Beschaffung von Geld zu einem erträglichen Zinsfuß und endlich verlegte ein neues Steuersystem (Progressivsteuer), das für die größeren Vermögen und Einkommen höhere Steueransätze brachte, die Abgaben in stärkerem Maße auf die Reichen und Wohlhabenden.

Von Zürich aus faßte die Demokratie rasch in anderen Kantonen Wurzel und führte schließlich zu ähnlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Bundes, indem 1874 die Bundesverfassung abgeändert wurde.

4. Vermehrte staatliche Einheit.

Seit dieser Bundesrevision hat das Bestreben, in der Schweiz gleichmäßigere und einheitlichere Zustände zu schaffen, große Erfolge zu verzeichnen. Zunächst wurde das metrische Maß- und Gewichtssystem eingeführt. Das Fabrikgesetz regelt die Arbeitszeit und die Verwendung junger

Arbeitskräfte in den Fabriken. Das Haftpflichtgesetz sichert den in Betrieben Verunglückten eine Entschädigung. Für eine zu erlassende Kranken- und Unfallversicherung besteht ein Fonds von 20 Mill. Fr. Die Volksschule und eine Menge anderer Unterrichtsanstalten werden vom Bunde unterstützt. Das Alkoholmonopol übergibt dem Bunde die Herstellung und den Verkauf gebrannter Wasser; $\frac{1}{10}$ des Reinertrages wird zur Bekämpfung der Trunksucht verwendet. Die Eisenbahnen sind (1898) um zirka eine Milliarde Fr. erworben worden. Die Nationalbank, die allein das Recht hat, Noten auszugeben, hat 1907 ihre Tätigkeit aufgenommen. Im gleichen Jahre erfuhr das Militärwesen dadurch eine Verbesserung, daß die Dienstzeit auf die jüngeren Jahre verlegt wurde. Das neue Zivilgesetzbuch, das 1912 in Kraft treten wird, bringt gleiches Recht für alle, hebt also die 25 verschiedenen Rechtszustände auf.

5. Stellung der Schweiz zum Auslande.

Die Stärkung des schweizerischen Staatswesens hat seine Stellung unter den Völkern Europas entschieden günstig beeinflußt. Ihre Unabhängigkeit wurde von keiner Seite angetastet, obgleich ihre freiheitlichen Einrichtungen den monarchischen Staaten nicht eben erwünscht sein konnten. Zum Teil auf Anregung der Schweiz hin sind in der letzten Zeit eine Reihe von Verträgen zwischen den wichtigsten Völkern der Erde zustande gekommen, die besonders den Erleichterungen des Verkehrs zu dienen haben. Unserem Lande ist die Ehre zu teil geworden, Sitz dieser internationalen Ämter zu werden, zu deren Direktoren gewöhnlich hervorragende Schweizer gewählt werden. (Weltpostverein, Telegraphenamt, Frachtverkehr etc.)

Auf Anregung des Genfer Henri Dunant wurde die Genfer Konvention (rotes Kreuz) gegründet, der alle Kulturvölker der Erde angehören und welche die Schrecken des Krieges dadurch zu mildern versucht, daß sie Verwundete und Sanitätspersonal als unverletzlich erklärt. Mehrmals hatten Schweizer Staatsmänner bei internationalen Schiedsgerichten mitzuwirken, ein Zeichen, daß man ihre Tüchtigkeit auch im Auslande zu schätzen wußte.

V. Das tolle Jahr (1848).

Der glückliche Verlauf des Sonderbundskrieges ließ auch anderwärts die freiheitlichen Bestrebungen hell emporlodern; als neues Ziel kam die Forderung hinzu, die durch gleiche Sitte und Sprache verwandten Völker zu einem eigenen, selbständigen Staat zu vereinigen.

I. Die Throne wanken.

a) *Die Januarrevolution.* (Italien.)

Italien machte den Anfang. Verschiedene Regenten wurden verjagt, während andere durch Erteilung einer Verfassung und Berufung liberaler Minister den Sturm beschwören konnten.

In erbitterten Straßenkämpfen wurden die Österreicher aus Mailand und Venedig hinausgeworfen. Alle Patrioten sammelten sich unter der Führung des Königs von Sardinien, um die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln.

b) *Die Februarrevolution.* (Frankreich.)

In Frankreich stützte der Bürgerkönig Louis Philippe seine Macht auf die Reichen. Nur sie konnten wählen und gewählt werden. So kam es, daß die Gesetzgebung die reichen Fabrikanten und Kaufleute begünstigte, indem sie die Einfuhr von Woll- und Baumwollwaren verbot und auf andere Gebrauchsartikel hohe Zölle legte. Der König selber war das Vorbild des neuen Geldadels, dessen Bestreben dahin ging, sich mit allen Mitteln zu bereichern. „Enrichissez-vous!“ war die Losung.

In den Städten und ihren Vororten nahm das Fabrikwesen einen gewaltigen Aufschwung. Tausende von fleißigen Händen, durch keine Gesetzgebung geschützt, mehrten um geringen Lohn die Reichtümer anderer. Mehrmals versuchten diese Arbeitermassen ihre traurige Lebenslage gewaltsam zu verbessern; aber stets wurden sie von der Regierung mit Polizei und Militär unterdrückt, ihre Vereinigungen aufgelöst und verboten. Eigensinnig verschloß sich der König jeder warnenden Stimme, und alle Wünsche nach einem besseren Wahlgesetz wurden abgewiesen. So erfolgte im Februar 1848 ein Aufstand der Hauptstadt, der infolge eines Kampfes zwischen Arbeitern und Soldaten zur Revolution wuchs. Hunderte von Barrikaden erhoben sich in einer Nacht, und

der König fand nicht den Mut, den Kampf aufzunehmen. Während die Truppen abzogen und der König nach England floh, plünderte der Pöbel die Tuilerien und besetzte das Stadthaus. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt und die Republik proklamiert.

c) Die Märzrevolution. (Deutsches Reich.)

Die Deutschen hatten bei der Erhebung gegen Napoleon I. gehofft, ein einiges und freies Volk zu werden, aber der Bund, der an die Stelle des alten deutschen Reiches trat, war ein lockerer kraftloser Staatenbund.

Unter Österreichs Leitung tagte in Frankfurt a. M. der Bundestag, eine Vereinigung der Gesandten der 39 verschiedenen Bundesglieder. Metternichs unheilvoller Einfluß lähmte jede Entwicklung und verunmöglichte jede Neuerung.

Die Februarrevolution wirkte wie ein Blitzstrahl auf Deutschland und brachte alles in revolutionäre Gährung.

In Wien rissen die Studenten die Bevölkerung zum Aufstande hin. Metternich mußte sich vor der Volkswut nach England flüchten und dem Kaiser wurde das Versprechen, eine Verfassung zu erlassen, abgetrotzt. Als die Hauptstadt in die Hand der unruhigen Volksmassen geriet, flüchtete die kaiserliche Familie. Das habsburgische Reich schien aus den Fugen zu gehen; denn die verschiedenen Völker: Italiener, Slaven, Magyaren, benützten die Verlegenheit der Regierung, um die Selbständigkeit zu erzwingen.

Unter Führung Ludwig Kossuths, eines Mannes von hinreißender Beredtsamkeit, erhielt Ungarn wirklich eine eigene Regierung, so daß es mit Österreich nur noch durch die Person des Herrschers zusammenhing.

Auch in Berlin loderte die Revolution in hellen Flammen auf. Barrikaden erhoben sich; zwischen Militär und Bevölkerung tobte ein heftiger Kampf, bis der König die Truppen aus der Stadt zurückzog, eine verfassungsmäßige Regierung und Unterstützung der deutschen Einheitsbewegung versprach.

Das ganze Reich befand sich in einem Freudentaumel. Allerorts mußten die Regenten, um ihre Throne zu retten, den Volkswünschen nachgeben. Nun sollte auch das so sehnlich erträumte einige, deutsche Reich erstehen. In Frankfurt a. M. versammelte sich ein durch das deutsche Volk gewähltes Parlament, um Deutschland in einen mächtigen Bundesstaat, mit einem Kaiser an der Spitze, umzuwandeln.

2. Der Sieg der Regierungen.

a) Die Junischlacht.

Die Pariser Februarrevolution war das Werk der Blumenmänner (Arbeiter), die sich diesmal nicht bei Seite schieben ließen. Sie erzwangen das Recht auf Arbeit. In den Nationalwerkstätten wurde das arbeitslose, hungernde Volk beschäftigt. Da infolge der Revolution alle Gewerbe und Industrien stockten, schwoll das Heer der Beschäftigten bald auf über 100,000 Köpfe an, sodaß die täglichen Ausgaben auf etwa 200,000 Franken stiegen. Einnahmen waren keine zu verzeichnen, da besonders Erdarbeiten ausgeführt wurden. So stiegen die Steuern rasch um 45 %, was großer Unzufriedenheit rief. Zudem zeigte die Wahl der Abgeordneten, daß die Republik nur in den großen Städten ihre Stütze hatte, während die Landschaft durchaus monarchisch gesinnt war. So ging man an die Aufhebung der Nationalwerkstätten, wogegen sich die Arbeiter zur Wehre setzten. In viertätigem Straßenkampf (Juni) warf General Cavaignac die Aufständischen nieder. Tausende von Toten bedeckten die Straßen, Tausende wurden verbannt. Doch nicht „dem Retter des Vaterlandes“. Cavaignac, sollte die Frucht des Sieges zufallen. Mit gewaltiger Mehrheit wurde sein Mitbewerber, Louis Napoleon, durch Volkswahl zum Präsidenten der Republik ernannt. Der glänzende Name, die Willfährigkeit gegenüber der Kirche, der Haß der Arbeiter gegen Cavaignac hatten dessen Wahl ermöglicht.

b) Das Mißlingen der deutschen Einigung.

Obgleich das Frankfurter Parlament viele hervorragende Männer umfaßte, leistete es keine fruchtbare Arbeit. In nutzlosen Reden ließ man die kostbarste Zeit verstreichen; die revolutionäre Begeisterung flaute ab, und die Fürsten benützten die Gelegenheit, ihre Macht neu zu stärken. — Unterdes stritt das Parlament über die Frage, wem die Leitung des geeinigten Reiches zufallen sollte. Es war nicht daran zu denken, daß einer der zwei Großstaaten Preußen und Österreich sich dem andern unterordnen werde; deshalb erlangten schließlich die Kleindeutschen, die Preußens Führung unter Ausschluß Österreichs vom Bunde verlangten, den Sieg über die Großdeutschen, die Österreich auch weiter im Bunde und an

dessen Spitze sehen wollten. Weil aber der Preußenkönig die Kaiserkrone ausschlug, brach das Parlament zusammen und als der Rest in Stuttgart weiter tagte, wurde er durch Soldaten auseinander getrieben. Vergebens erfolgten Aufstände in Süddeutschland, um die Einigung zu erzwingen, oder eine Republik einzurichten; preußische Waffen erstickten in blutigen Kämpfen den Widerstand.

c) Die Wiederherstellung der österreichischen Monarchie.

Auch der schwerbedrohten habsburgischen Monarchie gelang es, sich wieder zu befestigen. Die Hauptherde der Revolution, Prag und Wien, wurden erstürmt, die Hauptführer hingerichtet, alle Versprechungen zurückgenommen. Nachdem man ferner die italienischen Provinzen durch die Besiegung Sardiniens zurückgewonnen hatte, sollte auch Ungarn wieder in die alte Abhängigkeit hinabsinken. Der neue Kaiser Franz Joseph versagte den Rechten der Ungarn die Bestätigung, da trennte sich dieses völlig von Österreich ab. Vergeblich versuchten die österreichischen Heere, Ungarn mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen; sie wurden aus dem Lande geschlagen. Nun erbat sich aber der Kaiser die Hülfe Rußlands, das bereitwillig die Hand dazu bot, das unglückliche Land niederzuwerfen. Der Übermacht mußten die Ungarn, deren Führer zudem uneinig waren, erliegen. Ein schreckliches Blutgericht erging über die Häupter der Abgefallenen. Ungarn verlor alle Freiheiten. Einkerkierung, Verbannung und gehässige Verfolgung verbreitete Grabesstille über das niedergetretene Land.

Bearbeiter: *Dr. H. Gubler*, Zürich III.

G. Bildung nationaler Reiche.

I. Die Einigung Italiens.

I. Staatliche Zerrissenheit und Fremdherrschaft.

Seit Jahrhunderten zerfiel die Apenninenhalbinsel in eine Unzahl kleiner Reiche. Die Zeit nach der französischen Revolution hatte zwar auch hier andere Verhältnisse und mehr Einheit gebracht, aber nach Napoleons Sturz kehrten die ver-

triebenen Herrscher, die meist fremden Fürstenhäusern angehörten, wieder zurück. Neapel-Sizilien stand als „Königreich beider Sizilien“ unter den Bourbonen; der Papst gebot über den Kirchenstaat, d. h. über Rom und einen großen Teil von Mittelitalien; Verwandte des österreichischen Kaiserhauses herrschten über das Großherzogtum Toskana und die Herzogtümer Modena und Parma; Venetien und die Lombardei waren österreichisches Gebiet und nur der Rest, Piemont, Sardinien und das heute französische Savoyen standen als „Königreich beider Sardinien“ unter einheimischen Herrschern, dem Fürstenhaus der Savoyer. Schwer lastete überall der Einfluß des rückschrittlichen Österreich auf dem armen Lande.

2. Verschwörungen und Befreiungsversuche.

Um die Fremdherrschaft abzuschütteln und ein einiges Italien zu bilden, waren im Anfang des XIX. Jahrhunderts Geheimbünde entstanden. Die bedeutendste dieser Vereinigungen, die der „Carbonari“, zählte bald über 60,000 Mitglieder, darunter viele Gelehrte und Offiziere. Aber alle Befreiungsversuche wurden durch österreichische Bajonette unterdrückt. Durch Verbannung und Einkerkierung der Teilnehmer glaubten die Herrscher den nationalen Gedanken unterdrücken zu können. Vergebens! Das Wort: „Wir Italiener alle sind Söhne einer gemeinsamen, schönen und wenn wir wollen, glücklichen und starken Mutter“ fand mächtigen Wiederhall. Eine neue Verbindung der Patrioten, an deren Spitze der feurige Mazzini stand, „das junge Italien“, einigte alle freiheitlich denkenden Männer. Man wollte endlich gegen die schlimmste der drei Landplagen (Fieber - Pfaffen - Deutsche), die Fremdherrschaft, vorgehen. In der Lombardei und in Venetien, wo das österreichische Polizeiregiment besonders verhaßt war, brach man allen Verkehr mit den Fremden ab. Die Einheimischen verließen die Restaurants, wenn österreichische Offiziere eintraten. Sogar des Tabaks und Lotteriespiels enthielt man sich, um die Einnahmen der Regierung zu schmälern.

3. Sardinien im Kampf gegen Österreich 1848/49.

Das Beispiel, das soeben die Schweiz gegeben, reizte die Italiener zur Nacheiferung. Italien sollte nicht mehr bloß ein „geographischer Begriff“ sein. In den größeren Staaten erzwang

sich das Volk freiheitlichere Zustände (Verfassungen) und Parma und Modena verjagten ihre verhaßten Herrscher. Auf die Kunde von den Ereignissen in Paris und Wien erhoben sich auch die Lombardei und Venetien. Karl Albert von Sardinien, der Papst und Toskana konnten sich der allgemeinen Begeisterung nicht entziehen und ließen ihre Truppen in der Lombardei einrücken. Notgedrungen schloß sich auch Neapel an. „Italien wird die Einigung ganz allein zu stande bringen“, jubelte das Volk. Aber man hatte den Gegner unterschätzt. Der tüchtige österreichische Feldmarschall Radetzky hielt im Festungsviereck Peschiera - Verona - Mantua - Legnago stand. Dazu kam die Uneinigkeit der Italiener. Die republikanische Partei unter Mazzini erregte Unruhen, sodaß die meisten Hülfsvölker zurückgezogen wurden. So mußte Karl Albert in neunstündigem Heldenkampfe bei Custozza erliegen. Mailand fiel wieder an Österreich. Nach einer zweiten Niederlage (1849) dankte er, entmutigt durch die Gegnerschaft der Republikaner und den Abfall der Fürsten, ab, nachdem er vergeblich im Kugelregen den Tod gesucht hatte. Nur so konnte der hochherzige König Sardinien einen ordentlichen Frieden sichern.

Die Angst vor dem Volke war vorbei; unter dem Schutze der österreichischen Bajonette kehrten die alten Zustände zurück. In Rom, wo unter dem Freischarenführer Garibaldi die Republikaner eine Zeit lang die Oberhand gewonnen hatten, zog der Papst wieder ein. In häßlichem Rachedurst ließ er in einem Jahre 1644 „politische Verbrecher“ hinrichten. Graf Haynau bestrafte die Stadt Brescia, die im Rücken der österreichischen Armee einen Aufstand erhoben hatte, mit so unmenschlicher Grausamkeit, daß ihm der Beiname „die Hyäne von Brescia“ für alle Zeiten blieb. In Neapel sah man ehemalige Generäle und Minister mit gemeinen Verbrechern, Dieben und Mördern, auf den Galeeren.

4. Camillo Cavour.

Nach 1849 war Sardinien unter Viktor Emanuel der einzige Staat, der dem italienischen Volke Wort hielt und ihm seine Freiheiten ließ. Hier sammelten sich die verbannten Patrioten der ganzen Halbinsel. An der Spitze der sardinischen Regierung stand in dieser Zeit der treffliche Graf Cavour. Sein Ziel war die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft

und dessen Einigung unter dem sovoyischen Königshause. Es gelang ihm, auch die Republikaner für seine Bestrebungen zu gewinnen und so die nötige Einheit für einen neuen Kampf zu erzielen. Vor allem bestrebte er sich, Sardinien für seine Rolle im Befreiungskrieg geeignet zu machen. Zur Hebung des Wohlstandes ließ er Eisenbahnen bauen, Seehäfen anlegen. Er schloß mit dem Ausland Handelsverträge ab, gründete Schulen und stärkte die Wehrkraft des Landes. Zum Schutze der Flotte wurde der Hafen von Spezia befestigt. Alessandria versah er mit 100 neuen Kanonen. Doch war es ihm klar, daß Sardinien ohne Bundesgenossen Österreich nicht gewachsen sei. Deshalb suchte er sich England und Frankreich günstig zu stimmen, indem er 15,000 Sardinier am Krimkrieg, den die beiden Westmächte gegen Rußland führten, teilnehmen ließ.

5. Die Befreiung der Lombardei.

Allein Napoleon zögerte, auf die Wünsche Cavour's und der italienischen Patrioten einzugehen. Da beschleunigte ein unerwartetes Ereignis die Entschlüsse des Franzosenkaisers. Als er am 18. Januar 1858 ins Theater fuhr, platzte vor seinem Wagen eine Bombe, die 10 Personen tötete und 140 verletzte. Napoleon selber blieb unverletzt. Der Urheber des Anschlages war der italienische Graf Orsini. Er hatte den Kaiser töten wollen, weil dieser sich Italiens nicht annehmen wollte, trotzdem er einst selber dem Bunde der Carbonari angehört hatte. Noch aus dem Gefängnis schrieb Orsini an Napoleon: „Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von 23 Millionen Bürgern wird Ihnen auf die Nachwelt folgen.“ Die Besorgnis vor weitem Anschlägen und die Aussicht für Frankreich einen Gewinn zu holen, veranlaßten nun den Kaiser zum Bündnis mit Sardinien. Vor dem vereinigten französisch-sardinischen Heere mußten die Österreicher zurückweichen. Nach der blutigen Schlacht von Magenta zogen Napoleon und Viktor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand ein. „Italien soll frei sein bis zur Adria!“ versprach der Kaiser den Patrioten, und der nachfolgende große Sieg bei Solferino schien das Wort wahr zu machen. Allein Napoleons Siegeszug hatte das Mißtrauen Preußens geweckt. Es schien nicht übel Lust zu haben, Frankreich am Rhein anzugreifen. Der Kaiser sah sich gezwungen, einen Frieden zu schließen, der wenigstens die Lombardei an Sardinien brachte.

Allerdings mußte Viktor Emanuel dafür dem Franzosenkaiser sein Stammland Savoyen und Nizza, die Heimatstadt Garibaldis, überlassen. Zum größten Leidwesen der Patrioten blieb Venetien „unerlöst“.

6. Der Anschluß Mittelitaliens. 1860.

Noch während des Kampfes mit Österreich hatte das Volk in den Kleinstaaten Parma und Modena, sowie in Toskana die Fürsten zur Flucht veranlaßt und den Anschluß an Sardinien erklärt. Nach den Bestimmungen des Friedens sollten diese fremden Herrscher wieder in ihre „Rechte“ eingesetzt werden, aber dagegen sträubten sich die Untertanen. Einmütig beschlossen sie in großen Volksversammlungen, zu Sardinien gehören zu wollen und da Napoleon keine Einnischung Österreichs zugunsten dieser Fürsten duldete, wurden die Gebiete Sardinien angegliedert.

7. Garibaldi erobert das Königreich beider Sizilien. 1860.

Während des Krieges hatte sich der aus Nizza stammende kühne Freischarenführer Garibaldi hervorgetan. Die Erfolge des Volkes in Mittelitalien ermutigten ihn zu einer tollkühnen Tat. Er sammelte in Genua zirka 1000 Freiwillige, bemächtigte sich zweier Dampfer und fuhr damit, von Cavour heimlich mit Gewehren und Geld unterstützt, nach Sizilien, wo er in Marsála landete. Neapel-Sizilien sollte ebenfalls zum Anschluß gezwungen werden. Das Volk jubelte dem bescheidenen Manne in der roten Bluse, der „im Namen Viktor Emanuels, des Königs“, die Oberleitung gegen die königlich neapolitanischen Truppen übernahm, begeistert zu. Trotz ihrer Überlegenheit mußten letztere in kürzester Zeit die Insel räumen. Und nun kam Garibaldi, „der Mann mit dem Herzen von Gold, aber dem Nacken eines Stiers“, fast ohne Begleitung nach Neapel. Der König floh. Ohne weitere Kämpfe fiel fast das ganze Königreich dem Freiheitshelden zu. Jetzt ließ Viktor Emanuel seine Truppen durch den Kirchenstaat, dessen Norden und Osten ihm zufielen, in Neapel einmarschieren. Das letzte Ziel der Patrioten, Rom, konnte Garibaldi allerdings nicht erreichen. Über dem Papst hielt Napoleon seine schützende Hand. Verstimmt zog sich Garibaldi, jede Auszeichnung und Belohnung verschmähend, auf sein Felseneiland Caprera bei Sardinien zurück.

8. Die Erwerbung Venetiens. 1866.

Der Einigungsgedanke schlummerte nicht. Viel war zwar erreicht. Viktor Emanuel trug seit 1861 den stolzen Titel „König von Italien“, aber die Partei Garibaldi's wollte sich mit dem Bestande des neuen Reiches noch nicht zufrieden geben. Alle italienisch sprechenden Gebiete, also Venetien und Rom, ja sogar Istrien, Welschtirol und der schweizerische Tessin sollte angegliedert werden.

1866 zeigte sich endlich Gelegenheit, dem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Preußen führte Krieg mit Österreich und suchte Freundschaft und Bündnis mit Italien. Viktor Emanuel ergriff diese Gelegenheit, um Venetien zu gewinnen. Zwar wurde seine Landarmee bei Custozza geschlagen und die italienische Flotte bei Lissa vernichtet, doch erhielt er dank der Siege des Bundesgenossen Preußen das ersehnte Venetien. Es war die Belohnung dafür, daß er Österreich gezwungen hatte, dessen Streitkräfte zu teilen.

9. Italien erhält eine Hauptstadt. 1870.

Mit der Losung „Rom oder Tod“ hatte Garibaldi zweimal vergeblich versucht, die ewige Stadt zu gewinnen. Aber erst als Napoleon den Papst 1870 nicht mehr zu schützen vermochte, fiel Rom an Italien. Am 20. September standen die Truppen Viktor Emanuels vor der Stadt. Als die Päpstlichen die Übergabe verweigerten, schossen die Italiener eine Bresche in die Stadtmauer. Unter ungeheurem Jubel zogen jetzt die Königlichen in die Stadt ein. Die päpstlichen Söldner wurden entwaffnet und in ihre Heimat entlassen. Das geeinigte Italien hatte seine natürliche Hauptstadt.

10. Italien als Großmacht. (Seit 1871.)

Es war nicht leicht, den neuen Staat zu ordnen. Vor allem fehlte es an Geld. Ein Hindernis der Entwicklung bildete und bildet zum Teil heute noch der Großgrundbesitz, der eine richtige Ausnützung des Bodens verunmöglicht. Vielerorts sind die Bauern nur Pächter, die in unwürdiger Abhängigkeit gehalten werden. Dies und die ungerechte Steuerverteilung veranlassen jetzt noch Tausende von fleißigen Arbeitern auszuwandern und ihr Glück in der Fremde zu suchen. Bedeutende Industrien konnten nur im Norden festen Fuß fassen, während der Süden weniger regsam ist. Mit der Schulbildung

stand es im ganzen Lande schlimm, bis 1877 der allgemeine Schulzwang für das 6.—9. Jahr eingeführt wurde. Im Süden und auf den Inseln aber läßt das Schulwesen immer noch sehr zu wünschen, da die Gemeinden, denen der Staat keine Beiträge leistet, oft dem Unterricht keine Aufmerksamkeit schenken wollen oder können. Einen Beweis für den tiefen Stand der Bildung bildet die riesige Zahl von Analphabeten.

In neuester Zeit nahm Italien, das sich durch den Abschluß des sog. Dreibundes mit Deutschland und Österreich gegen allfällige Feinde zu sichern suchte, dank seiner reichen Bodenerzeugnisse und seines wachsenden Handels einen unverkennbaren Aufschwung.

II. Die Einigung Deutschlands.

Die Anstrengungen des Volkes, die Einheit Deutschlands zu erringen, hatten keinen Erfolg gehabt. Nun übernahm, ähnlich wie Sardinien in Italien, Preußen die Führung der nationalen Bestrebungen.

Vorgeschichte Preußens.

Das Königreich Preußen ist eine Schöpfung der Hohenzollern, eines ursprünglich in Süddeutschland begüterten Adelsgeschlechtes. Im Jahre 1415 erhielt Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, vom Kaiser Sigismund die Markgrafschaft und Kurwürde von Brandenburg, das nun den Kern der Hohenzollernschen Besitzungen bildete. Anfangs des 17. Jahrhunderts gelangten seine Nachfolger in den Besitz der Landschaft Cleve am Niederrhein und 1618 gewannen sie das Herzogtum Preußen, ein ehemaliges Ordensland der Deutschritter, deren Hochmeister Albrecht von Brandenburg zur Reformation übergetreten und dessen Stamm nun ausgestorben war. Einen tatkräftigen Herrscher erhielt das im 30jährigen Krieg verwüstete Gebiet im „großen Kurfürsten“ Friedrich Wilhelm, der im westfälischen Frieden Hinterpommern erwarb und 1675 in der Schlacht bei Fehrbellin den Schweden auch Vorpommern entriß. Sein Sohn Friedrich (I.) ließ sich 1701 zum „König in Preußen“ ausrufen. Unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm erstarkte das Reich namentlich im Innern. Das preußische Beamtentum wurde vorbildlich, der Schulzwang sorgte für eine gute Volksbildung. Ein geordnetes Heer und eine gefüllte Staatskasse verschafften ihm auch Ansehen nach Außen. So konnte es Friedrich „der Große“ 1740 wagen, Maria Theresia von Österreich, als sie von halb Europa bedrängt war, Schlesien wegzunehmen. Allein der habsburgische Staat konnte sich halten. Im siebenjährigen Kriege (1756—63) mußte sich Preußen gegen Österreich, Frankreich und Rußland verteidigen. Dem Feldherrntalent des Königs gelang es aber, den Ansturm der drei Mächte auszuhalten, er behielt schließlich Schle-

sien, und Preußen trat in die Reihe der anerkannten Großmächte. Indem es sich mit Österreich und Rußland in das unglückliche Polen teilte (1772, 1793, 1795), vergrößerte es sein Gebiet beträchtlich. Der Wiener Kongreß brachte ihm nach der Niederschmetterung durch Napoleon (1806) als Gewinn die nördliche Hälfte Sachsens, so daß es neben Österreich unstreitig der bedeutendste Staat im Deutschen Bunde wurde.

1. Erstarkung Preußens.

König Friedrich IV. hatte die deutsche Kaiserkrone, die ihm das Volk angeboten, als „einen Reif aus Dreck und Lehm gebacken“ ausgeschlagen. Von ihm war für die Einigung nichts zu erwarten. 1858 aber übernahm Prinz Wilhelm, ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Stärkung des preußischen Heerwesens erschien ihm als das nächste Ziel. Er sagte: „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die Wagschale legen zu können.“ So erfuhr nun das Militärwesen durch Wilhelm und den Kriegsminister v. Roon eine tiefgreifende Umgestaltung, indem die allgemeine Wehrpflicht, die bis dahin nur auf dem Papier stand, durchgeführt wurde. Statt 40,000 hob man jährlich 63,000 Rekruten aus, die je drei Jahre dienten. Dermaßen stieg die Stärke des Heeres auf 213,000 Mann. Aber die 49 neugeschaffenen Regimenter kosteten ungeheure Summen, die zu bewilligen die Abgeordneten sich weigerten.

2. Bismarck.

Da berief der König in seiner Not, zum Schrecken aller fortschrittlich Gesinnten, als Minister Otto v. Bismarck, einen Junker, der gegen die preußische Verfassung geeifert und sich gegen die deutsche Einheit geäußert hatte. „Nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse“, rief der neue Minister den Abgeordneten zu, „werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen.“ Als sie dennoch ihre Zustimmung zu den Militärausgaben versagten, setzte er in gewalttätiger Weise seinen Willen durch, regierte ohne ein Gesetz über den Staatshaushalt und hob, um seine Gegner zu treffen, sogar die Preßfreiheit auf. König Wilhelm, der nahe daran gewesen war, abzudanken, ließ den ebenso gewaltigen, wie in ganz Deutschland verhaßten Staatsmann gewähren.

Bismarcks Pläne gingen bereits dahin, die Leitung Deutschlands in die Hand zu bekommen. Als der österreichische Kaiser

eine Einigung unter seiner Führung anbahnen wollte, widersetzte sich Preußen, indem es an dem einberufenen Fürstenkongreß keinen Anteil nahm und ihm dadurch jede Bedeutung raubte.

3. Der schleswig-holsteinische Krieg. 1864.

Seit Jahren lag der deutsche Bund mit Dänemark im Streit, weil dieses die Rechte Holsteins, eines Bundesgliedes, mißachtete. 1863 vereinigte König Christian, trotzdem vertraglich festgesetzt war, Schleswig und Holstein sollten „ewig ungetrennt bleiben“, ersteres mit seinem Reiche.

Aber nun rückten im Namen des Deutschen Bundes österreichische und preußische Truppen in die Grenzlande ein und warfen die Dänen zurück.

Über die Verwaltung der beiden eroberten Herzogtümer entspann sich bald ein heftiger Streit. Bismarck hätte sie gerne Preußen einverleibt, während Österreich einen neuen Kleinstaat unter seinem Einfluß wünschte. Schließlich einigte man sich dahin, daß Preußen Schleswig und Österreich Holstein verwalte. Aber auch jetzt hörte der Zank nicht auf.

4. Der erste Schritt zur Einigung: Der deutsche Krieg 1866.

Die Machtmittel der beiden Gegner, die um die Vorherrschaft in Deutschland rangen, schienen auf den ersten Blick sehr ungleich. Außer einigen kleinern mittel- und norddeutschen Gebieten stand — schon aus Haß gegen den gewalttätigen Bismarck — der ganze Deutsche Bund zu Österreich. Hingegen schloß Italien, das Venetien zu gewinnen hoffte, mit Preußen einen Schutz- und Trutzbund. Jetzt zeigte sich der Erfolg der preußischen Heeresreform. Unter Moltkes Leitung überraschten die mit dem Zündnadelgewehr, dem ersten praktischen Hinterlader, versehenen Preußen die Bundesheere. In drei Tagen waren Hannover, Kurhessen und Sachsen in ihren Händen. Zugleich waren drei Armeen in Böhmen eingefallen. In der mörderischen Schlacht von Königgrätz (od. Sadowa) schlugen sie die Österreicher aufs Haupt und marschierten gegen Wien. Auch in Süddeutschland, am Main, waren die preußischen Waffen siegreich. Die Erfolge Österreichs in Italien waren dem gegenüber ohne größere Bedeutung.

Der Friede brachte Preußen eine gewaltige Machtvergrößerung: Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau

und Frankfurt wurden seinem Gebiete einverleibt. Dann wurde Österreich aus dem Deutschen Bunde ausgeschlossen. Die führende Stellung in Deutschland nahm jetzt Preußen ein, das durch die Gründung des Norddeutschen Bundes die Gebiete bis zum Main an sich kettete. Als Bundespräsident und Bundesfeldherr amtierte der König von Preußen. Aus Rücksicht auf Frankreich verzichtete Bismarck einstweilen auf den Anschluß der süddeutschen Staaten, doch schloß er mit ihnen einen geheimen Schutz- und Trutzbund. — Durch das erlittene Unglück wurde Österreich auch entgegenkommender gegenüber Ungarn. 1867 erfolgte ein Ausgleich, nach dem die Monarchie in zwei Hälften geteilt wurde, die aber, da sie das Kriegswesen und den Herrscher gemeinsam haben, nach außen doch noch als ein Reich erscheinen.

5. Der deutsch-französische Krieg.

a) Die Veranlassung.

Das zweite französische Kaiserreich: Napoleon III. Napoleon benutzte die Zeit seiner Präsidentschaft vornehmlich dazu, sich den Weg zum Kaiserthron zu ebnen. Er verschaffte seinen Anhängern die höchsten Offiziersstellen und gewann die Geistlichkeit durch den Schutz, den er dem Papste angedeihen ließ. Nach dem Gesetze war nun eine Wiederwahl des Präsidenten unzulässig. Da ließ am 2. Dezember 1851 Napoleon die bedeutendsten gegnerischen Abgeordneten verhaften und die Sitzungssäle schließen. Ein Aufstand, den hierauf die Republikaner erhoben, hatte keinen Erfolg, Paris blieb kalt und ließ sich den „Staatsstreich“ gefallen. In einer allgemeinen Volksabstimmung wurde Napoleon erst zum Präsidenten auf zehn Jahre, ein Jahr später zum erblichen Kaiser gewählt.

Der neue Herrscher verstand es, die Franzosen vergessen zu machen, auf welche Weise er auf den Thron gekommen war. Unter seiner Regierung nahm Frankreich während zehn Jahren unbestritten die erste Stelle in Europa ein. Im Krimkrieg demütigte Napoleon im Verein mit England und Sardinien das stolze Rußland; die italienischen Befreiungskriege brachten dem französischen Heere neue Lorbeeren. Allein in den sechziger Jahren begann der Stern des Kaisers vor dem aufsteigenden Preußen zu erbleichen. Als er nach 1866 Abtretungen am Rhein verlangte, weil er sich in den deutschen Krieg nicht eingemischt habe, trat ihm Preußen schroff entgegen und er-

laubte ihm nicht einmal, das kleine Luxemburg zu Frankreich zu schlagen. Ebenso mißlang der Versuch Napoleons, in Mexiko ein französisches Vasallen-Fürstentum zu begründen. Mit Neid mußte man dagegen in Paris auf die Erfolge Preußens blicken. Es ist so begreiflich, daß der Hof auf den Gedanken kam, durch einen glänzenden Krieg mit diesem Nebenbuhler das gesunkene Ansehen des Kaisertums wieder zu heben. Sehr entgegen dem persönlichen Willen Napoleons drängten seine Ratgeber fortwährend zu einem Bruch mit Preußen und benützten den nächsten Anlaß, der sich hiezu bot.

Die spanische Thronfolge. Die Spanier wünschten den Prinzen Leopold von Hohenzollern, einen Verwandten des Preußenkönigs, zum Herrscher. Natürlich eiferten die Franzosen gegen eine solche Stärkung des preußischen Einflusses in Europa, und als Leopold, um des Friedens willen, die Krone ablehnte, verlangte die französische Regierung, König Wilhelm solle die Erklärung abgeben, daß der Hohenzoller für alle Zeiten Verzicht leiste und außerdem eine Art Entschuldigungsschreiben an Napoleon richten. Als Wilhelm diese Zumutung zurückwies, erfolgte von Seiten Frankreichs die Kriegserklärung.

b) Die beiden Gegner.

Frankreich glaubte, in diesem Waffengange auf Österreich zählen zu dürfen, das die Gelegenheit zur Rache für 1866 („Rache für Sadowa“) wohl ergreifen werde. Ebenso hoffte es auf Italien und auf die Neutralität oder gar den Anschluß Süddeutschlands. Großes erwartete das Heer von dem neuen Hinterladergewehr, dem Chassepot und von der Mitrailleuse, einer Art Kugelspritze. Den Gegner achtete man in Paris gering. Man sprach leichtsinnig von einem „militärischen Spaziergang nach Berlin“. Da der Kriegsminister versicherte, „alles sei bereit bis auf den letzten Gamaschenknopf“, glaubte man, die französischen Heere werden nun rasch über den Rhein setzen, durch Süddeutschland marschieren und die Preußen aufsuchen.

Allein diese Rechnung zeigte sich als grundfalsch. Der Staatskunst Bismarcks gelang es, die Mächte Österreich und Italien von der Teilnahme am Kriege abzuhalten. Süddeutschland stellte sich wie ein Mann an die Seite Preußens. Das Schlimmste aber war der traurige Zustand der französischen Armee. Es fehlte an Geld, an einer richtigen Verpflegung der

Truppen. Vorräte waren wohl da, aber nicht an den Orten, wo man sie brauchte. Offiziere fanden ihre Truppen nicht, Soldaten irrten umher. Von einem Vorstoß der französischen Rheinarmee, die sich unter Bazaine bei Metz sammelte, konnte keine Rede sein. Ganz anders lagen die Dinge in Deutschland. Moltke „hatte nur den längst fertigen Kriegsplan aus der Schublade zu ziehen“. In 11 Tagen standen bereits auf deutscher Seite eine halbe Million Mann im Felde, die sich in drei Heeren sammelten und in Elsaß und Lothringen eindrangen.

c) Die Vernichtung der kaiserlichen Armeen.

Während des Anmarsches der Deutschen blieben die französischen Armeen aus Mangel an richtiger Organisation und Verpflegung untätig. In heldenhaftem Kampf erstürmten die Verbündeten die elsäßische Grenzstadt Weißenburg und zwangen durch den Sieg bei Wörth und Fröschweiler den Marschall Mac Mahon zum Rückzug. Gleichzeitig wurde durch die Schlacht bei Spichern die Hauptarmee zurückgeworfen. Dann gelang es der Kriegskunst der Deutschen, den Marschall Bazaine, der jetzt den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen führte, in der Festung Metz einzuschließen. Vergeblich versuchte er sich den Rückzug zu erzwingen. In drei blutigen Schlachten bei Colombey-Nouilly, Marslatour und Vionville, und bei Gravelotte und St-Privat warfen ihn die Deutschen mit eigenen ungeheuren Verlusten (Gesamtverlust der Deutschen in diesen drei Treffen 40,000 Mann!) nach Metz zurück und schlossen ihn mit seinen 180,000 Mann ein. Auf Befehl der Regierung versuchte nun Mac Mahon, ob schon keine Aussicht auf Erfolg vorhanden war, mit der zweiten bei Châlons stehenden Armee, die er auf 140,000 Mann gebracht hatte, Bazaine zu entsetzen. Allein die Deutschen kamen ihm zuvor. Durch gewaltige Märsche gelang es ihnen, das Heer, bei dem sich auch Napoleon befand, an der belgischen Grenze, bei Sedan, einzuschließen. Vergeblich waren die verzweifelte Anstrengungen zum Durchbruch; 39 Generale, 2400 Offiziere, 83,000 Mann mit 10,000 Pferden und 400 Feldgeschützen mußten sich ergeben, Napoleon war deutscher Kriegsgefangener.

d) Der Kampf der Republik.

Mit Sedan brach das Kaiserreich zusammen. Frankreich

wurde eine Republik. Die neue Regierung suchte zunächst Frieden, weigerte sich aber, „auch nur einen Fuß breit französischen Landes“ abzutreten. So nahm der Krieg seinen Fortgang. Er drehte sich in der Hauptsache um die drei Festungen Straßburg, Metz und Paris.

Die Belagerung von Paris. Straßburg konnte bald durch eine furchtbare Beschießung zur Übergabe gezwungen werden, aber Paris, gegen das die Deutschen sofort nach Sedan marschierten, rüstete sich zur verzweifelten Gegenwehr. In seinen Mauern fanden sich fast 500,000 Kämpfer zusammen, darunter allerdings kaum 100,000 richtige Soldaten. 200,000 Deutsche schlossen durch einen 84 km langen Kreis die Riesenstadt ein, in der sich — sie enthielt an die zwei Millionen Menschen — bald der Hunger fühlbar machte.

Die Entsatzversuche. Da unternahm es Gambetta, das Haupt der neuen Regierung, in einem Luftballon aus Paris zu entfliehen und zum Entsatz der beiden Festungen den Volkskrieg zu entfachen. Wirklich gelang es ihm, förmlich Armeen aus dem Boden zu stampfen. Über eine halbe Million Streiter folgte seinem Aufruf, der den „Kampf bis aufs Messer“ verlangte.

Eine Loirearmee sollte zugleich mit einer Nordarmee zum Entsatz der Hauptstadt gegen den deutschen Belagerungskreis vorgehen. Die Ostarmee hatte die Aufgabe, Belfort zu entsetzen und den Deutschen die Verbindung mit der Heimat abzuschneiden. Der erste Anprall der Loirearmee hatte Erfolg; die Deutschen wurden aus Orléans hinausgeworfen. Aber jetzt ergab sich Bazaine mit 173,000 Mann in Metz. Große deutsche Truppenmassen wurden frei. Orléans konnte wieder erobert, die Nordarmee geschlagen, der Entsatz von Paris verhindert werden. Ebenso mißlang der Versuch der Ostarmee, in Süddeutschland einzufallen. Ihr Befehlshaber Bourbaki mußte sich, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen, mit seinem Heere (83,000 Mann) in die Schweiz retten.

Der Fall von Paris. Inzwischen erlahmte auch der Widerstand von Paris. Immer mehr litt es unter dem Hunger. Hunde und Katzen waren bereits Leckerbissen und eine fette Ratte galt 1½ Fr. Dazu donnerten die deutschen Kanonen. Paris mußte sich, da jede Rettung unmöglich war, endlich ergeben. Die Deutschen zogen als Sieger in die Riesenstadt ein; die Zeit des Friedenschlusses war gekommen.

e) Der Friede.

Nicht umsonst hatten 100,000 deutsche Streiter geblutet. Der Krieg hatte den Bruderzwist von 1866 vergessen lassen. Noch während der Belagerung von Paris wurde König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen: die nationale Einheit war erreicht.

Der deutsche Bundesstaat umfaßt 22 monarchische und 3 republikanische Einzelstaaten. Jede Regierung sendet Abgeordnete in einen Bundesrat. Neben diesem aber steht der aus den Vertretern des Volks bestehende Reichstag, in den jeder unbescholtene Deutsche von über 25 Jahren gewählt werden kann. Heer, Flotte und Zollwesen sind Bundessache. An der Spitze des Deutschen Reiches steht als Bundesfeldherr der Kaiser, der den Reichskanzler ernennt. Der erste, der letztere Würde bekleidete, war natürlich Bismarck.


Einen greifbaren Vorteil brachte der Krieg Deutschland durch den Wiedergewinn der einst deutschen Gebiete Elsaß und Lothringen, die als sogenannte Reichslande verwaltet werden. Außerdem mußte Frankreich eine Kriegsentschädigung von 5000,000,000 Fr. bezahlen.

Bearbeiter: *R. Wirz*, Winterthur.

H. Im Zeitalter der Maschine.

I. Die Warenerzeugung vor 1789.

1. Das Handwerk.

 Bis zur französischen Revolution geschah die Warenerzeugung genau nach obrigkeitlichen Verordnungen und Regeln. In der Hauptsache war dem Bauer die Bewirtschaftung des Bodens, dem Städter die Betätigung in Handwerk, Gewerbe und Handel zugewiesen. Während im 16. Jahrhundert eine Blütezeit des in Zünften vereinigten Handwerks zu verzeichnen war, brachten die folgenden Jahrhunderte einen Niedergang. Wie die vornehmen Geschlechter sich als eine bessere Klasse absonderte und die Leitung des Staates beanspruchte, suchten auch die Handwerksmeister als besonderer Stand Vorrechte, und zwar im Erwerbsleben. Sie erreichten, daß eine strenge

Zunftordnung ihnen allein die Vorteile der handwerksmäßigen Warenerzeugung und des Verkaufs dieser Gegenstände garantierte.

a) Die Meister.*

Wer das Meisterrecht erlangen wollte, hatte:

1. das betreffende Gewerbe nach den erlassenen Regeln zu erlernen;
2. eine bestimmte Zeit als Geselle zu arbeiten;
3. eine bestimmte Zeit zu wandern;
4. die Vorschriften zur Erlangung des Meisterrechtes zu erfüllen.

Niemand durfte zwei zünftige Handwerke treiben. Die Lehrlinge waren auf ein bis zwei beschränkt, die wenigen Gesellen in jedem Berufe vorgeschrieben. Jeder Meister holte sich seinen Gesellen auf der eigenen Zunfttherberge. Die Auswahl stand ihm aber nicht zu; er wurde erst bedient, wenn die Reihe an ihn kam. Keiner durfte dem andern Kunden oder Gesellen abjagen oder Gesellen eines verwandten Handwerks einstellen. Nur dem Handwerksmeister war erlaubt, die durch seine Zunft erzeugten Gegenstände zu verkaufen; Waren fremden Ursprungs durften nicht gehalten werden. Die durch die Zunft erlassenen Gebote über Erzeugung und Verkauf von Waren mußten gewissenhaft befolgt werden.

b) Die Lehrjungen.

Wer ein zünftiges Handwerk erlernen wollte, mußte ein bestimmtes Alter haben (gewöhnlich 14—15 Jahre). Zunächst kam eine Probezeit. Keine Lehre dauerte weniger als drei Jahre. Jedes Handwerk hatte ein bestimmtes Lehrgeld, das oft zum voraus zu bezahlen war. Der Lehrjunge konnte den Meister nicht frei wählen; das Bedürfnis und die Reihenfolge entschieden. Dem Meister stand ein weitgehendes Strafrecht zu.

c) Die Gesellen.

Die Wanderzeit war für jeden Beruf genau vorgeschrieben (Schneider und Hafner 3, Schuster, Schmiede 4 Jahre). Der Geselle wurde der Reihenfolge nach dem Meister zugeteilt. Er durfte nicht künden, wohl aber der Meister. Kündete er dennoch, so mußte er 3—6 Monate die Stadt verlassen; lief er ohne Kündigung weg, so dauerte die Ausweisung jahrelang.

* Basler Zunftordnung.

Verheiratete Gesellen waren streng verboten. Arbeitszeit und Lohn waren meist genau bestimmt. Der Geselle lebte beim Meister und unterstand einer strengen Hausordnung: keiner durfte nach 10 Uhr aus dem Hause, keiner erhielt den Hausschlüssel. Er zahlte Beiträge für Krankheit und Spital; er bestattete verstorbene Berufskollegen. Erhielt der wandernde Geselle keine Arbeit, so wurde ihm ein bestimmtes Geschenk verabreicht. Wollte der Geselle Meister werden, so hatte er sich über die Erfüllung aller Vorschriften auszuweisen, ein Meisterstück zu verfertigen und sich für die Zunft anzumelden.

Diese Einrichtungen bezweckten:

1. eine gleichmäßige Verteilung des Erwerbes;
2. die Verhütung der Übersetzung eines Gewerbes, d. h. die Verunmöglichung einer scharfen Konkurrenz und
3. die Verhinderung der Bereicherung Einzelner auf Kosten Vieler.

2. Manufaktur und Hausindustrie.

Neben den Handwerken, die nur durch die betreffende Zunft ausgeübt werden konnten, gab es noch sogenannte Industrien, bei denen Arbeiter im eigenen Hause, oder dann in besonders erstellten Fabrikationsräumen im Dienste eines Fabrikanten Produkte für den Handel herstellten. Die erstere war die Hausindustrie, die letztere die Manufaktur. Die Produkte gingen schon durch viele Hände; es herrschte Arbeitzerlegung. Die Handarbeit spielte noch die erste Rolle. Bei der Hausindustrie gehörten die Werkzeuge dem Arbeiter, bei der Manufaktur dem Fabrikanten. Im ganzen hatte nur der Stadtbürger das Recht zu fabrizieren und vor allem nur er das Recht, die Waren zu verkaufen. Gewisse Industrien waren zum Teil frei, d. h. sie waren jedermann zugänglich. So konnte die Baumwolle zu Stadt und Land verarbeitet werden, hingegen durften die Tücher nur roh, ungefärbt und ungebleicht an die Stadtbürger verkauft werden. Diese Industrie nahm ihren Aufschwung seit der Reformation, die das Reislafen verboten hatte. Die Zürcher waren die ersten, die sie in der Schweiz betrieben. Ums Jahr 1600 führte man en gros Baumwolle aus Cypern und Kleinasien ein. Zuerst wurde Barchent gewoben (flächseuer Zettel, baumwollener Einschlag). Ende 1685 brachten französische Hugenotten, die durch das Edikt von Nantes zur Flucht getrieben wurden, die feineren

Gewebe, Mousseline und Indienne zu uns. Besonders die Landschaft wandte sich der Baumwollverarbeitung zu und man erzeugte viel mehr als für den Landesbedarf. 1787 gab es in unserem Kanton etwa 4400 Mousseline- und 2100 Indiennewebstühle und nicht weniger als 34,000 Spinner und Spinnerinnen (Handspinner). Fast die Hälfte des gesponnenen Garnes wurde exportiert (4000 Zentner von 9500).

Wichtig für unseren Kanton war auch die Seidenverarbeitung, die viel Geld einbrachte. Hier behielt sich die Stadt mehr Arbeitszweige vor und das Fabrizieren war der Landschaft durchaus verboten; ihre Winder und Weber etc. arbeiteten nur für stadtzürcherische Fabrikanten. Während die Winterthurer Wollen- und Baumwollfabrikation widerwillig geduldet wurde, verhinderte man die Seidenindustrie mit Gewalt. — Die zürcherische Seidenindustrie ist viel älter als die Baumwollindustrie. Da sie aber von Italien abhängig war, litt sie durch die Kriegshändel mit Norditalien (zirka 1400 bis 1500). Die Lokarnesen brachten eine Erneuerung, sodaß um 1580 eine Blütezeit begann. Auch hier brachten die Hugenotten 100 Jahre später neue Belebung. Um 1787 waren etwa 3000 Personen in der Seidenweberei betätigt (Winder, Zettler, Weber), die verwandten Fabrikationen nicht gerechnet.

Besonders in der Textilbranche (Wolle, Leinen, Baumwolle, Seide) waren einfache Maschinen im Gebrauch, die aber von Hand in Bewegung gesetzt wurden (Windmaschine, Webstuhl etc.). 1730 baute Heinr. Escher in Zürich am Sihlkanal die Seidenmühle im Sihlhof, ein gewaltiges Gebäude. Die sechs kolossalen Häspel, die durch drei Stockwerke reichten, wurden durch ein Wasserrad in Drehung gesetzt. Dies war die erste Zwirnerei mit Wassermotor. Die Fabrik galt als eine Merkwürdigkeit Zürichs und wurde viel angestaunt.

3. Die Industrie als Einnahmequelle des Staates.

Wenn zürcherische Kaufleute Waren von Nichtbürgern kauften oder an sie verkauften, so zahlten sie gewisse Zölle in die städtische Kasse. Abgabe an die Bürger und Rohstoffe unterlagen keinem Zoll. Die Einnahmen wurden mit dem Aufblühen von Industrie und Handel recht bedeutend und bildeten eine Haupteinnahme der Staatskasse. Dafür übernahm die Stadt die Pflicht, den Stadtbürger in den Handelsvorrechten der Landschaft gegenüber zu schützen, sodaß sogar Bürgern, die

auf dem Lande wohnten, das Fabrizieren verboten wurde. — Die Zolleinnahmen betrugen

1650	zirka	8000	Pfund	à	Fr. 1. 84	=	14,720	Fr.
1700	„	39000	„	à	„ 1. 84	=	71,760	„
1750	„	81500	„	à	„ 1. 28	=	104,320	„
1787	„	168000	„	à	„ 1. 18	=	198,240	„

So ist zu begreifen, daß die Regierung sorgfältig über die Erhaltung dieser Einnahmen wachte, d. h. der Industrie alle Aufmerksamkeit schenkte. Gerne nahm man Fremde (Lokarner, Hugonotten, Waldenser) auf, wenn durch sie neue Produktionen eingeführt wurden und die Bürger keine Konkurrenz erfuhren. Wie die Einheimischen aber angelernt waren, so trieben die durch den Neid hervorgerufenen neuen Gesetze die Lehrmeister wieder fort. So erging es fast allen Lokarnern, welche dann die Seidenindustrie nach Basel brachten. Immer war große Angst, daß die Industrien über die Zürchergrenzen wandern könnten; darum verbot man den Industriearbeitern das Auswandern und rief Ausgewanderte zurück. Zürcher, die außerhalb der Zürchergrenze fabrizierten, wurden geächtet. Als ein entlaufener Arbeiter in Herisau Arbeit nahm, wurde er in Zürich an den Pranger gestellt, gezüchtigt und verbannt. Ein Bregenzer, der 1788 für eine dortige Bandfabrik zürcherische Arbeiter suchte, wurde an den Pranger gestellt und mit 12 Rutenstreichen gezüchtigt. Noch 1797 erhielt ein anderer aus gleichem Grunde 3 Jahre Zuchthaus. Ein Tischler, der ein Seidenrad nach Aarau gefertigt hatte, mußte es auf Befehl der Regierung wieder zurückholen.

4. Die Mängel der Vorrechte im Erwerbsleben.

Mit der aufblühenden Industrie und dem steigenden Handel wurde die Einengung in der Warenerzeugung immer unbequemer. Alle die, welche nicht bevorrechtet waren — und es war die große Mehrzahl des Volkes — empfanden die Einrichtungen als einen Übelstand. Die Zünfte verkauften möglichst teuer, sodaß die Regierung oft die Preise festsetzte, um das Publikum vor Ausplünderung zu schützen. So mußte aber gute und schlechte Ware gleich bezahlt werden, sodaß der Wetteifer der Handwerker erlahmte. Die Erlangung des Meisterrechtes wurde für die Mehrzahl des Volkes bis zur Unmöglichkeit erschwert. Die Zunft war meist geschlossen, d. h. die Zahl der Meister vorgeschrieben. Eine oft zu lange Lern- und

Wanderzeit, ein teures, unsinnig erschwertes Meisterstück, schwere Eintrittsgebühren, teure Festessen hielten den unbequemen Konkurrenten fern. Dagegen gab es für Meister- und Schwiegersöhne alle möglichen, oft schamlosen Begünstigungen, was schwere Erbitterung hervorrief. Tüchtigkeit und Kenntnisse gaben nicht den Ausschlag. Lästige Vorschriften über Lehrlingen, Gesellen, Werkzeuge verhinderten den tüchtigen Meister, das Geschäft auszudehnen und die Arbeit zu vervollkommen. Der Gebrauch von Maschinen war durch die Zunft verboten. Der Berufsneid hatte dazu geführt. In Basel war z. B. die Bandweberei zünftig. Nun erfand man Webstühle, welche erlaubten, viele Bänder auf dem gleichen Stuhle zu weben. Wie überall, war auch in Basel die Zunft gegen die Neuerung. Aber die Regierung machte die Bandweberei zum freien Gewerbe, ermöglichte dadurch ihr Aufblühen und rettete so dem heutigen Basel eine wichtige Industrie.

Eine Belästigung des Publikums war die scharfe Abgrenzung der Handwerke. Streng achtete der Glaser darauf, daß der Rahmenmacher keine Scheiben einzog, die Fensterverkleidung aber war Sache des Schreiners. Zur Herstellung eines einfachen Gegenstandes bedurfte es einer Menge Handwerker. Der Tischler durfte keine Drehbank gebrauchen, sie war dem Drechsler vorbehalten. Der Zimmermann durfte nicht leimen; denn dadurch hätte er in das Gebiet des Schreiners hinübergegriffen. Der Gerber durfte wohl Leder herstellen, es aber nicht verarbeiten. Es entstand oft Streit, wem die Herstellung eines Artikels zustehe, ja es geschah, daß er gar nicht produziert wurde, weil eine Einigung unmöglich war.

In der Industrie war die augenscheinliche Bevorzugung des Städtlers geradezu aufreizend, sah man doch, daß sogar alte Rechte möglichst beschnitten wurden. So befahl Zürich den Tüchlern, die von alters her im Kanton Zürich und auf der Zurzacher Messe mit Baumwollgarn und Tüchern handeln konnten, die Tücher nur an Stadtbürger zu verkaufen, und zwar roh, ungebleicht und ungedruckt.

II. Die Gewerbefreiheit.

I. Die Übergangszeit.

Die französische Revolution forderte „die Gleichheit“ unter den Menschen. So fällt sie auch die Vorrechte in Handwerk, Gewerbe und Handel. In siegreichen Kriegen trugen die

Franzosen ihre Grundsätze über die Grenzen ihres Landes hinaus. Am 20. Oktober 1798 erhielt z. B. in der helvetischen Republik folgendes Gesetz Geltung: „Alle Gewerbe und Zweige der Industrie sollen in Helvetien frei und aller Zunftzwang soll aufgehoben werden“. Die Mediationszeit stellte die Zünfte wieder her; ihre Schließung und die Beschränkung in Handel und Industrie blieben beseitigt. Mit dem Falle Napoleons suchte man allerorts die Erinnerung an die Franzosenzeit auszutilgen durch möglichste Rückkehr zum Alten. Es zeigte sich aber bald, daß die neue Zeit und ihre Schöpfungen stärker waren als der Egoismus der Zünfte. Die Fortschritte in der Technik (Erfindung und Anwendung der Maschinen) bewirkten, daß die Abgrenzung der Handwerke nicht mehr möglich war. Früher nicht gekannte Bedürfnisse schufen z. B. den Stand des Mechanikers, der Gegenstände verschiedener Handwerke herstellte und alle mögliche Freiheit in seinem Gewerbe erhielt. Dieser neue Berufsarbeiter war den Fabriken unentbehrlich. Die aufkommende Industrie, welche durch die Zunftordnung sich gehemmt sah, forderte laut und dringend deren Abschaffung. Die Schweiz mußte die gleiche Entwicklung nehmen wie das Ausland, das fast alle Handwerkswaren fabrikmäßig herstellte.

2. Die freie Warenerzeugung.

Die liberale Bewegung der 30er Jahre forderte die Gewerbefreiheit. 1832 wurde zunächst ein Teil der Handwerke freigegeben. Aber neue Zeiten verlangen neue Einrichtungen. Die übrig bleibenden zünftigen Handwerke forderten sogar selber die Freigabe, da sie den Zunftzwang als nutzlos, ja geradezu als schädlich empfanden. Seit 1837 besitzt nun der Kanton Zürich die Gewerbefreiheit. Es brauchte aber noch viele Jahre, bis die Überreste der alten Wirtschaftsordnung beseitigt waren. So erhielten die Juden erst 1862 die Gleichberechtigung, während sie sich bis dahin viele Beschränkungen in Bezug auf Grundbesitz, Ausübung des Handels und eines Handwerks hatten gefallen lassen müssen.

Die Gewerbe, deren Ausübung an den Besitz eines Gebäudes geknüpft waren (160 Mühlen, 145 Metzgen und 200 Tavernen im Kanton Zürich) und deshalb einen großen Wert besaßen, konnten nur allmählig frei gemacht werden, so die Metzgerei und Wursterei erst 1866. Die zürcherische Verfassung von 1869 garantiert die Freiheit des Gewerbes,

sofern nicht das öffentliche Wohl eine Einschränkung erfordert. So sind

a. Staatsmonopole: Salz, Jagd, Fischfang, Gebäudeversicherung, Viehversicherung etc.

b. Ein Ausweis von Kenntnissen wird verlangt von Geistlichen, Lehrern, Notaren, Ärzten, Apothekern u. a.

c. Staatlicher Bewilligung bedürfen: Hausierer, Wirte, Viehhändler u. a.

d. Unter staatlicher Aufsicht stehen: Märkte, Lebensmittelverkauf, Forstwirtschaft etc. — Auch der Bund erläßt in dieser Hinsicht einschränkende Bestimmungen.

Die unbedingte Freiheit der Arbeit, die Abschaffung jedes staatlichen Zwanges, das „laissez faire“, d. h. den Dingen ungehindert den Lauf lassen, war ohne Gefährdung der Volkswohlfahrt nicht durchführbar. Spätere Erfahrung zeigte, daß eine gewisse Rückkehr zur staatlichen Aufsicht im Berufsleben nötig sei.

III. Die industrielle Revolution.

(Die mechanische Warenerzeugung).

Ums Jahr 1780 erstellte der Engländer James Watt die erste für den Fabrikbetrieb verwendbare Dampfmaschine (für die Spinnerei). Sehr rasch drang sie in eine Menge Betriebe ein, um sofort in der Warenerzeugung die größte Umwälzung hervorzurufen. Sie ermöglichte eine außerordentliche Steigerung der Produktion, während sie zugleich viele Arbeitskräfte entbehrlich machte. Die Dampfmaschine bewirkte eine Verbesserung der Werkzeuge und der Maschinen, die sie in Bewegung setzte und gab Anlaß zu einer Menge Erfindungen. Es war unbestritten England, das in der Maschinenerzeugung, in der gesamten Eisen- und Stahlproduktion die Führung übernahm. Der gesamte Maschinenbau lag in seinen Händen. Während England 1810 bereits 5000 Dampfmaschinen aufwies, zählte Frankreich z. B. erst deren 200. Die Entwicklung ging in Frankreich ganz allmählig vor sich und noch später wurde Deutschland im Maschinenbau selbständig. Noch 1860 bezog es die Mehrzahl seiner Dampfmaschinen und Lokomotiven aus England. Die Einigung von 1871 brachte dann aber eine riesenhafte Entwicklung, so daß es in vielen Gebieten, besonders in der Stahlproduktion England über-

flügelte. Auch in andern Industriegebieten: Nordamerika, Belgien, der Schweiz etc. erfolgte der großartige Aufschwung erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, dafür aber in vielen Zweigen so intensiv, daß England die Führerschaft mehr und mehr einbüßt.

Ein Gebiet ums andere wurde der Handarbeit entzogen und der Maschine übergeben. Zuerst vollzog sich der Übergang in der Textilbranche: Spinnen, Weben, Wirken, Stricken. Eine Erfindung I. Ranges war die Spinnmaschine, die besonders durch den Engländer Arkwright 1770—80 für die Industrie brauchbar gemacht und durch Wasser- oder Dampfkraft betrieben wurde. Eine Verbesserung und Erfindung drängte die andere. Als noch die mechanische Webmaschine Roberts hinzukam, begann ein riesiger Aufschwung der Baumwollindustrie. Die mechanische Arbeit wurde herrschend in der Schuhmacherei, Brauerei, Müllerei. Die Umwälzung ergriff die Holzarbeit: Drechslerei, Schreinerei, Glaserei, dann die Buchdruckerei und Buchbinderei, vor allem aber die Maschinenindustrie selber. Die vermehrte Verwendung des Eisens brachte eine gewaltige Erweiterung des Hüttenbetriebes und der Kohlengräberei. Während es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hieß: „Baumwolle ist König“, nehmen nun Kohle, Stahl und Eisen den I. Rang ein. Besonders Krupp in Essen übernahm durch die ausgedehnte Verwendung des Gußstahls die Führung. Wir sehen im Dienste der Industrie ungeheure Werkzeuge, in denen die Kraft von hunderttausenden von Menschen wohnt, Dampfhämmer, die mit tausenden von Pferdekraften herniedersausen. Zu diesen Kraftleistungen des Dampfes kommt in neuerer Zeit noch die Elektrizität. Die Kräfte der Bergströme werden in die Industriezentren geleitet und in nutzbringende Arbeit umgewandelt. Wir finden bald kein Dorf mehr, das nicht Kraftmaschinen, getrieben von Wasser, Dampf oder Elektrizität, verwendet.

IV. Die Folgen der mechanischen Warenerzeugung.

1. Der Untergang der Handbetriebe.

Die englische Spinnmaschine erfüllte die schweizerischen Handspinner mit großer Besorgnis. Nur weil man die feinen Garnsorten auf mechanische Weise noch nicht erreichte, konnten

die feinen Handgarne der Schweizer den Wettbewerb vorerst noch bestehen. Die Franzosenzeit brachte überhaupt einen industriellen Stillstand und nachher gab es nur ein Rettungsmittel, die Anpassung. Bereits 1802 erbauten Winterthurer im Hard bei Wülflingen eine Fabrik mit Spinnmaschinen und in den folgenden Jahren schossen diese Gebäude wie Pilze aus dem Boden heraus. 1813 gab es im Kanton Zürich bereits etwa 50 größere und kleinere „Spinnmaschinen“ (1827: 106), wie man diese Fabriken nannte. Das Handspinnen im Dienste der Industrie hörte vollständig auf und machte der Fabrikarbeit Platz. — Eine ähnliche Umwälzung erfolgte in den 30er Jahren durch die mechanische Weberei. Die Hausweberei gab ganzen Landesteilen, besonders dem Zürcher Oberland willkommenen Verdienst. Noch 1825 waren zirka 18,000 Personen in der Baumwollweberei tätig und durchaus auf diesen Verdienst angewiesen, da der Boden die große Bevölkerung nicht ernähren konnte. Kriegerische Ereignisse in Belgien und Polen brachten 1830 eine nie dagewesene Krisis, die zum Landesunglück wurde. Die größte Anstrengung und die längste Arbeitszeit schützten nicht vor Hunger, was eine gereizte Stimmung erzeugte. Nicht genug mit all dem Elend. Bereits redete man von einem fernen, unheimlichen Feind, der alle zu verschlingen drohte. Es war die englische Webmaschine. Und plötzlich stand der gefürchtete und gehaßte Gegner im Herzen des Landes. Die Firma Korrodi & Pfister in Oberuster stellte in ihrer Spinnmaschine einige englische Webstühle auf. Ein Angst- und Wutschrei ging durch die erregten Dörfer des Oberlandes. Bereits sprach man vom Anzünden der Fabrik. Bei Anlaß der Gedächtnisfeier des Ustertages, 1832 kam die Tat zur Ausführung. Die Folge war die Verurteilung von 31 Angeklagten zu harten Gefängnis- und Kerkerstrafen. Eine Besserung der industriellen Lage brachten solche Verzweiflungstaten, die auch in Deutschland und England geschahen, nicht.

Zum Glücke boten andere Industriezweige Ersatz. Die Seidenindustrie blühte mächtig empor. Um 1830 waren 11—12,000 Personen, auch auf dem Lande, darin betätigt, 1848 bereits 17,000. Das Seidenweben wurde in vielen Bauernstuben während des Winters heimisch. 1881 betrug die Zahl der in der Seidenindustrie: Spinnerei, Zwirnerei, Färberei, Weberei Beschäftigten zirka 50,000 Personen mit rund

20 Mill. Fr. Salären und Arbeitslöhnen und einem Produktionswert von rund 77 Mill. Fr. Mit Anfang der 70er Jahre kam aber auch hier die mechanische Weberei auf, und bereits waren 1881 3150 solcher Stühle neben rund 20,000 Handstühlen im Betrieb. Zirka 25 Jahre später (1905) war das Verhältnis viel schlechter: zirka 11,000 mechanische zu zirka 5250 Handstühlen, d. h. fast genau 2:1. Das langsame Absterben der Handweberei muß als Tatsache betrachtet werden.

Fast in allen Industriezweigen ist das gleiche Bild: die Maschine übernimmt die Arbeitsleistung. Selbst die Handwerksmeister sind nicht mehr konkurrenzfähig, wenn sie nicht ganz oder teilweise zum maschinellen Betriebe übergehen. In leistungsfähigen Schlossereien und Schreinereien treffen wir Hobel-, Bohr- und Fräsmaschinen; der Metzger bedient sich der mechanischen Hackmaschine, der Bäcker der mechanischen Knetmaschine, der Buchdrucker der Setzmaschine und sogar in Dorfschmieden begegnen wir dem Dampfhammer. Wo es überhaupt möglich ist, ersetzt die mechanische Arbeit den Handbetrieb.

2. Bildung eines Fabrikarbeiterstandes.

Während die alte Industrie hauptsächlich Hand- und Hausarbeit war, die oft neben einem andern Berufe, besonders der Landwirtschaft betrieben wurde, bildete der Maschinenbetrieb eine neue Bevölkerungsklasse heraus, die Fabrikarbeiter. Der Untergang der Handarbeit zwang die Leute in die Fabrik hinein, nicht nur Einzelne, sondern ganze Familien. Zunächst kam die Spinnmaschine, dann die Weberei, später die Maschinenfabrik in Frage. Unterstützte früher die Naturalwirtschaft die Industrie, so kam für die Industriebevölkerung die reine Geldwirtschaft. Die Naturalwirtschaft sah wenig Geldmittel. Jetzt brachte der Zahltag eine Summe, die man nie beisammen gesehen hatte. Man überschätzte die Kaufkraft des Geldes, man verstand nicht, es richtig auszugeben. Die überlange Arbeitszeit trieb viele ins Wirtshaus, um beim Glase Abwechslung und Erholung zu suchen. Für den Luxus wurde mehr ausgegeben, als der sparsame Bauer sich erlauben konnte, sodaß dieser den Fabrikarbeiter vielfach als lüderlich taxierte. Kam eine Krise, fehlte der Verdienst, so brachen Not und Elend herein. Jetzt bot kein Grundbesitz mehr Rückhalt, wie das früher gewesen. Den Gemeinden erwachsen für ihre Mit-

bürger, die sie unterstützen mußten, drückende Armenlasten, was zu großer Mißstimmung führte.

In den Fabriken wurden die beiden Geschlechter schon in früher Jugend gemischt. Man lernte sich früher kennen, heiratete früher als die Bauernbevölkerung, sodaß die Ehen im Durchschnitt wohl 10 Jahre früher geschlossen wurden. Die Bevölkerung wurde durchschnittlich jünger, die Generationen folgten sich rascher.

Der Fabrikarbeiter, der nicht an die Scholle gebunden war und vielfach den Wohnsitz änderte, dachte und fühlte anders als der Bauer. Während dieser auf möglichst gute Verwertung seiner Produkte sehen mußte, empfand der Arbeiter der Industrieorte dies als drückende, ungehörige Belastung.

Der industrielle Aufschwung im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts führte den Fabriken eine Menge Leute zu. Unser Kanton verlor das Gepräge eines Bauernkantons; er nahm einen überwiegend industriellen Charakter an. 1905 waren rund 62,500 Personen (männlich und weiblich) in der Landwirtschaft tätig, dagegen beschäftigte sich rund die doppelte Zahl mit der Veredlung der Natur- und Arbeitserzeugnisse (zirka 118,000). Sie verteilen sich [auf:* Gewebe und Gespinnste 30,000, Bauindustrie 27,000, Metallindustrie 20,000, Bekleidungsindustrie 16,000, Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln 7000, Buchdruckerei und Verwandtes 4000. Hiezu kommen noch über 40,000 Personen, die Verkehr und Handel beanspruchen.

3. Die Bildung von Fabrikzentren.

Die Industrie brachte eine ganz neue Verteilung der Bevölkerung. Die Fabrikanlagen geschahen in den für ihren Betrieb günstigen Gegenden, z. B. an Flußläufen, um die Wasserkraft zu benützen. Die Folge war eine teilweise Entleerung der Orte, wo früher die Hausindustrie heimisch gewesen, z. B.:

	Bevölkerungszahl 1771	1836	1870	1900
Goßau	2015	3116	2854	2339
Russikon	1125	1933	1553	1272
Maur	1276	2133	1805	1513
Eglisau**	1433	1608	1410	1175

* Die Hausindustrie ist bei dieser Aufstellung weggelassen.

** Beispiel eines Grenzzortes, wo der Wagenverkehr durch die Eisenbahnen lahmgelegt wurde.

Dafür schnellte dann in den spezifischen Industriegebieten die Bevölkerung ganz außerordentlich in die Höhe.

	Bevölkerungszahl 1771	1836	1870	1900
Winterthur	3130	4612	9317	22235
Thalwil	1084	1786	2537	6791
Rüti	595	1112	2122	4796
Zürich (mit Ausgem.)	18297	29382	58657	150703

Sehr deutlich zeigen den riesigen Aufschwung der Industrie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts:

	1870	1900
Adliswil	1939	4719
Örlikon	781	3982
Seebach	840	2850
Veltheim	1190	4009

Viele dieser neuen Industrieorte haben ihren ursprünglich bäuerlichen Charakter ganz verloren und zeigen ein geradezu städtisches Aussehen.

Die Industrie zog die Arbeitskräfte massenhaft in die Industriezentren und ihre Vororte. Das alte Zürich wurde an Einwohnerzahl von seinen Ausgemeinden weit überflügelt und da im Erwerbe dieser Bevölkerungskomplex auf einander angewiesen ist, erfolgte 1890 die Vereinigung, wodurch die erste Großstadt der Schweiz geschaffen wurde.

Ähnliche Verhältnisse sind in Winterthur, wo ein großer Teil der umliegenden Gemeinden: Veltheim, Töss, Wülflingen, Ober-Winterthur und Seen in Arbeit steht, so daß eine wirtschaftliche Einheit von über 40,000 Seelen sich gebildet hat. So ist beinahe die Hälfte der Bevölkerung des Kantons in zwei Städten konzentriert.

Die letzten Jahrzehnte brachten überhaupt eine ungewöhnlich starke Bevölkerungszunahme. Während der Kanton Zürich 1850 etwa 250,000 Einwohner zählte, wird er in wenig Jahren seine Bewohnerzahl verdoppelt haben. Die ganze Schweiz hat in den letzten 50 Jahren um zirka 1 Million Einwohner zugenommen.

4. Der Menschenaustausch.

Das eigene Land vermochte der Nachfrage nach Arbeitskräften nicht zu genügen. Die Niederlassungsfreiheit der neuen Zeit erlaubte dem Auslande, einen Teil seiner überschüssigen Bevölkerung an unser Land abzugeben. Die Italiener

bauen unsere Häuser, Straßen, Eisenbahnen, Tunnels. Die Deutschen sind sehr zahlreich in den Städten der Nord- und Ostschweiz, die Franzosen in den Industrieorten des Westens. Rund 400,000 Ausländer haben sich mit der schweizerischen Bevölkerung gemischt. In der Schweiz ist je der neunte Mensch ein Ausländer, im Kanton Zürich je der sechste, in den Grenzkantonen Basel und Genf je der dritte. Die Stadt Zürich zählt 44,000 Fremde, die mehr als $\frac{1}{4}$ der Einwohnerzahl ausmachen.

Diese Fremdeninvasion wäre für den Kriegsfall eine große Gefahr; der Wehrkraft sind die Fremden so wie so verloren. Leute, die nur des Erwerbes wegen bei uns wohnen und sehr rasch den Wohnsitz ändern, bringen dem Gedeihen des Landes nicht das gleiche Interesse entgegen, wie die einheimische Bevölkerung. Es besteht darum vielerorts das Bestreben, diese Leute durch eine erleichterte Einbürgerung zu den Unsrigen zu machen.

Viele sehen zwar in den Fremden unbequeme Konkurrenten; es ist aber sicher, daß wir ohne sie gar nicht mehr auskommen könnten; zudem leben nicht weniger als $\frac{1}{4}$ Million Schweizer im Auslande, für die wir auch eine gute Behandlung erhoffen.

Auch innerhalb der Schweiz tauschen die Kantone, und in diesen wieder die Gemeinden ihre Bevölkerung im weitgehendsten Maße aus. 1900 war im Kanton Zürich durchschnittlich nur $\frac{1}{3}$ der Einwohner in der Wohngemeinde eingebürgert, $\frac{1}{4}$ war Bürger anderer Gemeinden des Kantons, $\frac{1}{4}$ Bürger eines andern Kantons, $\frac{1}{6}$ Ausländer. So ist fast überall eine neue Einwohnerschaft entstanden.

V. Mängel der neuen Produktionsweise.

Die freie Warenerzeugung ermöglichte jedem Einzelnen, in ungehemmtem Wettbewerbe mit seinen Mitmenschen den Kampf ums Dasein zu führen. Die staatliche Gewalt sollte sich in den Erwerbskampf nicht einmischen. Dieser Grundsatz, der zuerst bei der fabrikmäßigen Arbeit zur Anwendung kam, zeitigte besonders in den ersten Zeiten schwere Mängel.

1. Die lange Arbeitszeit.

Während der Zunftzeit war die Arbeitszeit für die einzelnen Berufe genau festgelegt. Jetzt lag ihre Dauer ganz

im Belieben des einzelnen Fabrikherrn. In den Spinnereien wurde gewöhnlich Tag und Nacht gearbeitet und zwar so, daß die Schichten je mittags und nachts 12 Uhr wechselten. War nur eine Arbeiterabteilung, so wurde bis 15 Stunden per Tag gearbeitet bei sehr kurzer Mittagspause. Da viele Arbeiter einen weiten Weg nach Hause zurückzulegen hatten, so blieben für die Nachtruhe nur wenige Stunden übrig. Auch der Sonntag war kein regelmäßiger Ruhetag, da oft auch an diesem Tage gearbeitet wurde. Die Folgen dieser Überanstrengung spiegelten sich in den bleichen, schwächlichen Gestalten, in denen man auf den ersten Blick den Baumwollarbeiter erkannte.

2. Die Kinderarbeit.

In der mechanischen Spinnerei genügten oft einfache Handgriffe, da die Maschine die Hauptarbeit leistete. Dazu wurden aus Sparsamkeitsrücksichten besonders Frauen und Kinder verwendet. Auch die Hausindustrie kannte die Kinderarbeit. Ihre Schäden wurden schon 1813 durch den Erziehungsrat in einer Eingabe an die Regierung klargelegt: Seit 50 Jahren entzieht die Baumwollindustrie die Kinder dem Spiel und der freien Luft und zwingt sie ans Spinn- und Spuhlrad. Die Anstrengung macht sie vor der Zeit alt und kränklich.

Die Einführung der Spinnmaschine brachte nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlimmerung. So wurden schon zur Zeit jener Eingabe 1124 Minderjährige in der „Spinnmaschine“ verwendet; darunter waren 48 7—9 und 284 10—12jährig und zwar ziemlich gleichmäßig Knaben und Mädchen. Die Arbeitszeit war die der Erwachsenen. Ohne Ausnahme sahen die Armen blaß und hager aus und litten an Körper und Seele Schaden.

Weder Fabrikherr noch Eltern nahmen auf Erziehung und Schule Rücksicht. Die Schulstuben leerten sich. 1813 gingen in Wülflingen 90, in Stäfa 118, in Ötweil 78, in Bubikon 58 Alltags- und Repetierschüler zur „Spinnmaschine“ und dies sehr oft auch am Sonntag.

Besuchten sie dennoch die Schule, so zeigten sie nach Aussage der Lehrer eine unbesieglige Schlafsucht. Für die andern wurden zum Ersatz auch etwa in sogenannten Fabrik-schulen Extrakurse eingeführt, die nach Feierabend, oder des

Sonntags stattfanden. Sie vermochten aber das Versäumte nicht einzubringen. Alles Ermahnen und Strafen fruchtete nichts; die Kinder blieben dem Unterrichte fern, oder waren außer Stande, ihm zu folgen. So traf man, was früher nie vorgekommen war, 15- und 16jährige, die nicht lesen konnten. In die Klagen der Lehrer stimmten die Pfarrer ein, da auch die Religionsstunden versäumt wurden. Eine 1815 durch die Regierung erlassene Verordnung, welche vor allem die jüngsten Kinder schützen sollte, fruchtete wenig. Eine neue Untersuchung in den 30er Jahren zeigte aufs neue, daß in verschiedenen Spinnmaschinen 8jährige Kinder in Arbeit standen. Eine Bezirksschulpflege meldete, daß 12 Repetierschüler, 7 Knaben und 5 Mädchen monatelang eine 18stündige Tagesarbeit hatten und daß einer der Knaben infolge der Überanstrengung im Sterben liege. Eine neue Verordnung von 1837 verbot für den Kanton Zürich die Fabrikarbeit für Kinder unter 12 Jahren (Alltagsschüler) und die Nachtarbeit von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens für Nichtkonfirmierte; letztere durften höchstens 14 Stunden Fabrikarbeit leisten. Von da an besserten die Verhältnisse sichtbar. Die Klagen wegen Gesetzesübertretungen wurden seltener; ein weiterer Kinderschutz blieb aber einer späteren Zeit vorbehalten.

3. Die mangelhaften Arbeitsräume und Schutzvorrichtungen.

Für Maschinen und Fabriken gab es keinerlei Vorschriften. Die Arbeitslokale waren durchwegs niedrig, Beleuchtung und Lüftung überall mangelhaft. Der ölige Boden atmete eine ungesunde Luft aus, die in die Kleider, die Haare, die Haut der Arbeitenden drang. Der herumwirbelnde Baumwollstaub machte den Aufenthalt in den „Spinnmaschinen“ sehr gesundheitsschädlich, so daß die „Dörrsucht“ (Tuberkulose) viele Opfer forderte. Oft war der Platz beengt; die Maschinen gefährdeten die Arbeiter. Schutzvorrichtungen waren fast unbekannt und vorkommende Unfälle riefen ihnen auch nicht. So liest man in einer amtlichen Aufstellung folgende Ursachen von Todesfällen: Vom Wellbaum erdrückt, vom Triebwerk erdrückt, vom Schwungrad erwürgt, vom Wasserrad erdrückt, alles Unfälle, die heute der Schutzvorrichtungen wegen zur Seltenheit gehören.

4. Der Zerfall der Familie.

Die Spinnmaschine brachte die Arbeiterfamilie aus Rand und Band. Da der Arbeitslohn des Vaters zum Unterhalt der Familie nicht reichte, mußten auch die Mutter und die Kinder in die Fabrik. Die kleineren Kinder entbehrten völlig der mütterlichen Aufsicht und der häuslichen Erziehung. Die Eltern sahen sie nur noch für Augenblicke. Die mangelnde Fürsorge brachte eine große Kindersterblichkeit. In Uster, wo die Fabrikbevölkerung $\frac{1}{4}$ ausmachte, stammte unter den verstorbenen Kindern $\frac{1}{2}$ aus der Industriebevölkerung. „Die Spinnmaschine“ war für die Kinder keine Sittenschule. Garstige Gespräche und Lieder der Erwachsenen, mit denen sie zusammenarbeiteten, verdarben das jugendliche Gemüt. Von überall her tönten Klagen über wüste Aufführung der Kinder auf den Straßen oder auf dem Heimwege, der ja oft mitten in der Nacht erfolgte.

Durch ihre Arbeit kamen die Kinder in den Besitz von Bargeld, da sie sehr bald ihr Betreffnis vom „Zahltag“ verlangten. Sie erlaubten sich allerlei Luxus und liefen in die Wirtshäuser. Oft führten die älteren Kinder eine eigene Kasse und zahlten den Eltern Kostgeld. — In früherer Zeit, auch während der Hausindustrie, war der Vater der Herr der Familie. Bis zu ihrer Verheiratung blieben die Kinder in der Familie. Ein Verdienst außerhalb derselben war bei der früheren Warenerzeugung und der eingeschränkten Niederlassungsfreiheit äußerst schwierig. — Jetzt wurde es anders. Der Hausvater stand in der Fabrik durchaus neben seinen Kindern, ja verdiente oft nicht mehr als der halberwachsene Sohn. Der Respekt vor dem Familienoberhaupte schwand. Die Kinder wurden auflüpfisch; sie verlangten freiere Bewegung. Die Eltern mußten sie gewähren lassen und sich ducken, sonst liefen die Kinder weg und gingen bei Fremden „an die Kost“, wo sie sich ungebundener bewegen konnten. Eine Menge Kinder abgelegener Gegenden wurde an die Fabrikorte verkostgeldet. Da hörte der Einfluß des Elternhauses ganz auf. Die Klagen über den Zerfall der Familien, besonders von Seiten der Pfarrämter, wollten nicht enden.

5. Die Krisen.

Die Warenerzeugung früherer Zeit geschah in erster Linie für die Bedürfnisse des eigenen Landes. Die Stadt Zürich

produzierte für die Landschaft Zürich, so daß der Kanton das Absatzgebiet für die hauptstädtischen Waren bildete. Man arbeitete hauptsächlich auf Bestellung und nur in der „toten Zeit“ auf Vorrat. Wenn der Wohlstand auch bescheiden war, so gab es doch keine zu ernsten Erwerbsstörungen. Anders bei der modernen Warenerzeugung. Der Wettbewerb kannte keine Schranken mehr, so daß in „guten Jahren“ große Massen Waren produziert wurden. Gerade die Schweiz war für ihre Industrien: Baumwolle, Seide, Stickereien, Uhren, Maschinen, auf den ausländischen Markt angewiesen. Wurde dieser aber durch Krieg, hohe Zölle, Überproduktion und allerlei Unglücksfälle verstopft, so trafen die Folgen viele Industriezweige geradezu vernichtend. Solche Krisenzeiten bringen Arbeitsmangel, niedere Löhne und damit für ungezählte Familien Not und Elend. Die Lösung der Frage, wie die guten Jahre für die schlimmen Folgen der „mageren“ herangezogen werden könnten, ist bis jetzt noch nicht gelungen.

VI. Die Schutzgesetzgebung.

I. Die Anfänge.

Die Erfahrung lehrte, daß die absolute „Freiheit der Arbeit“ nicht aufrecht erhalten werden konnte, ohne die menschliche Gesellschaft schwer zu schädigen. Schon frühe mußte der Staat die Kinder schützen; eine Schutzgesetzgebung für die Erwachsenen wurde aber damals noch abgelehnt. Auch das Ausland ging sehr langsam vor. Immerhin beschränkte England 1847 die Arbeitszeit in Fabriken für Leute unter 10 Jahren auf 10 Stunden täglich und 58 Stunden wöchentlich. Es erließ bereits Vorschriften zum Schutze der Gesundheit, über die Fabriklokale und führte schon staatliche Inspektoren ein, welche die Handhabung der Gesetze überwachten.

Da in der Schweiz jeder Kanton seine eigenen Wege ging, war nur schwer ein Fortschritt zu erreichen. Allen voran marschierte Glarus, das schon 1848 die Arbeitszeit für „Spinnmaschinen“ mit ununterbrochenem Betriebe auf 11 Stunden bei Nacht- und 13 Stunden bei Tagesarbeit festsetzte. War nur eine Abteilung, so gestattete das Gesetz 15 Stunden, die

Mittagspause eingerechnet; die Kinderarbeit wurde ähnlich wie im Kanton Zürich geregelt.

2. Das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877.

Die Einsicht, daß die Staatsaufsicht für die Fabriken nicht zu entbehren sei, drang allmählig in immer weitere Kreise, so daß 1874 die neue schweizerische Verfassung dem Bunde das Recht gab, gesetzliche Bestimmungen über die Fabrikarbeit zu erlassen. Bereits 1877 wurde das eidgenössische Fabrikgesetz, damals das beste der ganzen Welt, dem Volke zur Abstimmung vorgelegt, und, wenn auch mit ganz kleiner Mehrheit, angenommen.

Die Dauer der regelmäßigen Arbeitszeit beträgt 11 Stunden per Tag, an Vorabenden der Sonn- und Festtage 10 (jetzt 9 und sie muß mit 5 Uhr abends endigen). Sie muß zwischen 6 Uhr morgens und 8 Uhr abends zu liegen kommen; für die 3 Sommermonate darf der Beginn um eine Stunde vorgeückt werden. Bei gesundheitsschädlichen Betrieben kann die Arbeitszeit noch mehr herabgesetzt werden. Ausnahmsweise dürfen die Behörden Überzeitbewilligungen erteilen. Nachtarbeit ist nur da erlaubt, wo ununterbrochener Betrieb notwendig ist, ebenso für dringende Reparaturen, Sonntagsarbeit nur im Notfalle. Frauenspersonen dürfen weder für Nacht- noch Sonntagsarbeit verwendet werden; wenn sie das Hauswesen besorgen, so sind sie $\frac{1}{2}$ Stunde vor der Mittagspause zu entlassen. Kinder dürfen erst nach zurückgelegtem 14. Altersjahre die Fabrik besuchen. Für das 15. und 16. Jahr soll die Fabrikarbeit samt Schul- und Religionsunterricht 11 Stunden nicht übersteigen. Sonntags- und Nachtarbeit darf Leuten unter 18 Jahren nur ausnahmsweise gestattet werden. Die Fabriken sind gehalten, alle nötigen Schutzvorrichtungen anzubringen und die Vorschriften für gesundheitlichen Schutz zu erfüllen. Drei Fabrikinspektoren überwachen die Vollziehung des Gesetzes.

Dieses Fabrikgesetz war eine der größten Taten für das Wohl des Schweizervolkes. Es schützt einen großen Volksteil vor körperlicher und geistiger Entartung und nützt so dem gesamten Vaterlande.

3. Die weitere Entwicklung.

Mit dem eidgenössischen Fabrikgesetze war nicht allen Erfordernissen Genüge geleistet worden. Das Haftpflicht-

gesetz regelte die Entschädigung bei Unglücksfällen, wodurch unverschuldet Verunglückte vor Not und Elend bewahrt werden sollen. Es werden Anstrengungen gemacht, auch die Arbeitszeit in Handwerk und Gewerbe zu kürzen und auf kantonalem Gebiete und in vielen Privatbetrieben ist schon Vieles erreicht worden (zürch. Lehrlingsgesetz 1906 und Sonntagsruhegesetz 1907). Die Mehrzahl der Fabrikbetriebe haben die Arbeitszeit auf 10 Stunden und sogar noch weiter herabgesetzt. Bereits werden die Vorarbeiten für ein neues, weitergehendes Fabrikgesetz gemacht. Eine Kranken-, Unfall- und Altersversicherung wird erstrebt, um besonders den ärmern Klassen den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Dies sind wohl die besten Mittel, um die Liebe zu Heimat und Vaterland zu wecken, zu stärken und zu nähren.

VII. Freiheit in Handel und Verkehr.

Eine Menge Hindernisse hemmte in früherer Zeit den Absatz der erzeugten Waren. Besonders schlimm stand es im Zollwesen. In der Schweiz waren über 400 Zoll-, Brücken- und Weggelder. Bald bezog man die Gebühren von der Bepannung, bald vom Wagen, bald vom Gewicht, bald von den Waren. In ihrer Gesamtheit bildeten sie eine starke Belastung. Bei Speditionen nach Italien wurden aus Sparsamkeit 30 bis 40stündige Umwege dem direkten Verkehr über Gotthard und Splügen vorgezogen, um den Belastungen und Plackereien zu entgehen.

Die dreißiger Jahre brachten innerhalb des Kantons den freien Handel; aber die kantonal getrennte Wirtschaft hemmte Fabrikant und Kaufmann aufs empfindlichste. Noch waren 1843 16 verschiedene Postverwaltungen, bei denen nicht immer die Erleichterung und Verbilligung des Verkehrs, sondern die hohen Einnahmen Hauptsache waren. Die Zersplitterung im Münzwesen verursachte die größten Schwierigkeiten. Die Gesetzgebung über Handel, Verkehr und Niederlassung war nicht einheitlich.

So mußten die Liberalen besonders aus Erwerbsrück-sichten eine Einigung der Schweiz erkämpfen.

In der Bundesverfassung von 1848 sind die Resultate niedergelegt: Münze, Maß, Gewicht, Post, Zoll, später auch Telegraph und Telephon wurden Bundessache. Die Freiheit des Verkehrs wurde garantiert. Die liberalen Änderungen in

den Kantonen, vor allem aber der Übergang vom kantonalen zum schweizerischen Wirtschaftssystem bewirkten eine mächtige Entfaltung der Industrie und des Handels. Jetzt erst wurden unserem Lande tausende von Artikeln des Auslandes zugänglich, da eine wesentliche Verbilligung eintrat. Der Warenaustausch zwischen allen Ländern wurde immer lebhafter und rief neuen und verbesserten Verkehrsmitteln.

a) Die Strassen.

Früher waren die Länder im großen und ganzen auf sich selber angewiesen, sodaß zahlreiche Handelsstraßen nicht nötig waren. In unserem Kanton wurden nur die drei großen Handelsstraßen

Zürich—Bülach—Eglisau—(Schaffhausen)

Zürich—Limmattal—(Baden)

Zürich—Winterthur { —(Frauenfeld)
—(St. Gallen)

gut unterhalten. Die dreißiger Jahre brachten eine große Verbesserung des Straßenwesens. Sorgfältig machte man die Anschlüsse an die Straßen der anderen Kantone und verband die einzelnen Kantonsteile untereinander. Von 1832—39 gab man mehr als zwei Millionen für Straßenbau aus und legte so den Grund zu dem heute wohl einzig dastehenden Straßennetz, dem immer noch große Aufmerksamkeit geschenkt wird, obgleich die Straßen viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Die Bundesverfassung überträgt dem Bunde die Oberaufsicht über Straßen und Brücken, an deren Erhaltung die Eidgenossenschaft ein Interesse hat. Mit Bundeshilfe erfolgte der großartige Ausbau der Alpenstraßen, nachdem Napoleon I. in der Simplonstrasse (erbaut 1800—07) eine mustergültige Anlage geschaffen hatte.

b) Die Dampfschiffe.

Der Welthandel erhielt einen ungeahnten Aufschwung dadurch, daß die Dampfmaschine zur mechanischen Bewegung der Schiffe verwendet wurde. Das erste, ganz gelungene Dampfschiff baute 1807 Foulton in Nordamerika. Von da an kam ein reißender Fortschritt in den Dampfschiffbau. Schon 1819 fuhr der erste Dampfer von New York nach Liverpool und brauchte dazu nur 20 Tage. Jetzt waren die Meerschiffe unabhängig von Wind, Wetter und Meeresströmungen. Nach

wenigen Jahrzehnten durchkreuzten kolossale Ungetüme alle Meere. Sie führen uns in fünf Tagen quer über den atlantischen Ozean, in wenig Wochen nach Indien, China, Japan und Australien.

c) Die Kanäle.

Mit nie rastendem Eifer suchte man Verkehrserleichterungen zu schaffen. So erbaute der Franzose Lesseps den Suez-Kanal, der 1869 dem Verkehr übergeben wurde. Er ermöglicht, in einem Drittel der früheren Zeit Indien zu erreichen, sodaß der größte Teil des ostasiatischen Handels wieder wie früher den Weg durchs Mittelmeer nahm. Ein ähnlicher Plan, den Großen und Atlantischen Ozean durch einen Panamakanal in Verbindung zu bringen, harrt noch der Ausführung, wird aber wohl doch noch verwirklicht werden. Auch im mehr inneren Verkehr suchen die einzelnen Länder durch Kanalanlagen zeitraubende Umwege zu ersparen (Kaiser Wilhelm-Kanal, Kanal von Korinth). Wo es nur angeht, verbinden Kanalsysteme die Flüsse untereinander, um den billigen Wassertransport der Waren zu ermöglichen. Auch die Schweiz wird in nicht allzuferner Zeit in Basel ihre Hafenstadt besitzen.

d) Eisenbahnen, Telegraph etc.

Der Bau von Dampfwagen gestaltete sich schwieriger, weil die treibende Dampfmaschine auf einen sehr kleinen Raum zusammengedrängt werden mußte. Der Engländer Georg Stephenson und sein Sohn Robert brachten die vielen Versuche zu einem glücklichen Abschluß. 1825 wurde die erste eigentliche Eisenbahn in England dem Verkehr übergeben. Bald nahmen die Industrieländer den Bahnbau an die Hand, indem sie ihre Zentren mit einander verbanden. Die erste bedeutendere Linie der Schweiz wurde 1847 von Zürich nach Baden gebaut. Die folgenden 50 Jahre brachten ihr über 4000 km Bahnlinien. Keine Schwierigkeit blieb unbesiegt; man durchbohrte die Bergmassive des Gotthard (1880) und Simplon (1905); die Lokomotiven erklimmen die höchsten Berggipfel.

Die Industrieländer Belgien und England zeigen ein noch engmaschigeres Eisenbahnnetz. Ungeheure Eisenstränge durchqueren ganze Erdteile (Pacifiquebahnen, Transsibirische Bahn). Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraph und Telephon haben alle Distanzen aufgehoben. Die Länder tauschen rasch und

billig ihre Produkte aus, jedes gibt dem andern von seinem Überfluß. Die Schnelligkeit der Warenbeschaffung verhindert die großen Hungersnöte, die früher auch etwa der Schrecken unseres Landes waren. Welch großartige Entwicklung die Schweiz genommen, illustriert am besten die Tatsache, daß 1905 im Kanton Zürich allein 30,000 Personen im Handel und 11,000 im Verkehr betätigt waren, oder die andere, daß die Schweiz 1907 für zirka 2750 Millionen Franken Waren ein- und ausfuhrte, oder die weitere, daß ein Winterthurer Handelshaus per Jahr $1\frac{1}{2}$ Million Fr. für Telegramme ausgibt.

VIII. Die freie Landwirtschaft.

1. Die Naturalwirtschaft.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der früheren Zeit zwangen die Länder, ihren Nahrungsbedarf selbst zu pflanzen. Der Bauernstand überragte an Zahl alle andern. Das Ackerland überwog vor 100 Jahren noch weitaus. Der Bauer trieb durchaus Naturalwirtschaft. Die Gebrauchsgegenstände, Kleider etc. wurden im eigenen Haushalt erzeugt. Das Geld trat noch ganz zurück. Die Zehnten (Steuern) und Grundzinse erfolgten in Naturerzeugnissen und auch die Regierung bezahlte ihre Beamten hauptsächlich in Naturalien: Noch 1803 bezogen die zwei Bürgermeister Zürichs an Wein und Kernen mehr als an bar. 1811 war der Zehntenertrag rund 160,000 Franken, in Geld umgerechnet; davon wurden nur 5 % in solchem entrichtet.

2. Der Übergang zur Geldwirtschaft.

Weil die Regierungen die Steuern in Naturalien bezogen, war der Anbau des Bodens nicht frei, d. h. der Bauer durfte ihn nicht nach Gutfinden bewirtschaften. In den dreißiger Jahren wurden diese Fesseln gesprengt. Mit den Wahlrechten war dem Bauer nicht geholfen. Er setzte eine erträgliche Loskaufssumme oder Umwandlung in Geldabgabe von Zehnten und Grunszinsen durch. Im Laufe von zirka zwei Jahrzehnten vollzog sich nun die Umwandlung in die Geldwirtschaft. Von 1855 an hörten die Zehntensteuern, von 1865 die Zinsleistungen in Form von Naturalien auf.

3. Die gefährdete Landwirtschaft.

Obgleich der Bauer nun frei über seinen Besitz verfügte, kamen doch die erhofften goldenen Zeiten nicht. Auf den Heimwesen blieben viele Schulden haften und zugleich zeigten sich bisher unbekannte Feinde. Die Hebung des Verkehrs brachte die Konkurrenz des Auslandes. Russischer, rumänischer, ja amerikanischer Weizen kam billiger auf den Markt als einheimischer. Um nicht unterzugehen, mußte die Form der Bodenbebauung geändert werden. Der Ackerbau machte dem Wiesland Platz, Milch- und Fleischprodukte, die im In- und Ausland abgesetzt wurden, verschafften größere Einnahmen und die Mittel, Brot zu kaufen. Die Übergangszeit war eine wahre Notzeit. Es dauerte lange, bis man herausgefunden, auf welchen Gebieten man noch konkurrenzfähig war. Eine Menge Bauern konnte sich knapp über Wasser halten; die Söhne und Töchter liefen in die Industrie. So zeigte sich denn ein großer Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Von 1870—1900 sank sie im Kanton Zürich von 104,000 auf 82,000, also um 20 %. Die Gesamtbevölkerung stieg aber in der gleichen Zeit um rund 150,000 Seelen, sodaß der landwirtschaftliche Teil von 36 % auf 19 % derselben sank; statt einem starken Drittel beträgt die Bauernsame nur noch einen schwachen Fünftel der Bevölkerung.

4. Die neue Landwirtschaft.

Wie in andern Erwerbszweigen war auch für die Landwirtschaft die Anpassung das einzige Mittel, der Konkurrenz zu begegnen und die Lebensfähigkeit zu erhalten. Die Überzeugung brach sich Bahn, daß auch der Bauer alle Mittel der Wissenschaft und Technik zu verwenden habe, um seine Wirtschaft möglichst rentabel zu gestalten. Es entstanden die landwirtschaftlichen Schulen (für den Kanton Zürich am Strickhof). In besonderen Kursen kann sich der Landwirt alle nötigen Kenntnisse für Viehbehandlung, Wies-, Obst- und Weinbau etc. holen. Auch er fängt an, die Maschinen in ausgedehntem Maße zu verwenden. So hilft er sich am besten gegen die Leutenot, die ihm Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr geschaffen haben. Die Landwirte ganzer Landesteile schließen sich zusammen, um durch Genossenschaften sich bessere Einkäufe und bessere Verwertung ihrer Produkte zu sichern. So hat sich die Landwirtschaft der neuen Zeit angepaßt und

kann den Kampf ums Dasein erfolgreich bestehen. Wohl ist die Zahl der Rindviehbesitzer z. B. im Kanton Zürich in den verflossenen 30 Jahren von rund 20,500 auf rund 18,000, d. h. um zirka $\frac{1}{5}$ gesunken; doch stieg in der gleichen Zeit die Zahl des Rindviehs von zirka 75,000 auf 112,000 Tiere, d. h. um fast genau 50 %. So hat sich die durchschnittliche Stückzahl per Kopf der Besitzer beinahe verdoppelt (6,3 gegen 3,6 Stück). Es zeigt sich in dieser Erscheinung deutlich der Übergang zum Wiesbau und die Tatsache, daß auch hier die Zwergbetriebe unrentabel sind und durch die größeren verdrängt werden. Wie wichtig unsere schweizerische Landwirtschaft immer noch ist, ersehen wir daraus, daß jährlich für 70 Millionen Franken Käse und kondensierte Milch ausgeführt werden.

IX. Die neue Volksschule.

I. Die Schule der guten, alten Zeit.*

a) Die Lehrerschaft.

Zusammensetzung. Die Reformation brachte eine Hebung des Schulwesens. Die Geistlichen wollten durch den Jugendunterricht das Volk befähigen, die religiösen Schriften zu lesen und zu verstehen. Die vielbeschäftigten Pfarrer übertrugen mit der Zeit den Unterricht auf andere Leute, so daß schließlich alle Gemeinden besondere Lehrkräfte besaßen. Diese rekrutierten sich aus allen Berufskreisen. Wir finden unter ihnen Tagelöhner, Knechte, Kleinbauern, alte Soldaten, besonders aber Handwerker, die auch neben der Schule ihren Beruf ausübten: Weber, Schuster, Schneider, Küfer etc. Sehr häufig stand der Lehrer zugleich im Kirchendienst als Sigrüst und Diener des Pfarrers, von dem er ganz abhängig war. Fast immer war er Ortsbürger, da die Bürger einen großen Widerwillen gegen die Fremden, „die Hintersäßen“, bekundeten.

Ausbildung: Da man von den Lehrern kein großes Wissen verlangte, war ihr Bildungsgrad fast durchweg sehr gering. Gewöhnlich gingen sie bei einem „Schulmeister“ in die Lehre, oder empfingen vom Pfarrer einige Anleitung. Wer notdürftig buchstabieren, lesen, schreiben, die Fragen des religiösen Lehrmittels (Katechismus), einige Lieder und Gebete konnte, wurde würdig befunden, die junge Welt zu

* Nach Dr. Klinke und Zuppinger.

erziehen. War eine Stelle frei, so verkündigte sie der Pfarrer von der Kanzel und er nahm die Anmeldungen entgegen. Die Bewerber mußten sich in Zürich einer Prüfung unterziehen. Folgender Prüfungsbericht zeigt, wie geringe Anforderungen man stellte: Rudolf Vontobel, Bewerber für die Schule Fägswil, Rüti. „Sein Examen war im Lesen nur mittelmäßig, seine Schrift ordentlich, aber nicht orthographisch. Da er der einzige Bewerber und erst 15 Jahre alt ist, so hat man ihn ernannt, in der Hoffnung, er werde sich bemühen, das Mangelhafte zu verbessern.“ — Naturgemäß war das Ansehen der Lehrer sehr gering.

Besoldung: Die Besoldung ernährte den Mann nicht. Es galt als selbstverständlich, daß der Lehrer neben der Schule sein altes Metier weiter betrieb. Die Bezahlung bestand in Geld und Naturalien: Getreide, Wein, Holz, Torf. Mit letzterem mußte das Lokal geheizt werden, so daß er für die Besoldung eigentlich nicht in Betracht kam. Hauptbestandteil der Besoldung war das Schulgeld, das im ganzen für alle Leute gleich viel betrug; oft wurde von Älteren, oder solchen, die das Schreiben erlernten, mehr verlangt. Gewöhnlich mußte der Lehrer von Haus zu Haus gehen, um den Schullohn einzuziehen. Die Höhe des Einkommens wechselte von Gemeinde zu Gemeinde. 1799 berichtet der Lehrer von Hausen: „Habe Gütererwerb und Leinweberei, denn bei dem Schuleinkommen verdient man nicht viel über Brot und Wasser“.

b) Der Schulbetrieb.

Schulhäuser. Nur $\frac{1}{3}$ der Gemeinden des Kantons Zürich besaß besondere Schulhäuser, von denen eine große Zahl ganz ungenügend war. Der Kanton stand den Gemeinden nicht helfend zur Seite. Die Gemeinde scheute sehr oft die Reparaturen, so daß der Lehrer sie auf seine Kosten ausführen lassen mußte. Die übrigen Gemeinden mieteten die Schulstube; sehr oft bekam bei der Lehrerwahl der den Vorzug, der eine große Stube zur Verfügung stellen konnte. Oft wanderte die Schule von Haus zu Haus. Die Stuben waren niedrig, dunkel, schlecht gelüftet, überfüllt. Oft waren die Kinder verpflichtet, das Holz zum Heizen des Ofens selber mitzubringen. Die innere Ausstattung war äußerst ärmlich. Tische zum Schreiben waren in geringer Zahl vorhanden, Veranschaulichungsmaterial fehlte. Es kam sogar vor, daß

krankte Angehörige des Lehrers in der Schulstube im Bette lagen. Ein amtlicher Bericht sagt: Kaum öffnet man die Schulstube, so drängt sich jedem ein niederschlagender Dampf entgegen. Dicht aufeinander gepreßt, in engen, dunkeln Gemächern sitzt die Jugend und atmet zum Verderben ihrer Gesundheit dicke, erhitzte, faule Dünste ein. An den Fenstern rinnt die Feuchtigkeit von den mancherlei Dünsten der nie gelüfteten Schulstube und dem übermäßig geheizten Ofen zusammen und auf die Stühle und die Kleider der daselbst sitzenden Kinder. Diese sind so eng zusammengepfercht, daß jedes, welches seinen Platz verlassen, oder an denselben zurückkehren will, über Stühle, Tische und Bänke steigen muß.

Schulbesuch. Da Handel und Gewerbe in den Händen der Stadt, die ihrerseits gute Schulen besaß, lagen, stellte das Leben keine große Ansprüche an die Bildung des Landvolkes. So betrachteten viele Eltern die Schule als unnötige und unbequeme Zwangsanstalt, der man sich am besten entzog — die Kinder mußten ja keine Gelehrten oder Pfarrer werden. Der Schuleintritt hing ganz vom Willen der Eltern ab. Gewöhnlich geschah er mit dem fünften oder sechsten Jahr; aber auch drei- bis vierjährige Kinder wurden in die Schule geschickt oder getragen. Mit dem zehnten Jahre stellten sie bereits eine Arbeitskraft vor, und so nahm man sie denn wieder aus der Schule. Der Unterricht war in der Hauptsache auf den Winter verlegt; im Sommer war er sehr reduziert. Die Eltern hatten alle möglichen Ausreden, die Kinder aus der Schule zurückzuhalten; das Schulgewissen fehlte absolut. Wenn $\frac{3}{4}$ der Eingeschriebenen anwesend war, so galt das als ein vorzügliches Resultat, es konnten aber auch nur $\frac{1}{10}$ oder ein $\frac{1}{12}$ sein. Keine Klagen und Verordnungen brachten Besserung.

Lehrweise. Als Zweiganstalt der Kirche hatte die Schule an der religiösen Erziehung des Volkes mitzuhelfen; vor allem sollten gehorsame Untertanen herangebildet werden. Unter religiöser Erziehung verstand man hauptsächlich die Kenntnis der Kirchenlehre. So war die Religion im Mittelpunkt des Unterrichtes. Lesen wurde zu dem Zwecke gelehrt, um das Auswendiglernen des religiösen Stoffes zu ermöglichen. Schreiben und Lesen waren untergeordnete Fächer, die Kenntnis der Anfangsgründe im Rechnen war Ausnahme. — Die Klasseneinteilung war verschieden und richtete sich mehr nach dem

Können, als nach dem Alter. Gewöhnlich bekam jedes Kind sein besonderes Pensum. Der Leseunterricht geschah nach der Buchstabiermethode. Zuerst lernte man die Buchstaben, dann setzte man sie zu Silben zusammen, was ungemein schwer war, da sie sich mit dem Lautbild nicht deckten:

a ze ha = ach.

ge o äl de = Gold.

Nachher kam das Zerlegen der Wörter in Silben. Täglich mußten die armen Kinder stundenlang, sich selber überlassen, hinter ihrem Namenbüchlein sitzen, da einzeln unterrichtet wurde. Nachdem ein mittelbegabtes Kind in zwei bis drei Wintern die Buchstabierkunst erlernt hatte, ging es an das Buchstabieren und mechanische Auswendiglernen des Lehrstoffes. Die Hauptaufgabe des Lehrers war das Abhören. Das Quantum des Auswendiggelernten galt als Maßstab für die Befähigung. — Das Schreiben war das Vorrecht der Knaben; aber bei weitem nicht alle lernten es. Die Eltern mußten diesen Unterricht besonders wünschen. Begonnen wurde damit erst, wenn die Schüler lesen konnten. Lehrer und Schüler beherrschten die Orthographie gewöhnlich sehr mangelhaft. Auch der Gesangsunterricht stand im Dienste der Kirche. Es wurden nur Psalmen und Kirchenlieder gesungen; das Einüben geschah durch unermüdliches Vorsingen.

2. Die Reform der 30er Jahre.*

Nirgends hat die liberale Bewegung der 30er Jahre mit mehr Erfolg gearbeitet, als auf dem Gebiete der Schule. Das Volk sollte befähigt werden, von dem erhaltenen Mitwirkungsrecht bei den Staatsgeschäften einen vernünftigen Gebrauch zu machen. War die Bildung früher auf die Stadt beschränkt, also das Vorrecht einer kleinen Minderheit, so sollte sie nun allen übermittelt werden. So mußte das Schulwesen gründlich geändert werden.

a) Die Schulbehörden.

Die oberste Leitung lag beim Erziehungsrate (1798 geschaffen.) Es war für die Schule von größtem Werte, daß durchwegs hervorragende Männer, wie z. B. Melchior Hirzel (Präsident) und Thomas Scherr in diese Behörde gewählt

* Zum Teil nach Dr. Wettstein.

wurden. So kamen eine Reihe der trefflichsten Gesetze zustande. Vor allem mußte das Volk für die Schule interessiert werden und man erreichte das durch die Errichtung der Bezirks- und Gemeindeschulpflegen, denen die Leitung und Beaufsichtigung der Volksschulen übertragen wurde.

In der Schulsynode, bei der Lehrerschaft und Schulbehörden sich gemeinsam besammelten, sollten die wichtigen Schulfragen gemeinsam besprochen werden.

b) Die Errichtung des Lehrerseminars.

Um die Bildung des Volkes heben zu können, mußte bei der Lehrerschaft angefangen werden. So schritt man zur Errichtung des Lehrerseminars in Küsnacht, wo intelligente Jünglinge unter der Leitung von Direktor Thomas Scherr zu brauchbaren und begeisterten Volkserziehern herangebildet wurden. Alle Lehrer, ob jung oder alt, Hunderte an der Zahl, wurden sorgfältig auf ihr Wissen geprüft. Da zeigte sich oft erschreckende Unwissenheit. Viele wußten weniger als heute der erste beste Primarschüler.

75 wurden sofort in den Ruhestand versetzt. In der Zeit von sieben Jahren stellte man 359 neue Lehrer an. Sie wirkten mit sehr gutem Erfolge. Während man 1833 im Kanton Zürich 139 Schulen als schlecht taxierte, sank diese Zahl bis 1839 auf 37 hinunter.

c) Die neue Volksschule.

Primarschule. Das neue Schulgesetz forderte neun Schuljahre (6.—15, Altersjahr), je drei Jahre Elementar-, Real- und Repetierschulunterricht. Die zwei unteren Stufen hatten Ganztagschule, die letzte Stufe erhielt sechs wöchentliche Stunden. Nach dem Schulaustritt begann die kirchliche Unterweisung. Ihre Teilnehmer besuchten zusammen mit den Repetierschülern einmal per Woche die Singschule. Der regelmäßige Schulbesuch wurde strenge gefordert und verteilte sich auf das ganze Jahr. Jede Klasse erhielt eine exakte Zuteilung des Lehrstoffes und jedes Fach seine bestimmte Stundenzahl. Schriftliche und mündliche Beschäftigung wechselt miteinander ab. Als neue Fächer wurden die Realien: Geschichte, Geographie, Naturkunde eingeführt. Jeder Schüler hatte die nötigen Bücher anzuschaffen. Tabellenwerke für Sprache und Singen veranschaulichten den Unterricht. Die

Kirche verlor die Leitung der Schule; der Lehrer wurde selbständig gemacht. Er lebte nur noch seinem Berufe; er war beliebt und geachtet, da er an Bildung den ersten der Gemeinde gleich stand. Seine Besoldung wurde besser; Gemeinde, Staat und Eltern teilten sich darein.

Eine Menge Schulhäuser wurden gebaut, die meisten aus freiem Willen der Gemeinden; jede Schule erhielt wenigstens ihr eigenes Zimmer, das nur dem Unterrichte diente.

Sekundarschule. Um das Bedürfnis nach weiterer Bildung zu befriedigen, wurde eine höhere Volksschule, die Sekundarschule eingerichtet. Das erworbene Wissen sollte erweitert und ergänzt und zugleich die Möglichkeit geboten werden, sich für höhere Schulen vorzubereiten. Der Unterricht wurde für Knaben und Mädchen berechnet und auf drei Jahre verteilt. Die Schulkreise umfaßten meist eine ganze Reihe Gemeinden. 1839 waren es deren 42. Die Leistungen wurden immer besser, sodaß in jenem Jahre keine Schule als schlecht bezeichnet werden mußte.

d) Thomas Scherr.

Eine Reihe vorzüglicher Männer setzten ihre Kraft für den Ausbau der Volksschule ein. Das Hauptverdienst fällt aber unbestritten dem mit „höchstem Wollen und höchstem Können“ ausgestatteten Seminardirektor Thomas Scherr zu. Er stammte aus Württemberg und besaß einen guten Namen als Blindenerzieher, sodaß er zum Leiter der zürcherischen Blindenanstalt berufen wurde. Die liberale Bewegung machte ihn zum Erziehungsrat und Seminardirektor. Die Prüfung der Lehrer, die Inspektion der Schulen, der Unterricht am Seminar, der Entwurf des Volksschulgesetzes spannten seine Kräfte beinahe Tag und Nacht an. Geradezu Unübertroffenes leistete er in der Schaffung neuer Lehrmittel, die wahre Lieblingsbücher wurden, deren gehaltvolle Erzählungen den Schülern unvergeßlich blieben. Dem Schulreformer Scherr ist es zu verdanken, daß in freundlichen Schulstuben strahlende und leuchtende Augen, die Lernbegierde und Wissensdurst verrieten, dem anregenden Unterricht begeisterter Lehrer folgten. Zum Danke dafür hat ihm das Volk den Ehrennamen „Vater der zürcherischen Volksschule“ gegeben.

e) Der höhere Unterricht.

Ebenso weitsichtig und glücklich wurde der höhere Unterricht organisiert. Die Kantonsschule in Zürich umfaßte

- a.* das Gymnasium und
- b.* die Industrieschule.

In der ersten Schule wurden die Schüler unterrichtet, die sich einem gelehrten Berufe (Arzt, Pfarrer, Jurist, Professor) zuwenden wollten, während die zweite im Dienste von Handel, Gewerbe, Industrie und Handwerk stehen sollte. Als oberste Lehranstalt des Kantons Zürich wurde 1833 die Hochschule (Universität) eröffnet.

3. Die neueste Entwicklung des Volksschulwesens.

Die zürcherische Schule wurde für die ganze Schweiz vorbildlich und verschaffte dem Kanton seine einflußreiche Stellung. Sie entwickelte sich, obgleich Rückschläge nicht ausblieben, in erfreulicher Weise bis zur Jetztzeit. Gesunde, luft- und lichtreiche Schulhäuser, oft wahre Schulpaläste zeigen, daß die Schule dem Zürchervolk ans Herz gewachsen ist. Die moderne wirtschaftliche Entwicklung hat neue Bedürfnisse und Ziele gebracht. Die Entwicklung von Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft verlangte eigene Berufsschulen. (Gewerbe- und Handelsschulen. Technikum.) Die beruflichen Fortbildungsschulen sind für die Lehrlinge obligatorisch. Freiwillige Schulen, deren Obligatorium angestrebt wird, ermöglichen die Fortbildung der männlichen und weiblichen Jugend, welche letztere sich auch in hauswirtschaftlichen Kenntnissen ausbilden kann. Die Volksschule selber hat die Einflüsse der industriellen Entwicklung erfahren. Sie ist nicht mehr bloß Lernanstalt, sondern muß vielerorts, besonders in Industrieorten, der Familie einen großen Teil der Kindererziehung abnehmen. Durch die Gratisabgabe aller Lehrmittel und Utensilien werden die Familien entlastet, durch Milchabgabe, Ferienkolonien die kränklichen und schwachen Kinder unterstützt. Bereits führen die größten Orte unentgeltliche ärztliche und zahnärztliche Behandlung der Schulkinder ein. So suchen Staat und Gemeinde alles aufzuwenden, um ein gesundes und kräftiges Geschlecht heranzuziehen.

X. Die Welt- und Industriereiche.

Die Schweiz ist nur ein kleines Glied der Staatenreihe. Sie kann sich allein nicht genügen, sondern ist in ihrem Erwerbsleben auf die andern, mächtigeren Staaten angewiesen. Und bei diesen gilt nicht der freie Wettbewerb, besonders nicht bei Staaten, die infolge ihrer Ausdehnung, Lage und Hilfsmittel ihre Bedürfnisse selber bestreiten können. Rücksichten auf Industrie, Landwirtschaft und Handel bestimmen die Entschlüsse und das Tun. Die modernen Kämpfe spielen sich nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern noch mehr auf wirtschaftlichem Gebiete ab. Ein Land sucht das andere auf dem Markte zu verdrängen, es finanziell zu überflügeln, oder sich abhängig zu machen. Die Industrie will sich ihre Absatzgebiete und ihre Bezugsquellen sichern. Schon längst gehen die Ziele, Wünsche und Verbindungen über das eigene Land hinaus und erstrecken sich auf alle Weltteile. Jeder große Staat sucht sich in fremden Erdteilen Stützpunkte seiner Unternehmungen durch Erwerb von Kolonialbesitz. So wurde der Erdteil Afrika aufgeteilt und versucht, ganz Asien abhängig zu machen. Die Siege auf diesem Gebiet verschafften verschiedenen Reichen eine Weltstellung.

I. England.

Als das mächtigste der Weltreiche muß England bezeichnet werden. Dank seiner alten freiheitlichen Einrichtungen konnte hier das Zeitalter der Maschine zuerst seine Herrschaft ausüben. Die riesenhafte Warenerzeugung und der gewaltige Bedarf an Rohstoffen verlangten sichere Absatz- und Bezugsgebiete und so sehen wir parallel mit der industriellen Blüte sein Auswachsen zu einem Weltreiche. Die günstige Lage und sein unbeschränkter Reichtum verschafften ihm die unbestrittene Herrschaft zur See. In allen Erdteilen wurden Gebiete, vor allem das reiche Indien erworben, wobei immer die Rücksichten auf die Sicherung der Erwerbsverhältnisse ausschlaggebend waren (z. B. Burenkrieg). Kein Staat versteht es aber besser als England, die Eigenart der Kolonien zu schonen, und willig gibt es ihnen die Selbstverwaltung (z. B. Transvaal), wenn nur seine Handelsinteressen nicht darunter leiden. Noch ist Englands vorherrschende Stellung unbestritten. Alle wichtigen See-Engen, Häfen, Kohlenstationen,

Kabel sind in seinen Händen; weit läßt es alle Länder in der Zahl der Schiffe zurück. Und dabei huldigt es dem Freihandel, im Gegensatz zu den andern Staaten, die durch Schutzzölle den Einfluß der andern Länder zurückdrängen. So bildet es für den Schweizer Markt weitaus den besten Käufer.

2. Die nordamerikanische Union.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist England ein gefährlicher Nebenbuhler entstanden. Nachdem sie sich vor 1 $\frac{1}{4}$ Jahrhunderten vom Mutterlande losgelöst hatten, zeigten sie ein staunenswertes Wachstum. Durch eine nie versiegende Einwanderung wuchs die Einwohnerzahl sehr rasch und bald dehnte sich die Union bis an den Großen Ozean aus. Während zunächst die Produkte eines ergibigen Landbaues den Hauptreichtum des Landes ausmachten, kam durch die großen Metall- und Kohlenvorräte sehr bald ein industrielles Aufblühen, so stark, daß unüberbrückbare Gegensätze zwischen dem industriellen Norden und dem Plantagenbau treibenden Süden geschaffen wurden. Der letztere stützte seine Blüte auf die Sklavenwirtschaft (1860: 4,5 Millionen Sklaven bei 31 Millionen Gesamtbevölkerung) und brauchte für den Absatz seiner Erzeugnisse: Baumwolle, Zucker, Tabak, Reis und die billige Beschaffung der Industrieprodukte den freien Handel. Der Norden hingegen forderte im Namen der Menschlichkeit Abschaffung der unwürdigen Sklaverei, auch verlangte er für seine junge Industrie Schutzzölle gegen europäische Waren. Während seit dem Bestehen der Union der Süden die Leitung des Staates in den Händen hatte, riß sie 1860 der volkreiche Norden durch die Wahl des Präsidenten Abraham Lincoln an sich. Dies bedeutete Krieg. Die 12 Südstaaten trennten sich von der Union und bildeten einen Sonderbund. In jahrelangem Ringen warf der Norden die Sklavenstaaten, die anfänglich im Vorteil waren, nieder und sicherte so die Einheit und den Fortbestand der Union. 1861—65. Trotz der ungeheuren Verluste an Menschen ($\frac{1}{2}$ Million) und Vermögenswerte (45,000 Millionen Franken), und obgleich weite Landstriche verödet waren, erholte sich das Land wunderbar schnell. Der Sklavenkrieg war nur eine kleine Unterbrechung in der riesigen Entwicklung. Die Bevölkerung wuchs im schnellsten Tempo und beträgt heute rund 80 Millionen. Riesenstädte wuchsen wie aus dem Boden heraus. Die Industrieerzeugnisse und die Pro-

dukte der Landwirtschaft und Viehzucht werden auf alle Märkte der Welt geworfen, während man ausländische Waren durch Schutzzölle fernzuhalten sucht. Schon frühe zeigte die Union den festen Willen, den Einfluß Europas in Amerika zu brechen. „Amerika den Amerikanern“ wurde zum Losungswort. So verhinderte sie beim Abfall Südamerikas eine Unterstützung Spaniens, zwang Napoleon aus Mexiko weg und verdrängte Spanien aus seiner letzten Besetzung in Westindien (Kuba). Hingegen wollte sie in allen Welthändeln mitreden. Man nahm den Spaniern die Philippinen weg und hatte den willkommenen Anlaß, sich in Asien neben den Europäern festzusetzen. Kein Staat darf es auf einen Krieg mit dem mächtigen Reiche der neuen Welt ankommen lassen. Kein Land aber zeigt nackter die Jagd nach dem Dollar als gerade Nordamerika.

3. Deutschland.

Die kriegerischen Erfolge und die Einigung von 1871 machten Deutschland mit einem Schlage zur gefürchtetsten Landmacht Europas. Mit Riesenschritten holte es die versäumte industrielle Entwicklung nach. Nach zwei Dutzend Jahren hatte es schon den Charakter eines Industriestaates. Sein Handel wetteifert mit dem der größten Weltreiche. Berlin, die neue Reichshauptstadt, zählt zu den größten Städten der Welt, und die westlichen Hafenplätze Hamburg und Bremen werden an Bedeutung nur von wenigen Städten der Erde übertroffen. Als Militärstaat steht Deutschland unerreicht da; aber auch in Handel und Industrie wetteifert es, zum Teil erfolgreich, mit England; eine große Handelsflotte, die einen vorzüglichen Ruf genießt, durchkreuzt alle Meere. Wie andere Industriestaaten sucht auch Deutschland sich in fremden Erdteilen festzusetzen, so in Afrika und Asien, hingegen reicht der Wert seiner Kolonien bei weitem nicht an den der englischen oder französischen heran.

4. Frankreich.

Die führende Stellung, die dieses Land noch unter Napoleon III. in Europa innegehabt hatte, scheint für immer verloren zu sein. Zwar erholte es sich erstaunlich rasch von den Folgen des Krieges 1870/71. Das reiche Land zahlte in wenig Jahren die großen Kriegskosten. Die größten Anstrengungen waren aber nötig, um die III. Republik dauernd zu erhalten. Erfolgreich wurden die monarchischen Parteien zurückgedrängt,

der republikanische Gedanke faßte immer tiefere Wurzeln. Während Frankreich sich in Europa weise zurückhielt, wußte es seinen Kolonialbesitz glücklich zu erweitern. In Afrika wurden neu Tunis und Madagaskar, in Asien Tonkin und Anam gewonnen. Gegenwärtig sucht es seinen Einfluß in Marokko zu befestigen. Zugleich ist es bestrebt, eine unbequeme Erbschaft aus den Zeiten des Kaiserreiches zu beseitigen. Unter der Monarchie hatte die Kirche einen maßgebenden Einfluß im Staate, besonders aber im Schulwesen. Vor kurzem wurden nun die Schulen verstaatlicht, die Kirche kam unter die Kontrolle des Staates. Durch dieses Vorgehen hat Frankreich die stärkste Stütze der Freunde der Monarchie zerbrochen.

Frankreich nimmt in der Staatenreihe eine sehr angesehene Stellung ein. Seine Industrie und sein Handel sind sehr bedeutend und doch kann es den ersten Weltreichen nicht beigezählt werden. Währenddem in Deutschland die Bevölkerung sich seit 1871 um die Hälfte, d. h. auf 60 Millionen vermehrte, blieb Frankreich immer bei seinen 40 Millionen.

Hingegen schlägt es in einer Hinsicht alle übrigen Länder. Paris, die große Weltstadt, überstrahlt an Schönheit, Reichtum und Pracht alle übrigen Metropolen. In ungezählten Mengen strömen bei Anlaß der Weltausstellungen aus allen Enden des Erdballs die Menschen nach Frankreichs Hauptstadt, um ihr ihre Huldigung entgegenzubringen.

5. Rußland.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts wuchs sich Rußland zu einem wahren Riesenstaat aus. Die Niederlage im Krimkriege drängte sein Bestreben, Herr in Konstantinopel zu werden und so den Ausgang des Schwarzen Meeres und die Herrschaft über das östliche Mittelmeer zu bekommen, nur für kurze Zeit zurück. Als sein Besieger, Napoleon III., 1871 gefällt wurde, nahm es seine alten Pläne wieder offen auf. Kriegsschiffe und Kriegshäfen wurden vertragswidrig am Schwarzen Meere gebaut. Wilde Aufstände christlicher Völker der Balkanhalbinsel und deren grausame Niederwerfung boten Rußland den willkommenen Anlaß, sein seit einem Jahrhundert beanspruchtes Schutzrecht über die dortigen Christen auszuüben. Aber nur mit größter Anstrengung vermochte es im sogenannten russisch-türkischen Krieg 1877/78 der Türken Herr zu werden und

den Sultan zum Frieden zu zwingen. Die Weststaaten beraubten es aber aus Neid und Angst um die Früchte des Sieges. Der Berliner Kongreß ordnete die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Die drei bereits früher von der Türkei losgelösten Länder: Griechenland, Serbien und Montenegro erhielten Gebietserweiterungen; selbständig wurde das Königreich Rumänien und das neu errichtete Fürstentum Bulgarien blieb nur dem Namen nach türkisches Gebiet. Österreich nahm Bosnien und die Herzegowina, England Cypren zu handlen, während Rußland die Südgrenze östlich und westlich des Schwarzen Meeres weiter vorschob.

Glücklicher war Rußland mit seiner Eroberungspolitik im Osten. Nach dem Grundsatz: „Wir kennen in Asien keine Grenzen“, hatte es seinen Besitz bis zum großen Ozean ausgedehnt. Dort gründete es eine starke Seefestung, die den bezeichnenden Namen Wladiwostock, d. h. Herr des Ostens, erhielt. Sein Ziel war, sich in China und Indien festzusetzen. Vorsorglich wurden Eisenbahnen an die Grenze Afghanistans und durch Sibirien angelegt. Als die großen Staaten mit China wegen der Fremden- und Christenverfolgungen im Kriege lagen, wußte sich Rußland in den Besitz der chinesischen Mandschurei zu setzen, wo es die große Seefestung Port Arthur ausbaute. Bereits streckte es seine Hand nach dem benachbarten Korea aus. Dadurch verwickelte es sich in einen Krieg mit Japan, das auch ein Auge auf diese Gegenden hatte und sich selber bedroht fühlte.

In gewaltigen Schlachten zu Lande und zur See wurden die Russen besiegt, die Festung Port Arthur nach langer Belagerung genommen. Sie mußten sich zum Frieden bequemen und Japan die erhofften Erwerbungen überlassen.

Die Unglücksfälle im Osten brachten lang zurückgedrängte Gährungen im russischen Reiche zum hellen Ausbruche. Das verdorbene Beamtenheer des immer noch unumschränkt regierenden Zarentums war der Schrecken der Bevölkerung. Mit Militär- und Polizeigewalt waren alle freiheitlichen Äußerungen der Bauern, Arbeiter und der Intelligenz, d. h. der gebildeten und geschulten Leute, erstickt worden. Nun äußerte sich der revolutionäre Geist in wilden Aufruhr- und Plünderungsszenen. Als auch im Militär und in der Flotte der Abfall begann, schien das Reich aus den Fugen zu gehen. Der Kaiser suchte durch Gewährung einer „Duma“, d. i. einer gesetz-

gebenden Behörde, den Brand zu dämpfen. Noch ist die Ruhe nicht vollkommen, da weitaus die große Mehrheit des Volkes eine Besserung der Verhältnisse herbeisehnt.

6. Japan.

Seit kurzem ist in die Reihe der Großmächte auch ein Vertreter der gelben Rasse, Japan, getreten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwangen die Mächte die uralten Kulturländer China und Japan, ihre Abschließung aufzugeben und sich dem Welthandel zu öffnen. Bald zog Japan durch die großen Änderungen, die es vornahm, die Augen der Welt auf sich.

a) Das alte Japan.

Bis zum Jahre 1868 erinnerten die Verhältnisse Japans lebhaft an die Ritterzeit des Mittelalters. An der Spitze des Staates stand als Oberherr der Mikado. Unter ihm waren die Landesfürsten, die „Daimyos“, mit eigenen Hofhaltungen und Heeren, die aus dem kriegerischen, niederen Adel, den „Samurai“ bestanden. Im Laufe der Zeit hatte ein Stellvertreter, der Shogun, die staatliche Macht in die Hand bekommen, während der Mikado als religiöses Oberhaupt von den Staatsgeschäften ferngehalten wurde. Bis 1854 sperrte sich das Land von den Fremden ab, bis die Nordamerikaner die Öffnung der Häfen erzwangen.

b) Die Europäisierung Japans.

Der Shogun hatte sich als unfähig erwiesen, die Fremden fernzuhalten. Dadurch büßte er sein Ansehen ein und eine immer stärker anschwellende Bewegung suchte die lästig gewordene Stellvertretung abzuschaffen und den Mikado wieder in seine alten Rechte einzusetzen. Ein langer Bürgerkrieg entschied zu Gunsten des Mikado: 1868 übernahm derselbe in Tokio die Zügel der Regierung. Er setzte die Europäisierung des Reiches durch, die in erstaunlich kurzer Zeit vollendet war. Die Teilfürsten verschwanden, und ein starker Einheitsstaat entstand. Die Verhältnisse Europas, die dessen Kraft ausmachen: Industrie, Welthandel, Verkehrsanstalten, geschultes Heer und moderne Flotte, wurden auf Japan übertragen. Japanische Jünglinge besuchten europäische Schulen, Fabriken, Kriegsanstalten; eine Menge fremder Gelehrter, Techniker, Offiziere wurden die Lehrmeister der gelehrigen

Gelben. Die japanischen Städte bekamen europäisches Aussehen. Die allgemeine Schulpflicht, die viele europäische Staaten noch nicht haben, wurde eingeführt; wir begegnen Fabriken, Eisenbahnen, Telegraphen, Militärschulen, Kriegsschiffen. Die Umwandlung ging nicht ohne Widerstreben vor sich; aber die Aufstände, vom alten Adel erregt, wurden niedergeworfen und das Interesse größerer Volkskreise dadurch geweckt, daß das Volk eine Verfassung und die Gesetzgebung erhielt.

c) Japan wird Großmacht.

Der neue Staat wollte seine Kräfte erproben. 1894 griff er seinen großen Nachbarn China an, um die nahe Halbinsel Korea zu gewinnen. Das Land brauchte Platz für seine überschüssige Bevölkerung und seine Industrieprodukte. China, das den Schritt nach vorwärts nicht mitgemacht hatte, wurde zu Land und Wasser geschlagen und mußte Port Arthur, Korea und Formosa an den Sieger abgeben.

Aus Eifersucht mischte sich Rußland ein, dem sich Deutschland und Frankreich anschlossen. Japan wurde um seine Beute betrogen, nur Formosa verblieb ihm; während sich die Europäer von China ihre Dienste durch Abtretung gutgelegener Häfen bezahlen ließen.

Diese Behandlung entfachte in China den Fremdenhaß, der sich durch Ermordung der Missionäre und Christen äußerte. Im Jahre 1900 bestraften die vereinigten Mächte die Ausschreitungen dieses Boxeraufstandes durch einen Kriegszug nach Peking.

Bei dieser Gelegenheit wußte sich besonders Rußland zu bereichern. Nachdem es bereits 1896 Port Arthur erhalten hatte, nahm es die ganze Mandschurei, das Stamm-land der chinesischen Kaiser in Besitz, und keine Reklamationen vermochten es daraus zu vertreiben. Als die Unersättlichen noch ihre Hände nach Korea ausstreckten, eröffneten die Japaner den Krieg. In glänzenden Siegen erntete nun Japan die Früchte seiner Umwandlung. Die Eroberung Port Arthurs bedeckte sie mit unvergänglichem Ruhme. Der Friedensschluß brachte die Festsetzung Japans auf dem asiatischen Festlande; die erste Großmacht der gelben Rasse spricht von nun an als „Großbritannien des Ostens“ in allen Welthändeln ein gewichtiges Wort.



Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

II. Klasse

LESETEIL

(Vorschläge zur Auswahl)

Bearbeitet von:

J. Stelzer, Sekundarlehrer, Meilen

H. Sulzer, „ Zürich III

Dr. H. Gubler, „ „

R. Wirz, „ Winterthur





Bearbeiter: *J. Stelzer*, Meilen.

1. Das Vaterland in Gefahr.

Michel Bastien, ein alter Elsässer, erzählt seinen Enkeln, was er während des ersten Koalitionskrieges erlebt hat:

So war's geschehen, der Krieg war also erklärt.

Sofort kam eure Großmutter, die damals noch eine junge Frau war, zu mir, gab mir die Hand und während aus ihren großen schwarzen Augen der Mut leuchtete, sagte sie zu mir: Also Michel, jetzt geht's los!

Draußen hörten wir in den Straßen begeisterte Rufe: „Frei leben oder sterben!“

Eine Begeisterung war plötzlich ausgebrochen wie ein Gewitter. Alles umarmte sich; in diesem Augenblicke wurden Arbeiter, Bürger und Bauern zu Brüdern.

Damals war ich noch Schmiedegesell in den Baracken. Unser Dorf war eines der ärmsten, aber jeder Mann war entschlossen, sein Leben dem Vaterland und der Revolution zum Opfer zu bringen. Leider fehlte es in unserer Gegend an Gewehren, die alten, von Grünspan überzogenen Kanonen schiefen auf ihren Lagern; die Kugeln waren zu groß und gingen nicht hinein oder sie waren zu klein und rollten nur so darin herum.

Da kamen wir auf den Gedanken uns mit Picken zu bewaffnen. Das Modell dazu kam aus Paris. Der Schaft von Buchenholz war sieben und einen halben Fuß lang, das Eisen fünfzehn Zoll; die Picke hatte die Form einer Sense, war zweischneidig und trug einen Widerhacken, um die Reiter vom Roß zu reißen. Wir haben wohl tausend bis fünfzehnhundert Stück geschmiedet in zwei Monaten. Man mußte uns sehen, die Ärmel aufgekrempelt bis an die Achsel, das Hemd offen, und die rote Mütze auf dem Ohr, wie wir auf der Straße das Eisen schmiedeten. Wenn uns der Schweiß den Rücken hinabrollte und wir fast nicht mehr schnaufen konnten, schrie der Meister: Vorwärts . . . ça ira! ça ira! Und dann sausten die Hämmer wieder!

Da kam eines Morgens ein großer Zettel, der an den Mauern angeschlagen wurde; in großen Buchstaben standen darauf die Worte: „Das Vaterland in Gefahr“. Wir wußten wohl, was diese Worte bedeuteten. Sie wollten uns sagen:

Eure Felder, eure Wiesen, eure Häuser, eure Eltern, eure Dörfer, eure Rechte und Freiheiten, die ihr seither gegenüber den Adeligen und Bischöfen errungen habt, sind in Gefahr. Die Emigranten kommen mit Massen von Preußen und Österreichern, um den Zehnten, die Fronen, die Salzsteuern wieder einzuziehen. Verteidigt euch und haltet fest zusammen.

Und da ertönte in allen Dörfern die Sturmglocke und die Kanonen donnerten Stunde für Stunde. Und die Leute ließen die Sichel auf den Äckern und griffen zu den Waffen. Alle wollten dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe eilen. Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht dahinten bleiben wollte, eure Großmutter hätte mich ja verachtet.

Am andern Morgen reisten wir ab, es waren unser 130 Freiwillige nur aus den Baracken und den Nachbardörfern. Und als alle versammelt waren, da kam eine Fahne mit der roten wollenen Jakobinermütze, die uns das Sinnbild der Freiheit war und ein Gemeindebeamter rief uns zu: „Freiwillige! schwört, diese Fahne zu verteidigen bis in den Tod, diese Fahne, die für euch Vaterland und Freiheit bedeutet; Freiwillige, schwört ihrs?“ Und alle zusammen antworteten, wie auf einen Donnerschlag: „Wir schwören es!“

Dann wurde der Generalmarsch geschlagen und wir marschierten ab, zu dreien oder vieren, wie sichs gab.

Es war ein heißer Julitag und die Hitze drückend. Ein Gewitter stieg auf. Plötzlich fielen schwere Tropfen, dann setzte ein Platzregen ein mit einem Blitzschlage. Das war nicht angenehm, so auf dem ersten Marsche und das Geplauder verstummte. Plötzlich kam uns ein langer Zug Freiwilliger zu Roß entgegen. Als sie uns erblickten, stimmten sie ein Lied an, das keiner von uns kannte, das man aber bald auf allen Schlachtfeldern hören sollte:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé.*

— — — — —

* Die Marseillaise.

Wie uns dieses Lied packte! Wir waren wie toll und unaufhörlich ertönte der Ruf: „Es lebe das Volk, es lebe Frankreich!“ Dieses Lied war wie ein Aufschrei des Vaterlandes in Gefahr.

Überall, wohin wir kamen, tönten die Sturmglocken und bei jeder Kreuzung des Weges zogen Reihen von Freiwilligen vorbei. Viele arme Burschen unter ihnen gingen barfuß, andere trugen Kleiderpäckchen im Schnupftuch am Stock, aber alle riefen uns fröhlich zu:

„Siegen oder sterben!“

Wir kamen gegen neun Uhr abends in einem Städtchen an, wo schon viele Truppen standen. Diese waren in freudiger Aufregung; denn sie hatten am Morgen schon ihr erstes Gefecht gehabt und die Feinde siegreich zurückgeworfen. Mit besonderer Rührung und Begeisterung erzählten sie die Geschichte eines armen kleinen Trommlers. Der war einer Kundschaftertruppe vorausgegangen. Plötzlich bemerkte er auf der Straße feindliche Husaren. Sofort schlug er auf seiner Trommel den Generalmarsch. Und während die feindlichen Reiter heransprengten, marschierte er unerschrocken vorwärts, immer die Trommel schlagend. Ein Husar hieb ihm im Vorbeireiten die rechte Hand ab, doch der arme Junge trommelte mit der linken Hand weiter, bis ihn die Husaren förmlich niederritten.

So begann für uns der Krieg! Nach Erckmann-Chatrian.

2. Eine Ansprache Napoleons an die italienische Armee.

Nachdem Napoleon den Übergang über den Apennin erzwungen hatte, erließ er folgende Ansprache an seine Soldaten:

Soldaten! Ihr habt in 14 Tagen sechs Siege davongetragen, 21 Fahnen, 53 Kanonen, mehrere Festungen und den schönsten Teil des Piemont erobert; ihr habt 15,000 Gefangene gemacht, 10,000 getötet oder verwundet. Obschon von allem entblößt, habt ihr alles erfüllt; ihr habt die Schlachten gewonnen ohne Kanonen, ohne Brücken Flüsse überschritten, ohne Schuhe Gewaltmärsche gemacht und ohne Brot und Branntwein bei den Wachtfeuern ausgehalten. Nur die Soldaten der Republik und der Freiheit konnten aus- halten, was ihr ausgehalten habt.

Soldaten, ich danke euch!

Die Armeen, die euch noch jüngst angegriffen haben, fliehen jetzt vor euch. Aber noch habt ihr nichts getan, noch bleibt viel zu tun; denn noch gehören Turin und Mailand nicht euch. Am Anfang des Feldzuges waret ihr von allem entblößt, jetzt seid ihr aber mit allem reichlich versehen; denn zahlreich sind die Vorratskammern, die ihr den Feinden weggenommen habt. Und nun sind auch noch unsere Belagerungs- und Feldgeschütze angekommen.

Soldaten, das Vaterland erwartet von euch große Dinge. Wollt ihr seine Erwartung rechtfertigen? Ich weiß, ihr brennet darnach, den Ruhm des französischen Volkes in die Ferne zu tragen, die stolzen Könige, die uns in Fesseln schlagen wollen, zu demütigen, Jeder von euch wird einst mit Stolz sagen können, wenn er in sein Heimatdorf zurückkehrt: „Auch ich war bei der italienischen Eroberungsarmee.“

Meine Freunde, ich verspreche euch, daß wir dies Land erobern; aber ihr müßt schwören, daß ihr die Völker, die wir befreien wollen, achten, alle Plünderungen unterlassen werdet; denn ohne das wäret ihr nicht ihre Befreier, sondern ihre Plage. Dann würdet ihr nicht der Stolz Frankreichs sein und alle Schlachten und Siege, all euer Mut und das vergossene Blut eurer Kameraden wären umsonst gewesen, Ruhm und Ehre verloren. Ich und eure Offiziere, wir müßten uns schämen, eine ungehorsame, zügellose Armee zu befehlen. Aber ich werde es nicht dulden, daß Räuber unsern Ruhm besudelten; alle Plünderer sollen unbarmherzig erschossen werden.

Völker Italiens! Die französische Armee kommt zu eurer Befreiung, das französische Volk will der Freund aller Völker sein; kommt ihm vertrauensvoll entgegen, euer Eigentum, eure Religion, eure Sitten und Gebräuche sollen geachtet werden. Wir führen den Krieg als hochherzige Feinde; denn er gilt nur den Tyrannen, die euch unterdrücken.

Nach Nouvelle Bibliographie générale.

3. Der Kampf um Stansstad.

Der achte Herbstmonat war angekommen. Schlaftrunken lag die müde Samstagnacht über dem Seegestade. Irrlichtern gleich bewegten sich die Fackeln der Patrouillen längs den

Fußwegen des Ufers. Stumm ragten die Kanonen über die anprallenden Wellen hinaus; noch schlafen sie, aber fest umklammerten sie die tötliche Ladung, bereit, mit dem dämmernen Morgen das Verderben zu entsenden. Der Pechkorb flackerte bei dem Wachturm von Stansstad, noch um Mitternacht glitt an den Pallisaden ein Floß mit Zimmerleuten dahin, welche noch vorhandene Schäden ausbesserten; die Wellen aber rauschten ihr ewiges Lied.

Mit dem Morgengrauen krachten schon die ersten Kanonenschüsse der französischen Flotte über den See. Eine Kugel schlug in den Glockenstuhl des Kapellenturms ein; sie fuhr zwischen den beiden Glocken hindurch. Die Trommeln rasselten, lärmende Rufe schallten, die Soldaten eilten zu den Sammelplätzen. Das Fröhrot leuchtete in den Bergen, einen goldenen Herbsttag verkündend. Überall läuteten die Glocken Sturm.

Ein scharfer Knall von der Seeseite machte die kleinen Scheiben der Dorfwohnungen erzittern. „Schauf! Dort kommt's wie ein schwarzer Hutgupf!“ rief ein Schütze. Eine Granate zersprang; Eisenstücke, Mauersteine und Mörtel sprangen mit furchtbarer Gewalt durcheinander. Zundelnazi rief: „Laßt den Zurihund * los!

„'s ist einer getroffen!“

schrie ein Kanonier, welcher mit zwei Kameraden den Munitionswagen herbeischleppte. Taumelnd schwankte in seiner Nähe ein wunder Mann einige Sekunden lang hin und her, dann brach er mit einem wilden Aufschrei zusammen.

„Jesus, Maria! s'ist Felix Vonbüren!“

Wachen und ein paar Soldaten sprangen hinzu, um ihn ins Lazarett zu tragen.

Nun hörte man auch deutlich das rollende Echo des Geschützfeuers, welches über den Mieterschwandenberg ** erdröhnte. Dunkle Streifen, dazwischen das Blitzen der Gewehrläufe und Bajonette ließen dort die Bewegungen der Nidwaldener erkennen.

Plötzlich wimmelte der See von den Flößen und Nauen der Franzosen; der Gewalthaufen versuchte die Landung um jeden Preis zu erzwingen. Sie richteten sich nun gegen Kehr-

* Kanone, die im Kappelerkrieg den Zürchern abgenommen wurde.

** gegenüber Alpnach.

siten. Rings um Stansstad tobte der Kampf. Ein Bote kam, fliegendem Atems zu melden, daß die Nidwaldner drüben an der March sich zurückgezogen haben und der Kaplan zu St. Jakob erschlagen sei. Schlag auf Schlag traf gegen Mittag, Unglück über Unglück ein. Die Franzosen hatten Kirsiten genommen. An den Halden und versteckten Pfaden des Bürgenstockes tobte das wilde, blutige Waldgefecht. Aus den Dächern der Bauernhäuser züngelten die Flammen, in den brennenden Ställen brüllte das verlorene Vieh. Arm, bettelarm wurde Kirsiten gebrannt.

An den Abhängen des Stanserhorns, über den kleinen Vorbergen und die Schluchten hinunter ein Rauchen, ein Donnern, ein Geknatter.

Jetzt begann eine zweite französische Flotte gegen die Pallisaden vorzustürmen. Die Pfähle wurden zersägt, zerschlagen und zwischen den Lücken hindurch drängten sich die Schiffe ans Land. In diesem Augenblicke vernagelten die Nidwaldner Kanoniere ihre Geschütze und flüchteten nach dem obern Dorf.

Unter wildem Jubel der Franzosen wurde das Lagerhaus eingerannt, die Branntweinfässer angezapft. Sie entzündeten die Brandfackel; schon lohten die Flammen aus dem kleinen Wirtshaus, aus Engelbergers und Baptist Odermatts Häusern. Ein ruchloser Haufen drang in die kleine Ortskapelle, lüstern nach Kirchenraub. Die Rasenden stürmten hinauf zur Empore, das Feuer unter das Gebälk tragend. Drei von ihnen blieben zurück, als schon der Dachstuhl zu brennen begann; sie suchten noch immer nach heiligen Gefäßen. Da — ein Knall, ein Platzen, und das Blut von drei gräßlich verstümmelten Leibern netzte die Stufen des Altars. Eine von einem französischen Geschütz auf das Kapellendach geschleuderte Granate war dort mit abgeschossener Brandröhre zwischen zwei Dachbalken eingeklemmt, liegen geblieben. Nun hatten die leckenden Flammen auch diese erfaßt und durch das Gewölbe schlagend, wurde sie den Dreien zum Verderben.

Aber das übermenschliche Ringen der Nidwaldner mit den französischen Kolonnen, die zu Berg und See vordrangen, ging einem grausamen Ende entgegen. Über blutende Leichname und über die Trümmer der eingeäscherten Gebäude hinweg wälzten sich die erbitterten Sieger dem alten Flecken Stans zu. Ihnen voran flohen die Landstürmler, Achtzigjährige, beherzte, heldenhafte Frauen, unmündige Knaben.

Auf dem Stanser Dorfplatz hatte ein Schwarm seine Knüttel und Äxte zu einem regellosen Haufen geworfen. Das wirre Gewoge drängte vorwärts zur Flucht. Weithin scholl es: „Flieht, flieht! Die Franzosen sind schon beim Pulverturm.“ An der Kirche vorbei piffen vereinzelte feindliche Kugeln und schlugen in die eisernen Grabkreuze ein. Bald umzingelte ein Reitertrupp die Kirche und den Friedhof. Sie töteten mit ihren kurzen Doppelflinten den greisen Priester Lussi und dreizehn Personen, die sich in das Schiff der Kirche geflüchtet hatten. Ein wüstes Schlemmen, Plündern und Morden begann, das nun stundenlang dauerte.

Früh am Morgen hatten die Sturmglocken den „schrecklichen Tag“ eingeläutet; die Abendglocken wurden nicht mehr gerührt, der furchtbare „Überfall“ war zu Ende.

Nach Engelberger: Vor hundert Jahren.

4. Pestalozzi in Stans.

Der Krieg war zu Ende, der „schreckliche“ Tag ging vorüber, aber furchtbar schwer lasteten seine Folgen auf dem armen Land. Die Männer waren erschlagen oder versprengt; die Frauen getötet, die Dörfer in Schutt und Asche. Was sollte aus den armen, verlassenen Waisen werden? Bettelnd und müßiggängerisch strichen sie im Land herum, sie drohten an Leib und Seele zu verderben. Da erbarmte sich ihrer ein fremder Mann. Heinrich Pestalozzi von Zürich kam ungerufen nach Stans und sammelte etwa 80 Kinder in dem ihm von der Regierung angewiesenen Ursulinerkloster, freilich einem ungesunden Orte, und fing an, die verwilderten Kleinen zu Menschen zu bilden.

Aber welche Aufgabe! Er mit einer Haushälterin stand allein und mußte alles tun und sein. Er war vom Morgen bis zum Abend in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus seiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging von ihm aus. Seine Hand lag in ihrer Hand, sein Auge ruhte auf ihrem Auge. Seine Tränen flossen mit den ihrigen und sein Lächeln begleitete das ihrige. Ihre Suppe war die seinige, ihr Trank war der seinige. Waren sie gesund, so befand er sich in ihrer Mitte, waren sie krank, so stand er an ihrer Seite. Er schlief unter seinen Kleinen. Er war am Abend

der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Er betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Daher kam es, daß die Kinder ihn allmählich so lieb gewannen und ihn als ihren Vater betrachteten.

Als der Flecken Altdorf durch Brand zerstört wurde, versammelte Pestalozzi die Kinder um sich her und redete zu ihnen also: „Hört, liebe Kinder! Altdorf ist verbrannt! Ach vielleicht sind in diesem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung! Wollt ihr nicht etwa zwanzig von diesen obdachlosen Kindern zu euch nehmen?“ „Ach ja, ach mein Gott ja!“ riefen alle und frohlockten vor Freude. „Aber, Kinder“, sagte Pestalozzi dann, „denket dem nach, was ihr wünschet. Wir haben nicht so viel Geld, als wir wollen. Es kann sein, daß wir um dieser armen Kinder willen, nicht mehr bekommen als vorher. Denket, um dieser Kinder willen könnt ihr vielleicht in die Lage kommen, mehr arbeiten zu müssen. Und wenn ihr gar euer Essen mit ihnen teilen müßtet? wie dann? Saget also nicht, daß ihr diese Kinder wünschet, als wenn ihr euch alles das um ihrer Not willen gern und aufrichtig gefallen lassen wollt.“ Pestalozzi sagte das mit aller Stärke, die ihm möglich war, und ließ die Kinder selber wiederholen, was er gesagt hatte, um sicher zu sein, daß sie deutlich verstehen, wohin ihr Wunsch führe. Aber sie blieben standhaft und wiederholten mit kindlicher Freude: „Ja, ja, wenn wir auch weniger zu essen bekommen, mehr arbeiten und unsere Kleider mit ihnen teilen müssen, so freut es uns doch, wenn sie kommen!“

Ein andermal waren einige ausgewanderte Bündner ins Waisenhaus gekommen. Da sie Abschied nehmen wollten, drückten sie Pestalozzi mit einer Träne im Auge einige Taler für die Waisen in die Hand. Aber Pestalozzi ließ sie nicht gehen; er rief den Kindern und sagte: Kinder, diese Männer sind aus ihrer Heimat entflohen und wissen vielleicht morgen nicht, wo sie selber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben sie in ihrer eigenen Not diese Gabe. Kommt, danket ihnen!“ Die Männer wischten sich die Tränen aus den Augen, und die Kinder dankten gerührt. Solche Gefühle suchte Pestalozzi in seinen Kindern zu wecken, um ihr Herz zu reinigen.

So lebte Pestalozzi in Freud und Leid unter den Kindern bis in den Sommer 1799. Da rückten die österreichischen

Heere gegen Unterwalden vor, und das Waisenhaus zu Stans mußte zu einem Lazarette für die kranken und verwundeten Franzosen benutzt werden. Die Kinder zerstreuten sich wie Schafe, die keinen Hirten haben, und Pestalozzi, der erkrankt war, verließ mit Schmerzen Stans und Unterwalden.

Nach Herzog.

5. Zweite Schlacht bei Zürich.

Schon seit vierzehn Tagen hieß es: Bald muß es endlich etwas Neues geben; die Armeen werden nicht ewig so untätig stehen bleiben — alles war voll der größten Erwartung.

Am Mittwoch, morgens um sechs Uhr ungefähr, erwachte ich von einigen Kanonenschüssen, die ziemlich weit von der Limmat herauf tönnten. Bald nachher fielen noch mehr. „Sollte es heute schon anfangen?“ Es war ein dicker Nebel, man konnte nichts sehen! Das Feuer ward heftiger und heftiger und fing auch auf der Wollishofer Seite an. Der Nebel verteilte sich ein wenig, man konnte die Russen in den Weinbergen der Enge unterscheiden und an dem Hin- und Herwallen des Rauches den Gang des Waffenglückes beobachten, das immer zweifelhaft war.

Gegen neun Uhr kam Obrist Roll von Höngg herauf und berichtete uns, daß die Franzosen schon früh bei Dietikon über die Limmat marschiert seien, ohne daß es den russischen Vorposten möglich gewesen sei, sie zu hindern, ihre Brücke zu schlagen.

Gegen elf Uhr schaute ich durch das Fernrohr auf der Altane und erkannte auf dem Weg, der vom Kloster Fahr nach Höngg hinauf führt, eine Schwadron französischer Husaren, die zwei Kanonen deckte, welche nach jedem Schuß vorwärts rückten.

Wir schafften unsere besten Sachen ein wenig auf die Seite. Da sahen wir den Feind auf dem Hönggerberg; das Feuer rückte näher, und einzelne Russen postierten sich bald in unsere Wiesen. Jetzt näherte sich das Gewühl immer mehr. Kosaken und andere Reiterei jagten durch unsere Allee, die Russen schossen hinter den Bäumen und Hecken hervor, die Kugeln hagelten von beiden Seiten her; im Hause war nichts mehr sicher, und wir zogen uns in den gewölbten Keller zurück. Da hallte das Geschrei und Schießen noch

schrecklicher herab. Von Zeit zu Zeit schlichen wir uns hinauf und lauschten durch die Ritzen der Fensterladen. Doch niemand von uns durfte lange da oben bleiben; denn die Kugeln prallten überall an.

Es kamen verschiedene Male frische Truppen aus der Stadt; wir hörten das wilde russische Feldgeschrei; aber sie konnten selten weiter vordringen als bis an die Spannweid. Vergebens wurden die Leute zusammengetrommelt, — gegen 4 Uhr lief alles russische Volk durcheinander mit wildem Geheul die Gasse hinab, und gleich hinter ihnen hörten wir das „avancez! avancez!“ der Franzosen und die Trommeln, die zum Sturmschritt schlugen. „Da sind sie!“ hieß es, und jetzt mußten wir hinauf und mußten sie empfangen und willkommen heißen, um nicht mißhandelt zu werden. Ich hatte schon zum voraus Wein genug heraufbringen lassen; sobald zum ersten Mal angeschellt wurde, öffneten wir und boten zu trinken an. Das tat gute Wirkung, und glücklicherweise waren überall Offiziere voraus, welche Ausschreitungen der Soldaten verhüteten. —

Wie es zu dämmern anfang, zogen sich die Franzosen, immer fechtend, wieder etwas zurück, verließen unser Gut, und mit Trommeln und Geheul kündeten sich die Russen wieder an. Nur die einbrechende Nacht machte dem Schießen endlich ein Ende. — Die Franzosen sammelten sich auf dem Högger- und Wipkinger Berge, wo sie große Feuer anzündeten. Der Letzibach trennte beide Parteien. Alle unsere Läden waren geschlossen, damit kein Licht sichtbar sei und Leute herbeilocke. Dessenungeachtet kamen einige russische Abteilungen, klopfen und begehrten zu trinken. Man reichte Wein aus dem Fenster; da Offiziere mit dabei waren, hielten sie sich ordentlich, und nach neun Uhr kamen keine mehr. — Um halb 10 Uhr kam Frau Lofer mit ihrer Tochter und dem Sohn durch den Garten herauf gelaufen; sie schellten an und flehten um Hilfe. Betrunkene Russen waren bei ihnen eingebrochen, zerschlugen und plünderten ihnen alles und wollten sie mißhandeln. Dem Sohn hatten sie die Stiefel von den Beinen genommen. Da niemand ihre Sprache versteht und sich mit diesen wilden Bestien überhaupt nicht reden läßt, so entschlossen sich die geängstigten Leute, bei uns zu bleiben, um wenigstens ihr Leben zu retten.

Draußen war alles stille; nur aus der Ferne hallte das

Geschrei der Franzosen, deren Feuer durch die schwarze Nacht emporloderten, und hin und wieder fiel ein Schuß. Vors Haus durfte sich niemand wagen; denn es schweiften überall Marodeurs durch das Gut. Stürmischer als bei uns auf den Vorposten ging es in der Stadt zu. Es war ein Lärmen und Fahren an einem fort. Die Verwundeten wurden in die Häuser getragen; überall mußten Lebensmittel für die auf allen Straßen versammelten Soldaten herbeigeschleppt werden, und wo es nicht geschah, erfolgten Drohungen und Gewalttätigkeiten.

Der trübe Morgen brach an. Beide Parteien mußten noch müde sein von den Greueln des vorigen Tages; denn es währte ziemlich lang, ehe sie wieder übereinander herfuhrten. Nach sieben Uhr geschahen die ersten Schüsse. Die Russen postierten sich auf die Anhöhen und in die Weinberge, und die Franzosen griffen lebhaft an. Der Kampf zog sich bald wieder in unser Gut, und wir mußten im Keller Sicherheit suchen. Da saßen und standen und gingen wir herum, wie Geister in Grabgewölben. Eine heillosere Lage, als die unsere, läßt sich kaum denken. So untätig unter der Erde verschlossen zuwarten müssen, ob die droben einem all sein Eigentum verwüsten, und noch froh sein, mit dem Leben davonzukommen! Unaufhörlich donnerte das Geschütz, und das Geschrei der wilden Russen ward immer gräßlicher. Zuweilen machten einzelne Vorüberstreifende die Läden des Kellers auf und spähten hinab, da sie aber vermutlich in der Dunkelheit nichts von uns erblicken konnten, machten sie wieder zu. Oft hörten wir oben Scheiben klirren und die Erschütterung der anprallenden Kugeln.

Nach und nach fingen einzelne Russen an zu pochen und anzuschellen und begehrten Branntwein. Wir ließen niemand herein und verrammelten die Türe, bis endlich gegen halb zwei Uhr nachmittags ein ganzes Detachement in den Hof hereinstürmte und sogleich die Türe einschlagen wollte. Ich lief mit den beiden Knechten hinauf und öffnete. Der ganze Schwall drängte sich herein, schmiß, statt zu trinken, die Milchkannen um, die man ihnen mit Wein gefüllt darreichte, und forderte ungestüm die Öffnung der Saaltüre. Ich hatte den Schlüssel nicht bei mir und fürchtete, sie würden mir nachfolgen, wenn ich hinaufginge, den Hauptschlüssel zu holen. Ich zuckte die Achseln und wollte ihnen zu verstehen geben,

daß ich nicht aufmachen könne. Da fuhren einige wütend über mich her, setzten die Bajonette auf mich an und hätten mich vielleicht ermordet, wenn ich ihnen nicht gedeutet hätte, sie sollen die Türe einsprengen. Sie machten auch die Nebenzimmer mit Gewalt auf, und erst jetzt sah ich eigentlich, warum es zu tun war, da Offiziere dazu kamen. Sie wollten sich nämlich ins Haus förmlich postieren und aus den Fenstern schießen. Da gab ich alles auf. Ich glaubte, alles der Plünderung preisgegeben und erwartete, daß die Franzosen Granaten hineinwerfen würden, um das Haus anzuzünden, oder, wenn sie weiter vorrücken, uns bestrafen würden, weil aus den Fenstern, freilich, ohne unsere Schuld, geschossen ward. Das alles konnte geschehen. — Ich ließ die Russen hausen und ging wieder in den Keller, meinem Vater zu sagen, was droben vorgehe.

Beinahe eine halbe Stunde dauerte die schreckliche Erwartung, als die beiden Knechte, die sich mit außerordentlichem Mut und seltener Treue für das Haus unter die wütende Menge geworfen hatten, in den Keller herabkamen mit der beruhigenden Nachricht, die Russen seien alle wieder aus dem Hause weg. Sie hatten wenig Schaden angerichtet. Den krystallinen Kronleuchter im Saal hatten sie mit den Gewehren sorgfältig ausgewichen und verschont, so auch die großen Spiegel, in denen sie sich alle, wie Affen, wohlgefällig betrachteten. Von Lampenöl und Essig, den sie auf dem Ofen fanden, hatten sie ein gemischtes Getränk gemacht und sich damit erfrischt. Sie schoßen aus den hintern Fenstern. Zu gutem Glück hatten die Franzosen keine Kanonen in der Nähe, sonst wäre es uns gewiß übel ergangen. Endlich kam ein russischer General, der deutsch sprach, angeritten, ließ die Soldaten alle wieder herausjagen, riet, die Türen zu verammeln, was auch sogleich geschah, und so waren wir unbegreiflich glücklich davon gekommen. Der General selber wurde wenige Minuten nachher verwundet und gefangen. Jetzt ward der russische Widerstand immer schwächer. Das „*avancez!*“ der Franzosen schallte wieder vor dem Hause, und diesmal waren sie uns wirklich willkommen; denn die Szenen des Entsetzens mußten doch endlich ein Ende nehmen. Wir öffneten sogleich die Türe und boten ungefragt zu trinken an. Alle Franzosen, die herzuliefen, waren ziemlich ordentlich für Leute, die sich seit zwei Tagen geschlagen und seit

vier Monaten keinen Sold bekommen hatten. Das ist wahr, zu trinken bekamen sie! Nicht in Gläsern, nicht in Flaschen, sondern in großen Zubern und Eimern. Brot gab man ihnen, so lang noch im Haus war, und als man ihnen sagte, es sei alles aufgegessen, weil die Russen schon einen Teil davon aufgezehrt hätten, so gaben sie sich auch wieder zufrieden. Das Treiben dauerte ungefähr anderthalb Stunden; es kamen immer mehr Offiziere und mit ihnen auch mehr Ordnung, bis man zuletzt die Unbescheidensten abweisen und schließlich der ganzen Weinschenke ein Ende machen konnte, die sonst bis Mitternacht gedauert hätte.

Am Morgen erfuhr ich eine Menge Umstände, die uns Belagerten ganz unbekannt geblieben waren. Viele von unsern Bekannten waren tot, verwundet und gefangen. Die Russen begingen überall abscheuliche Grausamkeiten. Sie schenkten fast gar keinem Gefangenen das Leben. Ein Mann aus der Nachbarschaft ward von seiner Wohnung weggeschleppt und beim weißen Haus mit Kolben totgeschlagen. Ein anderer bekam einen Schuß in den Arm, an dem er nachher starb, und auch sein zehnjähriger Knabe war totgeschossen. Im „Weinberg“ plünderten sie alles und der Lehenmann ward auf der Gallerie hinterm Hause tot gefunden.

Um die Mittagsstunde waren die Franzosen in die Stadt eingezogen. Obgleich die französischen Generäle ihren Soldaten die Plünderung nicht gestattet hatten, so wurden doch beinahe in allen Häusern Gewalttätigkeiten verübt, Geld, Lebensmittel und Wäsche — ertrotzt und gestohlen, Türen und Kasten erbrochen und wie in Feindesland gehaust von den Brüdern, von den Freiheitsbringern. Die helvetischen Legionen zeichneten sich bei diesen Gewalttätigkeiten am meisten aus und raubten am unverschämtesten. Lavater, der sanfte, fromme Lavater, der die wilden betrunkenen Leute vom Einbruch in ein benachbartes Haus abhielt und bereits alles Geld, das er bei sich trug, hingegeben hatte, bekam einen Schuß, der ihn tödlich verwundete. Massena selbst und verschiedene Stabsoffiziere ritten durch die Stadt, um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen, und wo sie Plünderer antrafen, jagten sie dieselben mit Klingenhieben vom Raube weg. Die trunkenen Soldaten wurden erst nach und nach etwas ruhiger, nachdem sich der erste Taumel ein wenig gesetzt hatte.

Erst am Freitag morgen fing ich an, im Gute herumzugehen und den Greuel der Verwüstung zu betrachten. Es sah fürchterlich aus! Das Wohnhaus war auf allen Seiten von großen und kleinen Kugeln beschädigt. Überall waren Scheiben zersplittert, Fensterläden durchlöchert; in den Wänden der Zimmer steckten Flintenkugeln, und viele hundert Ziegel waren zerschlagen und lagen ums Haus herum. Alle Hecken waren zerrissen und umgeworfen, alle Gätter aufgesprengt, alle Pflanzen zertreten, alle Bäume von Kugeln getroffen und verstümmelt. Und — der traurigste Anblick! — in den Wiesen und Reben und in der Allee lagen 13 Tote in ihrem Blute. Die meisten waren Russen, so weit hergekommen, um da ihr elendes Leben zu enden! Alle Bewohner des Ortes trugen die bei ihnen Gefallenen zusammen, und es wurden auf dem „Ried“ verschiedene Gruben gemacht, in denen beinahe 200 Russen, Franzosen und Helveter durcheinander liegen. 53, worunter die unsern waren, sah ich bei der Spannweid begraben. Im ganzen waren mehr als 700 Franzosen und 3000 Russen gefallen.

Vielen unsrer Nachbarn war weit übler mitgespielt worden; einige Häuser waren rein ausgeplündert, andere innerlich beschädigt, überall Elend und Jammer, wo man sich hinwandte. Und auf all diesen Trümmern hausten jetzt noch die wilden Franzosen, begehrten mit allem bedient zu werden, was sie gelüstete, fraßen die wenigen für den Winter noch bei Seite geschafften Lebensmittel den Leuten weg und warfen alles durcheinander, um nach vergrabenen oder sonst verheimlichten Schätzen zu suchen. — Ich habe für die Zukunft diese Tage des Schreckens so umständlich beschrieben: in meinem eignen Gedächtnis wird ihr trauriges Bild nie erlöschen!

David Heß.

6. Wie die Franzosen im Maderanertal plünderten.

Ein alter Senn erzählte folgende Geschichte:

„Meine gute Mutter zog, als die Franzosen auch unser Häuschen rein ausgeplündert hatten, mit mir und meinem kleinen, etwa vierjährigen Schwesterchen in die Alp zum Vater und hoffte, da Schutz zu finden; doch nicht lange, und wir sollten hier Schreckliches erleben! Am 13. Herbstmonat 1799 wars, da erschien ein Trupp Franzosen im Etzlital. Es ist mir, ich sehe sie noch mit ihren blinkenden Bajonetten und

ihren halbzerfetzten roten Mützen, wie sie mit wildem Lärm der Hütte zustürmten.

Meine kleine Schwester und ich schrien beim Anblick dieser rohen Kriegsgesellen, die unsere Mutter und uns daheim schon mißhandelt hatten. Der Vater schickte uns aus der Hütte, damit wir die Knechte herbeiriefen. Inzwischen verlangte die Rotte Speise und Trank. Der Vater beeilte sich, ihnen Milch, Käse und Butter herbeizuholen. Nicht zufrieden mit dem, was er ihnen vorsetzte, erbrachen sie den Speicher, in welchem sämtliche Sommerkäse aufbewahrt waren, zerschnitten dieselben mit ihren Säbeln, spießten sie an ihre Bajonette und warfen die Stücke vor die Hütte unter die Schweine, setzten in frevelhaftem Übermut die schönen grossen Butterstöcke neben das Feuer um den Sennkessel herum, daß sie schmolzen und die flüssige Butter den ganzen Hüttenboden bedeckte, schmierten lachend damit ihre Stiefel ein, wühlten in den vielen vollen Milchmulden und leerten dieselben in die Schweinetröge. Hätte ich nicht alles mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht glauben, daß Menschen so wie Bestien hausen könnten. Oft habe ich später gedacht, ob vielleicht nicht der eine oder andere dieser Frevler anno 1812 auf den Schneefeldern Rußlands, vor Hunger und Kälte zusammen sinkend, tausend und tausendmal für einige Tropfen Milch und ein Stücklein Käse oder Butter gedankt hätte.

Der ganze Ertrag der Senten an Butter, Käse und Zieger und ein schöner Teil Milch war auf die schändlichste Weise vernichtet, die mühevollen Sommerarbeit umsonst; wer hätte da ruhig Blut bewahren können!

Mit verbissenem Grimme schaute mein Vater, der Zusehn und der Kuhhirt diesem mehr als teuflischen Treiben zu; was hätten sie drei, unbewaffnet, gegen zwanzig solcher Unmenschen auch auszurichten vermögen?

Nachdem dieselben alles zu Grunde gerichtet, packten sie den großen, kupfernen Sennkessel und ein paar fette Käse, die sie für diesen Zweck beiseite gelegt hatten, sowie sämtliche Schweine, zusammen, und brachen endlich auf.

Das war zu viel für meinen Vater und die Knechte. Als daher die Feinde, mit dem Raube beladen, an ziemlich jäher Halde den Fahrweg hinabzogen, wälzten sie ihnen Steine und Holzblöcke nach und hofften damit einige dieser elenden

Wichte zu zermalmen und die übrigen von einem weiteren Besuche abzuschrecken.

Wie die Franzosen sich auf diese Weise verfolgt und in Gefahr sahen, warfen sie alle mitgenommenen Sachen weg. Der schöne, neue Sennkessel rollte den Abhang hinunter dem Tobel zu, wo er jetzt noch liegen wird; denn der Abgrund ist tief. Mein guter Vater war in der Verfolgung der Feinde leider etwas zu hitzig, und statt sich hinter den zahlreich umherliegenden großen Felsblöcken zu bergen, stürmte er den Abhang hinunter, in der Meinung, noch etwas von den geraubten Sachen retten zu können. Dadurch aber machte er es den beiden Knechten unmöglich, weitere Felsblöcke hinabzuwälzen; denn sie hätten ja auch ihn treffen können. Diesen Umstand benutzte einer der Schufte, legte auf ihn an, und im nächsten Augenblicke sank mein armer Vater, von mörderischer Kugel mitten in die Brust getroffen, zusammen. Die Knechte schrien laut auf. Die Mutter, die eben mit dem Schwesterlein aus der Hütte getreten war, sah ihn fallen und stürzte, ungeachtet noch mehrere Schüsse krachten, den Abhang hinunter zu ihm. Ich war allen vorausgeeilt, aber mein lieber Vater konnte kein Wort mehr sprechen, nur mit der Hand deutete er, daß wir fliehen und uns vor den Feinden verbergen sollten. Das war nun freilich nicht mehr nötig; denn die Franzosen eilten so schnell wie möglich abwärts. Hermann Sager, Erinnerungen aus dem Maderanertal.

7. Aus Suworoffs Alpenzug.

Der berühmte russische General war ein kleiner Mann mit magerem, faltigem Angesicht; aber er war von eiserner Zähigkeit und Kraft, fast noch so frisch und feurig wie ein Jüngling, obgleich er schon 70 Jahre zählte. Seinen Soldaten war er ein Abgott; er teilte alle ihre Mühen und Leiden und oft schlief er, wie sie, nur auf einem Strohsack unter wollener Decke und aß dasselbe Mal wie sie.

Am 24. September 1799 rückte er gegen den Gotthard vor, den die Franzosen besetzt hielten.

Das Wetter war feucht und neblig, dichte dunkle Wolken deckten die Abhänge und hüllten die Gipfel der Berge ein. Den Russen erschien das enge „Tal des Zitterns“ mit seinen zerrissenen Felsen und den wild übereinander gestürzten

Steintrümmern als etwas furchtbares. Aber es sollte noch furchtbarer werden. Plötzlich blitzte es in den Nebeln auf, Gewehre knatterten und Kanonen dröhnten. Schauerlich widerhallte das Echo an den felsigen Wänden. Soldaten fielen, schlugen rückwärts über die Hänge und zerschellten Köpfe und Glieder an den Trümmern. Dann donnerten gewaltige Blöcke aus den Nebeln hervor und rissen ganze Reihen zu Boden.

Mit unglaublicher Anstrengung erklommen die Russen die Felsblöcke und suchten die Feinde mit den Bajonetten zu vertreiben. Aber hinter Gräben und Steinblöcken hervor sandten ihnen die Franzosen das blutige Verderben entgegen. Wie eine geheimnisvolle, riesenhafte Erscheinung kam den Russen der im Nebel unsichtbare Feind vor. Ein Schauer überfiel sie in dieser unbekannten schreckhaften Welt. Sie murrten und weigerten sich vorzurücken. Aber die Stimme ihres Generals, dem sie wie einem höheren Wesen gehorchten, überwand ihre Furcht. Selbst die Zagenden und Zögernden warfen sich unter seinen Worten in den Kampf, in dem ganze Kompagnien fielen, von Kugeln und Steinen getroffen. Langsam wichen die Franzosen gegen das Urserntal und auf das linke, nördliche Reußufer hinüber.

Es war Nacht geworden, dichter Nebel hüllte das Tal ein. Die Russen waren so ermüdet, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten. So schwieg der Kampf.

Während aber Suworoff den Gotthard stürmte, war eine andere Heeresabteilung über den Lukmanier gezogen und von Bünden her in großen Märschen bis Andermatt gekommen. Der französische General befand sich daher in einer sehr gefährlichen Lage. Wenn er von beiden Heeren angegriffen wurde, war er verloren.

Von Hirten erfuhr er nun, daß über den 2100 m hohen Bätzberg ein schmaler, kaum gangbarer Fußsteig ins Göschener-tal und von da ins Reußtal führe. Er warf seine Kanonen in die Tiefe des Reußstromes und lange vor Tagesanbruch kletterte er unter dem Schutze einer dunkeln Nacht über die furchtbaren Felsen. Am Morgen waren die Russen höchst erstaunt, als die Franzosen, deren Wachtfeuer sie am Abend vorher noch gesehen hatten, ihren Blicken, wie durch einen Zauber entrückt waren. Aber an der Teufelsbrücke ließen diese noch zwei Bataillone zurück, die den Feind beim Übergang über dieselbe aufhalten sollten.

Mit grauendem Morgen zogen die Russen gegen das Urnerloch, das nicht besetzt war. Von da aus führte die Strasse auf einem steilen Abhang zur Teufelsbrücke hinab. Aber die Franzosen hatten den ersten Bogen derselben gesprengt und sich jenseits des Flusses aufgestellt. Von hier aus beschossen sie den auf der Strasse herabkommenden Feind mit einem mörderischen Feuer. Das erste russische Bataillon stürzte sich mutig in den finstern Schlund, aus deren Tiefe ein kalter Schauer drang, der ihre Seele mit der Ahnung eines unbekannten Verderbens erfüllte. Als die Ersten plötzlich an den geöffneten Abgrund kamen und in den Felsentrichter hinabschauten, wo das Wasser wirbelnd von Fels zu Felsen jagt und in fliegendem Gischte aufschäumt, ergriff sie die Verwirrung und viele stürzten hinunter. Und über die Brücke und den Abgrund hinüber flogen die feindlichen Geschosse und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Mit dem Tosen der Wasser mischte sich das Knallen der Gewehre, der Donner der Kanonen, das Geschrei der Kriegswut, das Stöhnen der Verwundeten. Aber für die Russen gab es kein Zurückweichen, auf dem engen Weg zwischen dem Felsen und der Tiefe wurden ihre Massen in einander geschoben und zusammengedrängt; um so furchtbarer war die Wirkung des feindlichen Feuers. Da stiegen kühne und beherzte Männer mitten im tödlichen Kugelregen die 15 m hohe Uferwand hinunter und wateten durch die Reuß. Eiskalt war das Wasser, das ihnen bis unter die Arme reichte. Viele rissen die Fluten mit, viele fielen unter den feindlichen Kugeln. Aber immer grösser wurde die Zahl derer, die endlich das feindliche Ufer erreichten; die Franzosen wurden schließlich vertrieben. Die Russen waren Meister der Brücke und stellten den zerstörten Bogen wieder her. Mit ihren Schärpen banden die Offiziere die Balken zusammen; der Marsch konnte weitergesetzt werden.

Nach Wieland und andern.

8. Ein Stücklein und eine Rede von Andreas Hofer.

Als die Tiroler sich zum Aufstand gegen die Baiern und Franzosen rüsteten, wählten sie Andreas Hofer, den Wirt am „Sand“ im Passeiertal, zu ihrem Oberkommandanten. Am 16. Januar 1809 ging er nach Wien, um dort die letzten Verhaltensvorschriften zu holen. Damit er aber dem fran-

zösischen und bairischen Gesandten nicht auffalle und dadurch den Plan verrate, versteckte man ihn bei einem Büchsenmacher. Dort trafen ihn bei Nachtzeit die Minister und der ehemalige Landrichter von Tirol. Aber Andreas Hofer wußte sich nicht recht in diese Heimlichtuerei zu schicken.

Eines Abends wurde der Landrichter Hormayr zum Minister Stadion gerufen. Als jener ankam, fand er diesen in großer Aufregung; er schnupfte heftig Tabak und ging entrüstet auf und ab und stotterte vor Erregung: „Saubere Geschichten! Sie halten Ihr Wort nicht. Ihr Tiroler sollte ja versteckt bleiben, um mir nicht den Franzosen und den Baier auf den Hals zu hetzen; statt dessen läuft er überall herum.“

„Exzellenz, das ist nicht wahr; kein Tiroler bricht sein Wort“, entgegnete der Landrichter Hormayr.

„Wie können Sie das behaupten, Ihr Bartmann, oder Sandwirt, der Hofer sitzt da drüben im Theater und alle Welt gafft ihn wie ein Meerwunder an.“

Da rennt der Hormayr wie besessen über den Josephsplatz ins Theater hinüber und sieht richtig zu seinem großen Schrecken den Sandwirt im Zuschauerraum sitzen. Er sagt zu dem Theaterdiener:

„Gehen Sie da hinein und sagen Sie dort dem ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart, der Landsmann aus Ungarn mit dem Wein und den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen!“

Der Theaterdiener kommt zu Andreas Hofer und richtet den Auftrag aus. Der aber schüttelt den Kopf und brummt etwas in seinen Bart, da er von einem Weinhändler nichts weiß, steht aber doch auf und geht langsam und zögernd hinaus. Da trifft er im Gange den Hormayr, der ihn heftig auf die Straße zerrt und ihm draußen zuflüstert: „Aber Anderl, die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich verborgen zu halten, und jetzt läufst du in deinem Aufzug und deinem Allerweltsbart ins Theater, wo Dich alles angafft.“

„Ich hab nichts versprochen, als mich niemals nicht bei Tage sehen zu lassen; doch jetzt ist es ja zwischen 4 und 5 Uhr schon stockkrabefinstere Nacht“ meinte Hofer.

„Aber, Anderl, die Leute sollen dich auch bei Nacht nicht sehen!“

„So, so? Ja, ja; aber wo ist denn der Landsmann mit den Pferden und dem Wein?“

„Herrgott, das war ja nur eine Ausrede, um dich schnell aus dem Theater herauszukriegen.“

„So, so? Aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen und mich auf meinen Platz setzen; denn ich hab für das ganze Stück bezahlt, hab jetzt schon viel davon versäumt, und wenn ich jetzt tu fortgehen, so werden's mir bei der Kaß keinen Heller mehr von meinem Geldl herausgeben wöll'n.“

Nach Scherr.

Die Tiroler hatten sich bei Innsbruck versammelt. Da redete sie Andreas Hofer folgendermaßen an:

„Grueß enk Gott, meine lieb'n 'nsbrucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i halt do; es sein aber a viel andere do, dö koani 'nsbrucker sein. All dö unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö mueßen für Gott, Koaßer und Vaterland als tapfere, rödle und brave Tiroler streiten, dö meine Waffenbrüeder wern wöll'n: dö aber dös nit tun wöll'n, dö soll'n heim gien. I rot enks (rate euchs) und dö mit mir gien, dö soll'n mi ni verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Andre Hofer hoäß. G'sogt hob i enks, g'söchen hobt's mi, b'hied enk Gott.

Richter, Quellenbach.

9. An der Beresina.

Endlich gelangte die gehetzte französische Armee auf ihrer regellosen Flucht an die Beresina. Furchtbar waren die Leiden, die sie seit dem Brande von Moskau erlitten hatte, furchtbarere sollten noch kommen. Hinter ihr folgte in einem kurzen Abstand von zwei Tagemärschen die russische Hauptarmee. Links und rechts streiften zwei kleinere Russenheere, die darnach strebten, den Franzosen zuvorzukommen, sich zu vereinigen und so den geschlagenen Kaiser mit seinem Heere gefangen zu nehmen.

Ungesäumt schritt daher Napoleon zum Bau einer Brücke über den aufgetauten Strom, der mächtige Eisschollen mit sich trug. In einem benachbarten Dorfe riß man die Häuser zusammen, um die nötigen Balken und Bretter zu bekommen. Aber das dringliche Werk ging nur langsam von statten. In

dem eiskalten Wasser hatten die Arbeiter keinen festen Stand, viele wurden von der Wucht der Eisschollen mitgerissen, an den scharfen Ecken und Kanten derselben schlitzten sie sich die Hände blutig. Dennoch harrten sie 15 Stunden lang aus.

Am Ufer stand Napoleon in seinem grauen Mantel, in Pelzmütze und Pelzstiefeln, an einen Haufen Brückenböcke gelehnt. Mit gekreuzten Armen schaute er finster den Arbeiten zu. Stunde um Stunde verrann. Manchmal fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß die Russen kommen könnten, bevor die Brücke vollendet sei. Dann zuckte er wie aus einem Traume auf und trieb die Arbeiter zu noch größerer Eile an. Vielleicht verlebte er hier die qualvollsten Augenblicke seines Lebens. Der Bau dauerte die ganze Nacht durch. Aber nur bei spärlichem Fackelschein konnten die Arbeiten gemacht werden. Bei dem klirrenden Frost schliefen die Soldaten ohne wärmende Feuer auf der nackten Erde; sie waren verboten, damit sie den Feinden die Übergangsstelle nicht verraten.

Am folgenden Tag um ein Uhr waren die letzten Bretter gelegt. Jetzt begann der Übergang. Ein Regiment folgte dem andern. Als sie am Kaiser, dessen Augen jetzt vor Freude strahlten, vorüber marschierten, begrüßten sie ihn mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser.“ So ging es bis abends vier Uhr. Die Nacht sank wieder auf die frostklingende Erde; am Himmel glitzerten unzählige Sterne. Wie ein unheimlicher Gespensterzug bewegten sich die Soldaten in ihren zerfetzten Hosen und zerrissenen Röcken in ununterbrochener Reihe hinüber. In Ungeduld zog der Kaiser die Uhr, eben rückten die Zeiger gegen acht. Da ertönt ein Krachen und Tosen und ein furchtbares Jammergeschrei steigt über dem Flusse auf. Unter der Last der schweren Kanonen ist die Brücke zusammengebrochen, in Knäueln stürzen Pferde und Wagen in die Berezina, wo ein wildes Ringen beginnt mit den Eisblöcken und der Menschen und Tiere untereinander. Wiederum mußten die Pontoniere ins Wasser, um die Brücke herzurichten. Dann bewegt sich der Gespensterzug wieder drüber hin. Unheimlich glänzen aus der dunkeln Masse die Gewehrläufe. Schon ist Mitternacht vorbei — noch immer dauert der Zug. Da ertönt noch einmal jenes schreckliche Tosen und Krachen, zum zweiten mal bricht die Brücke. Nach drei Stunden ist sie wieder hergestellt.

Aber noch war erst ein Teil der Armee auf dem jensei-

tigen Ufer angelangt, als plötzlich die Russen in ihrem Rücken erschienen. Ein Korps sollte die grimmigen Feinde noch abhalten. Zwischen diesem und der Brücke befanden sich noch viele tausend Nachzügler: Soldaten, Weiber, Dienstboten, Kinder. Menschen zu Fuß und zu Pferd, Wagen und Karren drängten in dichten Knäueln gegen die Brücke und versperrten in der wilden Verwirrung oftmals den Eingang. In dem dichten Gedränge wurden die Menschen und sogar die Pferde sozusagen fortgetragen, sie hatten gar nicht nötig, die Füße zu bewegen — sie wurden ganz von selbst vorwärts geschoben. Wehe dem Armen, der zufällig zu Boden stürzte, er wurde niedergetreten und erbarmungslos zerstampft. Ein Weib liegt dort auf dem Rücken, das Gesicht nach oben. Die Masse wälzt sich über sie hin. Ein junger Mann tritt auf sie, er spürt einen Augenblick unter seinen Füßen die atmende Brust und hört ihren röchelnden Schmerzensruf. Es durchfriert ihn ein Schauer vom Wirbel bis zur Zehe, aber er kann nicht weg, er muß auf ihr stehen bleiben. Am Eingang der Brücke säbeln die Reiter die Fußgänger nieder, diese stechen mit den Bajonetten die Pferde nieder.

Bei jedem Schritt, den die Menge über die Brücke tut, stürzt jemand von der Brücke; indem er sich an den andern festzuhalten versucht, reißt er einen Haufen von fünf oder sechs andern mit sich. Andere grauenvolle Szenen erfolgen. Dort stößt ein Soldat eine heulende Mutter mit ihrem Kind im Arm ins Wasser, dort schleudert ein anderer einen Knaben im Bogen in den Fluß. Hier ragt ein gewaltiger Kanonier aus der Menge, der mit einem schweren Prügel unbarmherzig auf seine Umgebung losschlägt und sich so Raum schafft.

Und in all diese schauerlichen Szenen hinein prasseln mit höllischem Sausen die russischen Kanonenkugeln und speien Tod und Verderben nach allen Seiten. Eine Granate fällt in einen Pulverwagen; unter Dampf und Blitz und Donner fliegt er in tausend Stücken auseinander: Hunderte werden verstümmelt, zerschmettert, in Fetzen gerissen. Das Bett der Beresina war mit Trümmern und Leichen vollständig bedeckt. Über 30,000 Leichen lasen die Russen zusammen. Noch nach zehn Jahren waren die Spuren des entsetzlichen Unglücks sichtbar. Die eingesunkenen Wagen, Pferde und Menschen konnten an gewissen Stellen selbst von den Wogen der Beresina nicht mehr fortgespült werden; an einem Ort bildeten

sie eine Insel, die den schwarzen Strom in zwei Arme teilte, und unterhalb derselben waren drei moorige Hügel aus zusammengetriebenen Menschenleichen. Noch ragten menschliche Gebeine daraus hervor, aber eine dichte Hülle von Vergeßmeinnicht lagerte darüber.

Nach Scott, Maag, Scherr u. a.

10. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Hör's näher und näher erbrausen.

Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,

Und gellende Hörner erschallen darein,

Erfüllen die Seele mit Grausen.

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald

Und streift von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,

Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt:

Es fallen die fränkischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühn, dort braust der Rhein,

Der Wütrich geborgen sich meinte.

Da naht es schnell wie Gewitterschein

Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,

Und springt ans Ufer der Feinde.

Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,

Was schlagen die Schwerter zusammen?

Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,

Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht

Und lodert in blutigen Flammen.

Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,

Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.
Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Theodor Körner.

11. Die Schlacht bei Waterloo.

Ein Teilnehmer erzählt seine Erlebnisse:

Wir marschierten bei heftigem Regen gegen Brüssel hin; es schüttete vom Himmel wie mit Gießkannen. Die Wege waren ganz durchweicht und fast unpassierbar. Zudem brach eine stockdunkle Nacht ein, daß viele sich vom Wege verirren. Manchmal zogen wir über die Felder, wo uns das Getreide oder der Hanf bis zur Brust reichte. Um Mitternacht kamen wir in die Nähe von Waterloo, wo wir trotz des Regens die Biwakfeuer der Engländer wahrnahmen. Hier machten wir Halt. Vor Frost klappernd, legten wir uns wie rechte Zigeuner ins Getreide nieder und stillten unsern Hunger mit einer Rübe oder einer Runkel. Um fünf Uhr morgens weckte uns das Geläute der Glocken in den Dörfern ringsum, die zum Frühgottesdienst riefen. Der Regen hatte aufgehört.

Sofort wurde Generalmarsch geschlagen, die Trompeten bliesen Tagwache, man merkte, daß eine große Schlacht bevorstand. Von uns aus fiel das Gelände sanft ab und ging in eine kleine Ebene über, um jenseits derselben wieder anzusteigen. Auf der Fläche des dort gebildeten Höhenzuges standen die Engländer. Mitten durch ihre Linie zog sich die Strasse, auf der wir gestern angekommen waren; sie wollten sie also verteidigen, um uns den Weg nach Brüssel zu verlegen. Ihre Schlachtlinie stand in einem Hohlweg, der die Strasse kreuzweis schnitt.

Um acht einhalb Uhr mussten wir über das Feld vormarschieren; das Getreide wurde dabei wie gewalzt, nicht

eine Ähre blieb mehr stehen. Wir waren sehr verdrießlich, denn oft sanken wir bis in die Knie ein. Tausend oder zweihundert Schritt von den Engländern entfernt, blieben wir stehen. Immerfort rückten neue Regimenter an; es war, als ob die ganze Welt herströme. Soweit das Auge reichte, sah man Helme, Bärenmützen, Säbel, Lanzen und Bajonette. Zwei lange Stunden dauerte der Aufmarsch des ganzen Heeres. Plötzlich erscholl über die weite Ebene hin der donnerähnliche Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Der Ruf wurde immer lauter und zuletzt wieherten selbst die Pferde, als hätten auch sie einstimmen wollen. In diesem Augenblicke sprengte Napoleon mit seinen Generalen an unserer Front vorbei.

Plötzlich dröhnte auf dem linken Flügel Kanonendonner und in der gleichen Sekunde knatterten Rotten- und Bataillonsfeuer. Die Schlacht begann. Sofort hörte man auch durch den gewaltigen Lärm das Geschrei der Verwundeten. Die Pferde wieherten mit durchdringender Stimme, denn diese von Natur wilden Tiere haben Freude am Blutbade. Man konnte sie fast nicht zurückhalten, sie wollten durchaus losjagen.

Plötzlich rief unser Oberst: „In Kolonnen, aufgeschlossen!“ Wir stellten uns dicht hinter einander in einer Front von hundertfünfzig bis 200 Mann. Und schon fielen die feindlichen Geschützkgeln in unsere Reihen, sie rissen manchmal gleich acht Mann auf einen Schuß nieder. Aber trotz dieses Feuers drangen wir die Anhöhe, auf welcher die Engländer standen, hinan; von links und rechts erhielten wir einen schweren Hagel von Gewehrkgeln und Kartätschen ins Gesicht. Da ertönte das Kommando: „Zum Angriff!“ Wir stürzten auf die Batterien und trieben die Engländer auseinander, aber plötzlich erhoben sich aus der Gerste Tausende von Rotröcken, die aus nächster Nähe auf uns schossen und ein großes Blutbad anrichteten. Zugleich sprengten ganze Schwadronen Dragoner heran, die alle, welche etwas weiter vorgerückt waren, unbarmherzig nieder säbelten. Wir wendeten uns zur Flucht, die Dragoner folgten uns. In diesem Augenblick ertönte wieder der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Unsere ganze Kavallerie, mehr als fünftausend Mann, sprengten heran, wie ein Strom geschmolzenen Schneewassers, von dessen Eisschollen die Sonne milliardenfach widerstrahlt. Die Pferde griffen mächtig aus, zerwühlten die Erde, die Trompeten

schmetterten inmitten des dumpfen Kanonendonners. Vor diesem Anprall flüchteten die englischen Kanoniere mit ihren Bespannungen. Ein wildes Getöse, ein endloses Geklirr und Gewieher, Klagegeschrei und Flintenschüsse waren hörbar. Und immer neue Schwadronen ritten mit hochgeschwungenen Säbeln den Abhang hinauf. Bei jedem neuen Angriff glaubte man, daß die Reihen der Rotröcke gesprengt werden müßten. Aber sobald die Trompeten zum Sammeln bliesen und die Schwadronen, von Kartätschenschüssen verfolgt, bunt durcheinander im Galopp zurückkehrten, um sich am Ende der Ebene wieder zu ordnen, sah man die langen roten Linien der Engländer regungslos wie Mauern im Pulverdampf. Bis gegen sechs Uhr abends wiederholten sich diese Angriffe, aber die ermüdeten Pferde vermochten auf dem weichen Boden nicht mehr vorzudringen. Die Nacht nahte und das Schlachtfeld begann sich zu leeren. Nur die alte Garde blieb am Rand der Ebene, das Gewehr im Arm, stehen. Das waren Bauernsöhne aus der Zeit der Republik, die in Deutschland, Holland, Italien, Ägypten, Spanien und Rußland gekämpft hatten und von Napoleon bevorzugt wurden. Wenn die Garde voring, wußte man, daß die Schlacht gewonnen war. Als nun diese zum Kampfe antrat, fühlte man, daß der Hauptschlag gekommen sei. Auch die Engländer begriffen es und sie zogen ihre Hauptkräfte zusammen.

In unsern Reihen erwachte die Kampflust aufs neue, als diese alten Kämpen vormarschierten, selbst viele Verwundete erhoben sich und stellten sich in Reih und Glied. Aber sonderbar — die Engländer ließen ihre Geschütze ohne Besatzung. Erst als die Garde am Rand der Hochebene angekommen war, wurde sie von einigen Kanonenschüssen empfangen; dann prasselte das Gewehrfeuer auf sie los; doch unaufhaltsam marschierten die Graubärte durch den Kugelregen. Aber ihre Reihen wurden zusehends kleiner, immer entsetzlicher wüteten die feindlichen Geschosse und die Garde machte Halt. Mit einmal erhob sich jetzt die ganze feindliche Masse und stürzte rechts und links auf sie los. Langsam zogen sich die Garden, die auf einen Drittel zusammengeschmolzen war, zurück in die Ebene, die schon in der Dunkelheit lag. Plötzlich löste sich alles in wilde Flucht auf. Husaren, reitende Jäger, Kavallerie, Infanterie, alles stob über die Felder dahin; schreiend, fluchend, weinend.

Über die Wälder erhob sich der Mond und beleuchtete entstellte Leichname, Helme, Säbel, Bajonette, Pulverwagen, umgestürzte Kanonen.

Nach Erkmann-Chatrian.

12. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen;
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und geschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir!
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der andere sprach: „Das Lied ist aus!
Auch ich möcht mit dir sterben.
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.“

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde!

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen!

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe;
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.“

Heinrich Heine.

13. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die
Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Händen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, toten Soldaten,
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luft'gen Pfaden
Die toten Reiter herbei,
Die blut'gen, alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter den Helmen hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellte den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr.
Dann zieht mit klingendem
Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschall und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah;
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „St. Helena“.

Das ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

J. Christian Freiherr v. Zedlitz

Weiterer Lesestoff:

Flucht vor den Franzosen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Der Seppli von Steinen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die beiden Russen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die Rückkehr der grossen Armee.

(Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die Enkel Winkelrieds.

(Lesebuch, poetischer Teil.)

Andreas Hofer.

(Poetisches Lesebuch.)

Escher von der Linth.

(Lesebuch, prosaischer Teil.)

Bearbeiter: *H. Sulzer*, Zürich III.

1. Die letzten zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren tausend auf den Knien;
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei getan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hatt einen Schuß getan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!

Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment.

Und ob viel wack're Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen!
Doch hatte keiner einen Schuß getan!
Wo blutigrot zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment.

O weh! Das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid getan?
Weh allen, die im Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an.
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die, zu Tod getroffen,
An unsrer Seite dort wir stürzen sah'n!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's getan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig' End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?“ schallt. Sie stehen festgebannt,
Und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten zehn vom vierten Regiment.“ J. Moser.

2. Der Ustertag (22. Nov. 1830.)

Ein heiterer Morgen begrüßte den 22. Klar und hell
schien die Novembersonne und lächelte dem Unternehmen zu.
Die Stäfner mit den Leuten vom See hatten sich schon früh

auf die Beine gemacht und trafen mit Morgengrauen in Uster ein. Die ersten die dort gewesen, Leute aus der Umgegend, hatten sich, ängstlich und beklommenen Herzens, nicht recht hervorgewagt; erst das Erscheinen der Seeleute erfüllte mit Mut und Zuversicht. Die Kommittierten kamen im „Kreuz“ zusammen. Die Vorzeichen schienen aber nicht sehr günstig. Die großen Scharen, die man von andern Landesteilen erwartet, wollten nicht aufrücken. Männer, auf deren öffentliches Auftreten man gerechnet, waren nicht da oder mochten nicht recht d'ran,

Während unheimliche Gefühle die Kommission beschlichen und bestürmten, gestalteten sich die Verhältnisse draußen gar sehr günstig. Vom Turme kam die Nachricht, man sehe ganze Massen Volkes von allen Seiten heranrücken. Und sie kamen auch, diese Massen, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen. Es mochte den Oberamtmann zu Greifensee ein eigentümliches Gefühl beschleichen, als er endlose Züge von Leuten aus dem Glatt- und Limmattal an seinem Schlosse vorbeiziehen sah. Er wußte, daß es seinen und seiner Regierung Sturz galt, aber er konnte und durfte nichts dagegen tun und konnte sich anderseits, wie er selbst gesteht, nicht enthalten, die ernste und feierliche Stimmung der Leute zu bewundern. Nach und nach waren fast alle Landesgegenden vertreten, selbst vom entfernten Bülach waren wenigstens einige gekommen. Besondere Freude erregte das Erscheinen der Winterthurer. Man hatte nicht auf sie gezählt, denn die Stadt Zürich wollte ja den Winterthurern einen Vorzug* einräumen, der wohl geeignet war, sie vom Landvolk zu trennen. Allein die Bürgergemeinde hatte Tags vorher den Beschluß gefaßt, auf das Vorrecht zu verzichten und treu zum Landvolk zu halten.

Um zehn Uhr konnte die Versammlung beginnen. Die Kirche vermochte die 8—10,000 Mann, die da waren, nicht zu fassen. So zog man dann unter Glockenklang hinaus auf eine kleine Anhöhe in der Nähe des „Kreuz“ auf den „Zimiker“, auf welchem in der Eile eine Rednerbühne aufgeschlagen wurde. In der freien Natur, im Angesicht der schönen Alpenkette, die uns Schweizern immer ein Symbol der Freiheit ist, unter dem Gezelt des Himmels tagte das Volk. Der ganze, weite

* Anmerkung: Winterthur sollte im neuen großen Rat verhältnismäßig mehr Vertreter erhalten als die übrige Landschaft.

Raum wimmelte von Menschen, die Äste der Bäume waren mit den jüngeren bedeckt. Alles war gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Die Meisten wußten ja nicht, wer eingeladen, wer reden werde und was geschehen solle. Geräusch, Jubel und Geschrei tönte über die Fluren; doch trat allgemeine Stille ein, als der Ausschuß, die zwei Gujer, Hegetschweiler, Ryffel und Steffan sich auf der Tribüne zeigte.*

Die Versammlung eröffnete Heinrich Gujer, Müller von Bauma, ein junger Mann voll Feuer und Kraft, imponierend von Gestalt. Dem Volke des Oberlandes war er sehr bekannt, es nannte ihn nur den „klugen Müller“ oder „de Müller-Heiri“. Bei Getreidekäufen hatte er schwer den Zwang gefühlt, der auf dem Gewerbswesen lastete, und beschloss, mitzuhelfen, den Bann zu brechen. Als er nach Uster gegangen, hatte ihn der Vater gewarnt und ihm nachgerufen: „Heiri, wenn's fehlt, chönnt's dir de Chopf chostel!“ Gujer kannte die Gefahr; darum trug er einen Paß bei sich, um wenn's fehlen sollte, in's Badische zu entkommen. Zu Uster mochte er zuerst nicht recht d'ran, und nur auf energisches Zureden faßte er einen festen Entschluß, trat vor's Volk und begann mit starker Stimme seine Rede. Er sprach von der Bedeutung des Tages, von der Notwendigkeit einer Neuerung, indem er hauptsächlich die Forderungen des Küsnachter Memorials, die Wünsche zu einer neuen Verfassung und bessere Vertretung des Landvolkes in der Regierung besprach.

Die Menge, die in lautloser, andächtiger Stille, jeder den Hut in der Hand, zugehört hatte, zollte rauschenden Beifall.

Nun trat Dr. Hegetschweiler auf. Das war ein Gelehrter, dem seine naturwissenschaftlichen Verdienste einen europäischen Ruf verschafft, ein Mann von 43 Jahren, groß und kräftig gewachsen, rasch in seinen Bewegungen mit ausdrucksvollem und scharfem Blick. Als vielbeliebter Arzt stand er stets in Fühlung mit dem Volk, als Verwandter der berühmten Familie Bodmer von Stäfa, fühlte er sich gedrungen und berufen, an der Freiheitsbewegung sich zu beteiligen.

Er begann mit den Worten: „Frei ist der Mensch, ist frei und wär' er in Ketten geboren!“ Dann erörterte er die Begriffe der wahren Freiheit und der volkstümlichen Ver-

* Die Brüder Rudolf und Heinrich Gujer von Bauma, Benjamin Ryffel von Stäfa und Steffan hatten mit andern zusammen die Einladungen zum „Ustertag“ ergehen lassen.

fassung, sprach die Überzeugung aus, daß die Regierung dem Volkswillen Folge leisten werde, und bat eindringlich, der Stimme der Leidenschaft nicht Gehör zu geben, dem Geiste der Unordnung nicht zu huldigen, und die Schranken der Achtung und Mäßigung nicht zu überschreiten, nur so würde das Volk der Freiheit würdig sein!

Endlich trat Steffan von Wädenswil auf. Er war Direktor einer Kunz'schen Fabrik zu Uster, ein origineller Kopf von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Elastizität, bisweilen nur etwas aufgeregt und voreilig.

Mit mächtiger Stimme verlas er den Entwurf der Petition, den der Ausschuß geschrieben und berührte in seiner Rede besonders die gewünschten finanziellen Erleichterungen (so die Steuerveränderungen, die Ablösung der Lasten des Grundbesitzes u. dgl.) Das waren dem Volke besonders erwünschte Dinge; zu allen Zeiten bewegen ja den Menschen die Fragen des ökonomischen Lebens am meisten. Steffan merkte dies, und wurde in seiner Rede nach und nach so überschwänglich, daß seine Kollegen genötigt waren, ihn zuerst leise, dann stärker am Rockflügel zu zupfen, und zuletzt seinem Redestrom Einhalt zu tun. Dann fragte er das Volk an, ob es noch mehr wünsche. Viele recht radikale Wünsche wurden laut, und die Oberländer, die von Groll gegen die Webmaschinen erfüllt waren, weil sie durch dieselben fast brotlos geworden, riefen laut: „Webmaschinen weg!“ Steffan ging lebhaft auf alles, selbst das Unziemlichste, ein, und rief: „Au da mueß ghulfe si!“

Mit lebhafter Aufmerksamkeit hatte das Volk über sein Wohl und Wehe reden gehört. Viel tausend Hände erhoben sich für die geäußerten Wünsche, und tausend Stimmen brachen in schallenden Freudenruf aus.

Das Volk hatte gesprochen, und „Volksstimme ist Gottesstimme.“

Dr. K. Dändliker. (Gekürzt.)

4. Wie de President Jakob Rychli an Züriputsch gange ist.

De Jakob Richli, de President, vo Dummringe, ist mit em Pfarrer is Bezirkskumite gwelt worden. Potz sapperement, wie händ d'Lüt glueget, wänn de President vo Dummringe zweispännig mit sim Bernerwägeli azraße cho ist, de Herr

Pfarrer näbetem, öppe-n-au na d'Frau, und mit was für eme Stolz hät er dem Herr Pfarrer d'Hand ghebet, wänn dä hät welle zale im Wirtshus, wo s'Kumite Sitzig ga hät.

Vo dem, was in Sitzige verhandelt worde'n ist, hät dänn de Herr President Rychli frili wenig verstande. Er hät zwar öppe'n emal öppis welle säge, aber bis er si Red im Chopfhüsli binenand gha hät, ist me scho lang wider bi öppis Anderem gsi. Defür hät er alles underschribe, was me'n em vorgleit hät, und's hät em bis ide groß Zehe'n abe wohl ta, wänn der Aktuar, öppedie de Herr Präsident sälber d'Petition oder besser gsait s'Begähre vom Glaubeskumite vorgleit und derzue ase fin und höfli gsait hät: „Herr President, wänd Sie so guet si, es ist an Ine, Ire wert Name here z'setze.“

Uf Klote'n a d'Landsgmeind,*) wie me's do betitlet hät, ist de Jokeb natürli au, so guet als de Pfarrer und sust na fast die halb Gmeind. Als Kumitemitglied hät er ja nid törfe fehle, und wänn er au nid gredt, nid emal alles verstande hät, so hät er doch im Leue guet tafelet und wenigstes en ghörige Geist hei bracht.

Am sächste September achtzähnhundertundnünedrißg händ dänn d'Glogge z'Dummringe ghüet, wie wänn die ganz Gmeind in Brand stierend.

„Frau, ietzt gilts für's Vatterland und die christlich Religion z'kämpfe und z'sterbe,“ rüeft der alt Schuelmeister (wome im drüedrißgi abgesetzt hät) und rännt zum President. Dä sitzt aber na ganz rueig am Tisch bimene Schoppe Rothe und eme ghörige Eiertätsch.

„President, ghöred er stürme, ietzt gilt's, hie Religion, hie Vaterland! Mached, daß mer nid die Letzte sind“, rüeft de Schuelmeister.

„Nu gmach, i weiß es scho. De Pfarrer ist gestert z'Abig scho furt. Mir chömed na früh gnueg. Wänn d'Roß gfrässe händ, spannt de Chnächt i, wenn er wänd chöned er mit mer fahre.“

„Säb ist ietzt nüt, President. Meh als füzg Manne sind parad und ihr müend ader Spitze marschiere. President, i säg i's, ietzt gilts, wänn er in Kantonsrat ine wänd.“

*) Am 2. September 1839 fand auf Veranlassung des Glaubenskomitees in Kloten eine Landsgemeinde statt, an der 10—12,000 Bürger von der Regierung weitere Maßregeln zum Schutze der Landesreligion verlangten.

„Meinst, Schuelmeister, säb wär mügli?“

„Warum nid President? Lüt wie'n ihr sind, cha me'n ietzt bruche. Aber a d'Spitze müend er stah, mit eusere Manne uf Züri marschire, das me gseht, was de President vo Dummringe vermag.“

„De Schuelmeister hät Rächt, Ma, seit ietzt d'Frau Rychli, ietzt gilts z'zeige, wer du bist. Hei, mach ietzt, daß du furt chunnst.“

De Jokeb stoßt en schwere Sufzer us und gaht si go alege.

„Frau President,“ seit de Schuelmeister, „dem Herr President sin Grosvatter sälig ischt emal Vogt gsi, wüßed er nid, ist de Täge, wo'n er treit häd, nümme ume?“

„Frili, frili, er staht na im Chaste überobe. Aber was wänd er mache demit?“

„Hä, i ha nu eso tänkt, es miech si guet, wänn de Herr President ader Spitze au biwaffnet wär und na miteme Täge, grad wie en rächte Hauptme.“

„Schuelmeister, ir wüssed doch alliwil s'Best. Chömed trinked na es Chriesiwasser. I hole gschwind der Täge, dänn lueged au, daß er furt chunt, nid daß scho en andere dert ischt, wänn's die neue Kantonsrät useläsed.“

Aentli ischt der Jokeb parat und marschirt mit sine Manne Züri zue. Aber mer mues es zue siner Ehr säge, er hät ekein Sack mitgnah um dri z'tue, was öppe'n i der Stadt nid festgnaglet si chönnt. Ne nei, i sim Specksiterock hät er zwee währschaft Pureschüblig gha, e schön's Stuck von ere Hamme, e Fläsche alts Chriesiwasser und im Hosesack e schöni Portion Brawänder. *) Zum eigetliche Putsch sind Dummringer au z'spat cho, es ischt alls scho verbi gsi und si händ nu na chönne ghöre, wien'n uf eire Site Pure und uf der andere s'Militär zur Stadt usgsprunge seig. Aber de Schuelmeister hät doch Rächt gha, de Jokeb Rychli ist Kantonsrat worde, er hät nid emal chönne säge wie und warum.

Biedermann „Erzellige us Stadt und Land.“

4. Fritz Amrain der Freischärler.

Als gewohnter Weise wieder einige Dutzend Seldwyler beisammen waren, um als ein tapferes Häuflein auszurücken und der verhaßten Regierung vom Amte zu helfen, war Frau

*) Brabantertaler.

Regel Amrain guter Laune; denn sie glaubte nicht, daß ihr Sohn diesmal mitziehen würde.* Aber siehe da! Fritz erschien unversehens, als sie ihn bei seinen Geschäften glaubte, im Hause, bürstete seine starken Werkeltagskleider wohl aus und steckte die Bürste nebst andern Ausrüstungsgegenständen und einiger Wäsche in eine Reisetasche, welche er umhing, kreuzweis mit der wohlgefüllten Patronentasche, dann ergriff er abermals sein Gewehr, und senkte es zum Gehen. — „Diesmal“, sagte er, „wollen wir die Sache anders angreifen, adieu! und so zog er ab, ungehindert von der Mutter, da sie wohl einsah, daß es ihm Ernst war. Die Seldwyler Schar kehrte am nächsten Tage ganz in der alten Weise zurück,** ohne noch zu wissen, wie es auf dem Kampfplatze ergangen. Fritz Amrain aber hatte sich seelenallein und trotzig von ihnen getrennt und war mitten durch das gegnerische Gebiet auf dessen Hauptstadt zumarschiert. Er hatte ein Häuflein Burschen aus dem Geburtsorte seiner Mutter erreicht, und drang mit ihnen ungesäumt vorwärts. Allein die Sache schlug fehl, jene schwankhafte Regierung behauptete sich für dies Mal wieder durch einige günstige Zufälle, und sobald sich diese deutlich entwickelt, tat sich das Landvolk zusammen, strömte der Hauptstadt zu in die Wette mit den Freizügern und versperrte diesen die Wege, so daß Fritz und seine Genossen, noch ehe sie die Stadt erreichten, zwischen zwei große Haufen bewaffneter Bauern gerieten, und, da sie sich mannlich durchzuschlagen gedachten, ein Gefecht sich unverweilt entspann. So sah sich denn Fritz angesichts fremder Dorfschaften und Kirchtürme ladend, schießend und wieder ladend, indessen die Glocken stürmten und heulten über den verwegenen Einbruch und den Verdruß des beleidigten Bodens auszuklagen schienen. Wo sich die kleine Schar hinwandte, wichen die Landleute mit großem Lärm etwas zurück; denn ihre junge Mannschaft war im Soldatenrock schon nach der Stadt gezogen worden; und was sich hier den Angreifern entgegenstellte, bestand mehr aus alten und ganz jungen, unerwachsenen Leuten, von Priestern, Küstern und selbst Weibern angefeuert. Aber sie zogen sich dennoch

* Der Dichter meint wohl den zweiten großen Freischarenzug vom 31. März und 1. April 1845.

** d. h. ohne den Feind gesehen zu haben, an Mut und Geldbeutel erleichtert; denn die Seldwyler tranken gerne eins, und dann noch eins.

immer dichter zusammen, und nachdem erst einige unter ihnen verwundet waren, stellte gerade dieser dunkle Saum erschreckter alter Menschen, Weiber und Priester, die sich zusammen den Landsturm nannten, das aufgebrauchte und beleidigte Gebiet vor und die Glocken schrieten den Zorn über alles Getöse hinweg in das Land hinaus. Aber der drohende Saum zog sich immer enger und enger um die fechtenden Parteigänger, einige entschlossene und erfahrene Alte gingen voran und es dauerte nicht mehr lange, so waren die Freischärler gefangen. Sie ergaben sich ohne weiteres, als sie sahen, daß sie alles gegen sich hatten, was hier wohnte. — Kaum waren sie entwaffnet und von dem Volke umringt, als alle möglichen Ehrentitel auf sie niederregneten: Landfriedenbrecher, Freischärler, Räuber, Buben waren noch die mildesten Ausdrücke, die sie zu hören bekamen. Zudem wurden sie von vorn und von hinten betrachtet wie wilde Tiere, und je solider sie in ihrer Tracht und Haltung aussahen, desto erboster schienen die Bauern darüber zu werden, daß solche Leute solche Streiche machten.

Fritz Amrain aber war im höchsten Grade niedergeschlagen und trostlos. Zwei oder drei seiner Gefährten waren gefallen und lagen noch da, andere waren verwundet und er sah den Boden um sich her mit Blut gefärbt, sein Gewehr und seine Taschenwaren ihm abgenommen, ringsum erblickte er drohende Gesichter, und so war er plötzlich aus seiner bedachtlosen und fieberhaften Aufregung erwacht, namentlich als die Behörden und Landesautoritäten sich hervortaten aus dem Wirrsal und eine trockene und geschäftliche Einteilung und Abführung der Gefangenen begann. Je näher der Zug der Gefangenen der Stadt kam, desto lebendiger wurde es; die Stadt selbst war mit Soldaten und bewaffnetem Landsturm angefüllt und die Gefangenen wurden im Triumph durchgeführt. Endlich aber waren sie in Türmen und andern Baulichkeiten untergebracht, alle schon bewohnt von ähnlichen Unternehmungslustigen, und so befand sich auch Fritz hinter Schloß und Riegel und war es erklärlich, daß er nicht mit den Seldwylern zurückgekehrt war.

Diese rächten sich für ihren mißlungenen Zug dadurch, daß sie den sieghaften Gegnern auf der Stelle die abscheulichste und rücksichtsloseste Rachsucht zuschrieben und daß jeder der entkommen war, es als für gewiß annahm, die Ge-

fangenen würden erschossen werden. Es gab Leute, die sonst nicht ganz unklug waren, welche allen Ernstes glaubten und wieder sagten, daß die fanatisierten Bauern gefangene Freischärler zwischen zwei Bretter gebunden und entzwei gesägt, oder auch etliche derselben gekreuzigt hätten.

Sobald Frau Regel Amrain diese Übertreibungen hörte, verlor sie die Angst um ihren Sohn. Dagegen erhielt sie bald einen kurzen Brief von ihm, laut welchem er wirklich eingetürmt war und sie um die sofortige Erlegung einer Geldbürgschaft bat, gegen welche er entlassen würde. Mehrere Kameraden seien schon auf diese Weise freigegeben worden. Denn die sieghafte Regierung war in großen Geldnöten und verschaffte sich auf diese Weise einige willkommene außerordentliche Einkünfte, da sie nachher nur die hinterlegten Summen in ebenso viele Geldbußen zu verwandeln brauchte. Frau Amrain steckte den Brief ganz vergnügt zu sich und begann gemächlich und ohne sich zu übereilen, die erforderlichen Geldmittel beizubringen und zurecht zu legen, so daß wohl acht Tage vergingen, ehe sie Anstalt machte, damit abzureisen. Da kam ein zweiter Brief, welchen der Sohn Gelegenheit gefunden, heimlich abzuschicken und worin er sie beschwor, sich ja zu eilen, da es ganz unerträglich sei, seinen Leib dergestalt in der Gewalt verhaßter Menschen zu sehen. Sie wären eingesperrt wie wilde Tiere, ohne frische Luft und Bewegung, und müßten Habermues und Erbsenkost aus einer hölzernen Bütte gemeinschaftlich essen mit hölzernen Löffeln. Da schob sie lächelnd ihre Abreise noch um einige Tage auf, und erst als der eingepferchte Tatkräftige volle vierzehn Tage gegessen, nahm sie ein Gefährt, packte die Erlösungsgelder nebst frischer Wäsche und guten Kleidern ein und begab sich auf den Weg. Als sie aber ankam, vernahm sie, daß ehestens eine Amnestie ausgesprochen wurde über alle, die nicht ausgezeichnete Rädelsführer seien, und besonders über die Fremden, da man diese nicht unnütz zu füttern gedachte und jetzt keine eingehenden Gelder mehr erwartete. Da blieb sie noch zwei oder drei Tage in einem Gasthofe, bereit, ihren Sohn jeden Augenblick zu erlösen, der übrigens seiner Jugend wegen nicht sehr beachtet wurde. Die Amnestie wurde auch wirklich verkündet, da diesmal die siegende Partei aus Sparsamkeit die wahre Weise befolgte: im Siege selbst, und nicht in der Rache oder Strafe, ihr Be-

wußtsein und ihre Genugtuung zu finden. So fand denn der verzweifelte Fritz seine Mutter an der Pforte des Gefängnisses seiner harrend. Sie speiste und tränkte ihn, gab ihm neue Kleider und fuhr mit ihm nebst der geretteten Bürgschaft von dannen. Gottfr. Keller: Die Leute von Seldwyla. (Gekürzt.)

5. Dufours Armeebefehl vom 22. November 1847.

Eidgenössische Wehrmänner!

Ihr werdet in den Kanton Luzern einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so laßt Euern Groll zurück und denkt nur an die Erfüllung der Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt. Zieht dem Feinde kühn entgegen, schlagt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen! Sobald aber der Sieg für uns entschieden ist, so vergesst jedes Rachegefühl, betragt Euch wie großmütige Krieger; denn dadurch beweist Ihr Eueren wahren Mut. Tut unter allen Umständen, was ich Euch schon oft empfohlen habe. Achtet die Kirchen und alle Gebäude, welche dem Gottesdienste geweiht sind! Nichts befleckt Eure Fahne mehr, als Beleidigungen gegen die Religion. Nehmt alle Wehrlosen unter Eueren Schutz; gebt nicht zu, daß dieselben beleidigt oder gar mißhandelt werden. Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts; mit einem Worte betragt Euch so, daß Ihr Euch stets Achtung erwerbet und Euch stets des Namens, den Ihr traget, würdig zeigt.

Der Oberbefehlshaber: W. H. Dufour.

Öchsli, Quellenbuch, Bd. I.

6. Das Gefecht bei Gislikon. (23. Nov. 1847.)

(Von einem Augenzeugen.)

Am 22. ds. abends lag die ganze zum Angriffe bei Gislikon bestimmte Macht im Freienamte von Muri bis Dietwil beisammen. Die Nacht mußte wachend zugebracht werden; die Vorräte für die Truppen konnten erst am Morgen anlangen, nachdem die Märsche schon begonnen hatten. Früh morgens wurde aufgebrochen. Unangefochten rückte die Brigade Egloff durch das Zugergebiet bis an die Luzernersehe Grenze vor, und vernahm von Ferne den Kanonendonner der nach Arth und Küßnacht in anderer Richtung vorrückenden Division Gmür.

Der Kampf begann bei dem ersten luzernischen Dorfe Honau, wo das Terrain dem Gegner die günstigsten Positionen darbot. Die Höhe hinterhalb Honau war von der feindlichen Artillerie besetzt, welche ein wirksames Feuer unterhielt. Bald war aber die Zürcherbatterie in günstiger Höhe aufgeföhren und flößte dem Feinde solchen Respekt ein, daß vorgedrungen werden konnte; indessen hatte das Bataillon Ginsberg schon einen Schwerverwundeten zu beklagen. Man gelangte nunmehr an die zweite Höhe bei Gislikon, wo die Vereinigung mit den von Dietwil herkommenden Truppen hätte stattfinden sollen; allein diese letztere wurde durch das von den starken Befestigungen bei der Gislikerbrücke herkommende Feuer größtenteils verhindert, und erst später konnte das Bataillon Fäsi von dort her unter ziemlichem Verluste vorrücken.

Auf der Höhe des Dorfes Gislikon waren Unterwaldner Scharfschützen in sicherm Hinterhalte, in den Wäldern, auf dem Bergrücken der Landsturm, vor dem Dorfe selbst die feindliche, stark bedeckte Artillerie. Allmählig wurde hier der Kampf zur völligen Schlacht. Beinahe alle Bataillone der Brigade Egloff kamen hier nach und nach ins Feuer, voran die Thurgauer Scharfschützen. Schon war indessen die Gisliker Höhe genommen, die Solothurner Artillerie aufgepflanzt, als der Feind mit solcher Macht vordrang und von der Schanze zu Gislikon einen solchen Kartätschenhagel entsendete, daß einen Augenblick der Sieg unentschieden blieb, ja drei Stücke der Solothurner Artillerie mit bedeutendem Verluste weichen mußten. Da rückten die Berner Zwölfpfünder im Galopp vor, das Bataillon Benz, voran der unerschrockene Hauptmann Steinemann mit seinen Jägern rechts, sicherte seine Stellung, und der nun beginnende Kugel- und Kartätschenregen brachte den Feind nicht nur zum plötzlichen Weichen, sondern nötigte ihn, die Werke bei der Gisliker Brücke zu verlassen.* Der Sieg war entschieden, und die feindlichen Truppen wichen in immer wilderer Flucht bis nach Luzern. Es galt jetzt nur noch die Höhen von den Unterwaldner-Schützen und Landstürmern zu säubern. . . .

Aber einen schrecklichen Anblick bot überall das Schlachtfeld dar. Hatten schon die pfeifenden Kugeln, die zusammen-

* Die damaligen Bataillone besaßen 4 gewöhnliche und 2 Scharfschützenkompagnien, letztere zur Sicherung der Flanken.

stürzenden Bäume, die vorbeigetragenen Toten und Verwundeten die Seele desjenigen, der zum erstenmal auf einem Schlachtfeld sich befand, stark bewegt, so konnte man sich des Grauens kaum erwehren, als hinter uns das Feuer aus mehreren Wohnungen zu Gislikon hoch empor loderte; hier am Boden lagen Stutzer, Flinten, Tschakos, Mützen, Säbel, Kugeln, Verwundete, Tote, dort ein angeschossenes Pferd auf drei Füßen im Todeskampfe umherstolpernd. Beim Zollhause zu Gislikon bot sich das Bild der Zerstörung am furchtbarsten dar. Das Haus war mit zertrümmerten Gerätschaften angefüllt, vor demselben stand eine verlassene Luzernerkanone die alsbald vernagelt wurde; am Wege zwei Tote, ein dritter noch halb lebend. Außerhalb Root wurde biwakiert. . . .

Während der Nacht wurde das Dorf Root hart mitgenommen: die hungernden Wehrmänner gingen nach Lebensmitteln aus; Käse, Butter, auch Schweine, Ziegen etc., was sich vorfand, wurde herbeigeschleppt. Leider konnte auch das Zertrümmern und Abbrennen mehrerer Häuser nicht verhindert werden. Nach dem Kampfe regte sich in mancher Brust eine Rachelust, die auch hier in Luzern manche Unordnung zur Folge hatte; besonders ist dies bei denjenigen der Fall, die vor zwei Jahren in diesem Kanton so arg mißhandelt wurden.

Durch die gestern von Männern, Weibern und Kindern verlassenen, jetzt wieder belebten Dörfer zogen die Truppen nach Luzern. Überall wehte die weiße Fahne, überall brachte man zu essen und zu trinken. Aber was für ein Getümmel gestern und heute noch in Luzern war, davon kann man sich keinen Begriff machen. Im wahren Sinne des Wortes hätte man auf den Köpfen herumgehen können; denn gegen die Nacht rückten drei Divisionen ein. Der unerlaubten Selbsthülfe, dem Plündern und ungebührlichem Betragen wird kräftigst gesteuert. Siegwart Müller und Bernhard Meier (die geistigen Führer des Sonderbundes) sind fort. Die Sonderbundstruppen sollen blaß vor Schrecken nach Luzern geflüchtet, die Unterwaldner einzeln aufgelöst, ohne Führung, unter Verwünschungen gegen die Stifter ihres Elendes heimgezogen, die fremden Offiziere (es fanden sich solche in der Sonderbundsarmee, trugen sich doch die Sonderbundskantone mit dem Gedanken, den österreichischen Fürsten Schwarzenberg als Oberbefehlshaber ihrer Truppen zu ernennen) ihrer Epauletten und Degen

beraubt und beschimpft worden sein; der Haß und die Verwünschungen des Volks gegen die Entflohenen und die Jesuiten machten sich Luft. Es sollen gegen 400,000 Franken noch mit auf die Reise gegangen sein. Unter diesen Verhältnissen werden Unterwalden und Schwiz schwerlich mehr Stand halten. Auch verlassene entwaffnete Walliser stehen ratlos auf den Straßen. Es ist also ein baldiges Ende des unseligen Sonderbundes zu hoffen!

Neue Zürcher Zeitung vom 27. Novbr. 1847. Gekürzt.

7. Auf der Barrikade.

Im Herzen von Paris, an zwei Stellen zugleich hob die Junischlacht an, beim Pantheon auf dem westlichen Ufer der Seine in der Nähe des jetzigen Westbahnhofes, und auf der entgegengesetzten Seite bei der Porte Saint Denis, nahe beim heutigen Ostbahnhof. Auf dem Pantheonplatz hatten die Insurgenten vier gewaltige Barrikaden aufgeführt, als ein Oberst mit Bürgerwehr, Linientruppen und Geschütz auf dem Platze anrückte. Bei ihnen befand sich der berühmte Gelehrte Arago, Mitglied der provisorischen Regierung. Er tritt vor: — „Warum rebelliert ihr gegen das Gesetz und gegen die Regierung der Republik? Warum steht ihr auf Barrikaden?“ „Warum?“ ruft es zur Antwort herab — darum Herr Arago, warum Sie selbst Anno 1832 mit uns auf den Barrikaden gestanden. Erinnern Sie sich des Kampfes beim Kloster Saint-Merri?* „Aber ihr habt jetzt keinen rechtmäßigen Grund zur Empörung.“ — „Herr Arago, Sie sind ein braver Bürger und wir hegen hohe Achtung vor Ihnen, aber Sie haben kein Recht uns Vorwürfe zu machen. Sie haben nie erfahren, was hungern heißt; Sie haben nie das Elend kennen gelernt.“ — „Die Regierung ist von den besten Absichten beseelt, von

* Anmerkung. Dominique François Arago, geb. 1786 in Südfrankreich, war einer der größten Physiker Frankreichs. und wirkte bei der Gradmessung des Erdballes mit. Seit 1830 beteiligte er sich an der Politik, und war der erste der die Worte: „Réforme et droit au travail“ aussprach. Bei den Bestattungsfeierlichkeiten für den republikanisch gesinnten General Lamarque kam es am 5. und 6. Juni 1832 zu einem Aufstand in Paris. Besonders heftig wurde bei der Kirche und dem Kloster Saint Merri an der Rue St. Martin am rechten Seineufer gegen die Place de la Bastille gekämpft, und hier stand der feurige Professor der polytechnischen Schule von Paris auf Seite der Insurgenten. Arago starb 1853 in Paris.

dem lebhaftesten Wunsche geleitet, euren begründeten Wünschen genugzutun.“ — „Ja, man hat uns gar viel versprochen aber nichts gehalten.“ — „Man tat was man konnte.“ — „Das ist nicht wahr!“ — Ihr beschimpft mich? Mit solchen Leuten will ich nicht länger verhandeln.

Und der zornige Greis gibt nun selber den harrenden Truppen das Zeichen zum Angriff, welcher nach heißem Gefechte und beträchtlichem Verlust auf beiden Seiten damit endigt, daß die Truppen den Pantheonplatz behaupten.

Zur gleichen Zeit, wo hier das Gewehrfeuer zu knattern und die Kanonen zu brüllen begonnen hatten, war auch drüben auf den Boulevards der Kampf losgebrochen. Die erste der dort aufgetürmten Barrikaden, die auf der Höhe der Porte Saint-Denis, wird von einem Bataillon der Bürgerwehr im Sturm lauf angegriffen, wirft aber die mutigen Angreifer blutig zurück. Da stürzt der Hauptmann der Barrikade, welcher hoch auf einem umgestülpten Wagen stehend das Feuer geleitet hat, tödlich getroffen zusammen und man wähnt, daß es mit der Gegenwehr zu Ende sei. Aber, siehe, ein junges schönes Mädchen mit fliegenden Haaren eilt zu dem Toten, nimmt die Fahne, welche er in den Händen gehalten, auf, springt damit auf die Brustwehr, schwingt sie herausfordernd den Angreifern entgegen und befeuert die Verteidiger mit Blicken und Worten. Eine Kugel schlägt dem armen Ding in die Brust, rücklings fällt es hinter die Brustwehr. Aber schon ist eine andere Frau an der Seite der Gefallenen und sucht diese mit der einen Hand aufzurichten, während sie mit der andern die Fahne abermals flattern zu lassen sich abmüht. Eine neue Entladung des Bataillonsfeuers drunten, und die Helferin sinkt tot auf den Leichnam der Gefährtin. Und mitten in das Pulvergewölke des mörderischen Kampfes hinein fällt ein Strahl heldischen Pflichtgefühls. Der Bataillonsarzt der Bürgerwehr erklimmt inmitten des sich kreuzenden Feuers die Barrikade, um den beiden getroffenen Frauen Hilfe zu bringen, und kehrt erst, nachdem er sich überzeugt hat, daß beide tot, zu den Verwundeten seiner eigenen Truppe zurück.

Schließlich wird die Barrikade mit Sturm genommen, und der Rest der Verteidiger flieht dem Faubourg Saint-Denis zu.

Joh. Scherr.

8. Der letzte Generalmarsch.

Die letzten Augenblicke des Bombardements und der Gegenwehr, die letzten Stunden der Eroberung Wiens durch Windischgrätz hat ein Augenzeuge so geschildert:

Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet und hielten sich in den innersten Räumen der Häuser. Über den großen, menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Arbeiter; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge. Der trug eine große, schwarzrotgoldene Fahne, der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm; er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und Tränen traten uns in die Augen. „Lieber Freund“, sagten wir ihm, „lassen Sie das, es ist alles aus!“ „Nein“, antwortete der Alte, „sie müssen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren sein!“ So sprechend ging er weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kämen. Sie kamen nicht... Die Abenddämmerung senkte sich leise auf die Stadt, die Kanonen schwiegen, und von allen Toren fluteten die kaiserlichen Regimenter durch die Straßen des besiegten Wien.

Nach J. Scherr.

Bearbeiter: *Dr. H. Gubler*, Zürich III.

1. Auf dem Schlachtfelde von Solferino. 1859.

Die ersten Sonnenstrahlen des 25. Juni beleuchteten eines der furchtbarsten Schauspiele, das sich dem Auge darzubieten vermag. Überall war das Schlachtfeld mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt; auf den Straßen, in den Gräben, Bächen,

Gebüsch, auf den Wiesen, überall lagen Tote umher, und die Umgebung von Solferino war im wahren Sinn des Wortes damit übersät. Die Felder waren verwüstet, Frucht und Mais niedergetreten, die Garten- und Feldeinfassungen zusammengerissen, die Wiesen durchfurcht, und überall sah man größere und kleinere Blutlachen. Die Ortschaften waren verlassen und zeigten überall Spuren der Gewehrkugeln, Bomben und Granaten. Die Mauern waren zerrissen, von Kugeln durchbohrt, welche weite Breschen öffneten, die Häuser durchschossen; in ihren Fundamenten erschüttert, zeigen die Mauern weite Risse. Die seit 20 Stunden versteckten und geflüchteten Bewohner beginnen nach und nach die Keller zu verlassen, in welche sie sich, ohne Licht und Lebensmittel mitzunehmen, eingesperrt hatten; ihr verstörtes Aussehen zeugte von dem Schrecken, den sie ausgestanden. In der Umgebung von Solferino und besonders bei dem Kirchhof des Ortes lagen massenweise Gewehre, Patrontaschen, Gamaschen, Tschakos, Dienstmützen, Käppis, Gürtel, kurz alle Arten von Uniformstücken umher, darunter zerfetzte, blutbefleckte Kleidungsstücke und zertrümmerte Waffen.

Die Unglücklichen, welche während des Tages aufgeladen wurden, waren bleich, eingefallen, vollkommen erschöpft. Die einen, insbesondere die arg Verstümmelten, schauten scheinbar stumpfsinnig drein; sie verstanden nicht, was man zu ihnen sagte, ihre Augen blickten stier ihre Retter an, aber dennoch zeigten sie sich nicht unempfindlich für ihre Schmerzen; andere waren unruhig, ihr ganzes Nervensystem war erschüttert und sie zuckten zusammen. Diejenigen mit offenen Wunden, bei denen bereits die Entzündung um sich gegriffen, waren wütend vor Schmerz, sie verlangten, daß man ihren Leiden durch einen schnellen Tod ein Ende mache, und mit verzerrem Antlitze wanden sie sich im letzten Todeskampfe.

Wieder an andern Stellen lagen Unglückliche, welche nicht allein durch Kugeln und Bombenstücke getroffen, sondern deren Glieder auch noch von den Rädern der Geschütze, die über sie hinwegfuhren, zerschmettert oder zerrissen worden waren. Der Anprall der zylindrischen Kugeln zersplitterte die Knochen nach allen Seiten hin, sodaß die dadurch verursachte Wunde stets gefährlich wurde; allein auch die Bombenstücke und konischen Kugeln hatten solche schmerzhaftes Knochenzerschmetterungen und innere Verletzungen zur Folge. Splitter

jeder Art, Knochenstücke, Teile von Kleidern, der Ausrüstung oder der Fußbekleidung, Erde und Stücke Blei machten die Wunden gefährlicher durch den geübten Reiz und vermehrten dadurch die Qualen der Verwundeten.

Derjenige, welcher diesen ausgedehnten Schauplatz des Kampfes vom vorigen Tag durchwanderte, traf auf jedem Schritte und inmitten einer Verwirrung ohne gleichen unaussprechliche Verzweiflung und Elend in allen Gestalten.

Ganze Regimenter hatten die Tornister abgelegt und bei ganzen Bataillonen war der Inhalt derselben verschwunden. Lombardische Bauern und algerische Jäger hatten genommen, was ihnen in die Hände fiel. An vielen Stellen wurden die Toten von den Dieben völlig entkleidet, die selbst die Verwundeten, bei vollem Bewußtsein, nicht verschonten; besonders hatten es die lombardischen Bauern auf die Fußbekleidungen abgesehen, die sie den Verwundeten unbarmherzig von den geschwollenen Füßen rissen.

Der Wassermangel nahm immer mehr überhand, die Gräben waren ausgetrocknet, die Soldaten fanden meistens nur ein ungesundes und morastisches Getränk zur Stillung ihres Durstes, und an Stellen, wo sich ein Brunnen befand, wurden Schildwachen aufgestellt mit scharf geladenen Gewehren, weil man das Wasser für die Kranken erhalten wollte. Bei Cavriana wurden in einem Sumpfe mit stinkig gewordenem Wasser während zwei Tagen 20,000 Pferde getränkt. Diejenigen reiterlosen Pferde, welche verwundet während der ganzen Nacht umherliefen, schleppten sich jetzt zu den Gruppen ihrer Genossen, gleich als ob sie von ihnen Hilfe verlangen wollten; man tötete sie jeweilen mit einem Schusse. Ein solch edles Tier, in herrlichem Schmucke, kam zu einer französischen Abteilung. Der Mantelsack enthielt Briefe und sonstige Gegenstände, welche erkennen ließen, daß das Pferd dem wackern Prinzen von Isenburg gehöre; man suchte unter den Toten und fand auch endlich den österreichischen Prinzen verwundet und bewußtlos von dem Blutverluste; allein den Bemühungen der französischen Chirurgen gelang es, ihn ins Leben zurückzurufen.

Bei manchen toten Soldaten bemerkte man den Ausdruck der Ruhe auf dem Antlitz; es waren jene, welche auf den ersten Schuß tot zusammensanken; allein eine große Anzahl trug die Spuren des Todeskampfes, mit starr ausgestreckten

Gliedern, den Körper mit bleifarbenen Flecken bedeckt, die Hände in die Erde gebohrt, den Schnurrbart borstig aufgerichtet, ein finsternes Lächeln um den Mund, mit krampfhaft zusammengepreßten Zähnen.

Man verwendete drei Tage und drei Nächte, um die Toten, die auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, zu begraben; allein auf dieser weiten Strecke waren manche Leute in den Gräben, in den Ackerfurchen verborgen oder versteckt in den Gebüsch und konnten erst später aufgefunden werden.

Aus Dunant, Erinnerung an Solferino.

2. Giuseppe Garibaldi.

Jugendzeit. Joseph Garibaldi ist geboren den 22. Juli 1807 in Nizza, welche Stadt damals noch zu Italien gehörte. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Seemannes. Um ihn nicht den Gefahren des Seelebens auszusetzen, bestimmten ihn die Eltern für den geistlichen Stand oder sonst einen gelehrten Beruf. Für ein solches Stilleben war aber der junge Giuseppe gar nicht geschaffen. Vortrefflich zu schwimmen und zu rudern verstand er schon so früh, daß er sich nicht entsinnen konnte, wann er diese Künste eigentlich gelernt habe, und so wurde auch er Seemann, machte als Jüngling mit größter Lust kühne Fahrten nach Konstantinopel, Odessa am schwarzen Meere und andern Orten mit, wurde mitunter samt seinen Gefährten von Seeräubern ausgeplündert und kehrte gleichwohl frohen Mutes zurück. Sein Schiff landete einst in Marseille. Hier lernte er Mazzini, den ewig Verbannten, kennen, durch welchen seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte seines Vaterlandes gerichtet wurde. Das Studium der vaterländischen Geschichte, dem Garibaldi mit Liebe oblag, und die Nachrichten von den Hinrichtungen edler Volksfreunde in der Heimat weckten in dem jungen Manne eine wunderbare Glut, die Missetaten der Tyrannen zu rächen und sein geliebtes Vaterland frei und glücklich machen zu helfen.

Erste patriotische Betätigung. Seine erste Beteiligung an einem politischen Unternehmen brachte ihm das Todesurteil. Es war im Winter 1833 auf 1834, in jener Zeit, wo die Revolution von 1830 in ihren letzten Ausläufern nachzuckte. Da drang eine Schar Italiener und republikanisch

gesinnter Franzosen von der Schweiz aus in Savoyen ein und wollte die Republik proklamieren, auf die Unterstützung des italienischen Volkes hoffend. Dieses blieb jedoch gleichgültig und der Versuch scheiterte. Garibaldi sollte die Mannschaft eines Schiffes dafür gewinnen; da er aber lieber mit dem Schwerte drein schlagen, als mit der Zunge fechten wollte, überließ er die Überredungskünste seinen Freunden und eilte nach Genua, um mit andern Verschwornen an der Einnahme einer Kaserne teilzunehmen. Zu bestimmter Stunde war Garibaldi auf dem Platze, aber er allein, und statt der ersehnten Mannschaft rückten die Gendarmen an. Rasch entschlossen konnte er sich unbemerkt in den Laden einer Fruchthändlerin zurückziehen, diese versah ihn mit einem Bauernkostüm, in welchem es ihm gelang über Wälle, Mauern und Gräben zu entkommen. In Marseille vernahm er sein Todesurteil.

In Südamerika. Zwei Jahre blieb er nun wieder an seinem alten Aufenthaltsorte, indem er meist als Leutnant auf Schiffen, einst auch bei einem heftigen Ausbruch der Cholera als freiwilliger Krankenwärter diente. Dann schiffte er sich (1836) nach Rio de Janeiro in Südamerika ein. Damals rang die Republik Uruguay mit Brasilien um ihre Unabhängigkeit. Garibaldi lernte Bento Ganzales, den Präsidenten der Republik, kennen und trat in die Dienste dieses Staates, um den Kampf für die Freiheit auch jenseits des Meeres wieder aufzunehmen.

Da er von Jugend auf zu den abenteuerlichsten Unternehmungen geneigt war und sich bei den kühnsten Wagestücken erst recht in seinem Elemente fühlte, ließ er sich Kaperbriefe gegen Brasilien ausstellen und wurde Korsar. Mit 16 Mann führte er nun den Krieg gegen ein mächtiges Kaiserreich auf eigene Faust. Ein seltenes Glück begünstigte ihn, doch fiel er einst auch in Gefangenschaft und kam in die Gewalt des Statthalters einer feindlichen Provinz, der ihn auf's Gräßlichste foltern ließ, bis er dem Tode nahe war. Als später sämtliche Befehlshaber dieser Provinz in Garibaldis Hände fielen, rächte sich dieser dadurch, daß er sie alle, selbst jenen unmenschlichen Statthalter, den er nur gar nicht wieder sehen wollte, unbehelligt ziehen ließ.

Später übernahm Garibaldi auch ein Kommando über reguläres Militär. Vor den schwierigsten Unternehmungen

schreckte er nicht zurück, die härtesten Entbehrungen machten seinen Eifer für die Sache der Republik nicht erkalten. Sein Beispiel fand Nachahmung, Hunderte von Gleichgesinnten, die sich vor dem Despotismus in Europa hatten flüchten müssen, stellten sich unter seinem Befehl und leisteten der fremden Republik die uneigennützigsten Dienste. „Ich habe in Amerika der Sache des Volkes gedient“ sagt Garibaldi, „und ich habe ihr aufrichtig gedient. Ich war der Gegner des Absolutismus dort wie in Europa.“

Arm verließ Garibaldi den Dienst der armen Republik, und doch reich beglückt durch seine Gattin Annita, die er dort gefunden, eine Gattin, des Helden würdig, die auch im dichtesten Kugelregen nie von seiner Seite wich.

1848/49. Garibaldi kehrte nach Europa zurück. Eben begannen die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849. In Rom hatte Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen (1846), den politisch Verurteilten Amnestie erteilt und Reformen zum Wohle des Volkes versprochen. Es erzitterten die Herzen aller Patrioten Italiens in der freudigen Hoffnung, dem zerrissenen Vaterlande habe die Stunde der Erlösung geschlagen. Durch ganz Italien loderte ein Feuer der Begeisterung. Wie hätte Garibaldi fern bleiben können, da es galt, die heimische Erde frei zu machen! Unerwartet landete er in Nizza (Frühjahr 1848), und bot dem Könige von Sardinien, der sich für die Sache des Volkes erhoben und Österreich den Krieg erklärt hatte, seine Dienste an. An die Spitze eines Freikorps gestellt, verteidigte er die Gegend mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und großem Geschick; allein da das lombardische Hauptheer in der Ebene geschlagen wurde, so mußte auch er sich zum Rückzug entschließen.

Die Kraft Sardiniens war gebrochen, die Lombardei wieder verloren. Nun schien die Freiheit Italiens in Rom selbst ihren festen Halt zu finden. Der Papst war zwar über die Wirkungen seiner ersten Regierungsverhandlungen erschrocken und wollte zurück, mußte sich aber vor dem Unwillen seines Volkes flüchten. Die Römer, von Mazzini geleitet, erklärten hierauf die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben und richteten eine Republik ein. Aber auf das freie Rom stürzte, wie eine Meute, die französische Republik (!), Neapel und Österreich mit Rachegescrei los. Plötzlich, in der Stunde der größten Gefahr, hieß es „Garibaldi ist da!“ — Die

römische Streitmacht hatte ihren Oberbefehlshaber gefunden. Die an Zahl weit überlegenen Franzosen schlug er zurück, die Neapolitaner trieb schon der Schrecken vor dem bloßen Namen „Garibaldi“ in die Flucht. Auch als die Franzosen von Neuem mit gewaltiger Übermacht erschienen und die Wälle der Stadt mit einem furchtbaren Kugelregen überschütteten, ermattete Garibaldi nicht, bei jedem Gefecht war er in der ersten Reihe zu sehen und immer nahm er die schwierigste Arbeit auf sich; an seiner Seite kämpften, von seinem eignen Mute hingerissen, die edelsten Männer Italiens. Aber endlich hielten die Römer längern Widerstand für zwecklos und kapitulierten. Als die Franzosen in die Stadt einrückten zog Garibaldi zum entgegengesetzten Tore hinaus (4. Juli 1849). „Wer mir folgen will“, sagte er, „soll zu den Meinigen gezählt werden. Ich verlange von diesen nur ein vaterländisches Herz. Sie werden keinen Sold, keine Ruhe haben. Wasser und Brod sollen sie haben, wenn wir zufällig solches finden. Wer mit solchem Schicksal nicht zufrieden ist, der bleibe hier: Denn liegen erst die Tore Roms hinter uns, so ist jeder Schritt rückwärts ein Schritt des Todes.“

4000 Fußsoldaten und 500 Reiter scharten sich um den kühnen Führer, zwei Dritteile der noch lebenden Verteidiger Roms. Es war Abend, als sie die Stadt verließen. „Mein Herz“, schreibt Garibaldi, „war traurig wie der Tod“. Ein tiefer Groll gegen den Machthaber des republikanischen Frankreichs (Napoleon), der hiemit der römischen Republik den Untergang bereitet und Rom wieder unter die verwünschte Herrschaft des Papstes zurückgeführt hatte, ein unauslöschlicher Haß gegen das Priesterregiment, das sich durch fremde Gewalt hatte einsetzen lassen und dann durch Todesurteile und Verbannungen seine Rache befriedigte, setzte sich in dem Herzen Garibaldis fest. Daß der französische Kaiser Napoleon III. im Jahre 1859 nach einem siegreichen Kriege gegen Österreich dem Königreich Sardinien die Lombardei zuwandte, konnte Garibaldi um so weniger versöhnen, als dafür Savoyen und sein geliebtes Nizza an Frankreich abgetreten werden mußten.

1859. An diesem Kriege gegen Österreich hat übrigens Garibaldi als Führer der freiwilligen Alpenjäger selbst hervorragenden Anteil genommen, die Siege von Varese und San

Fermo verherrlichten seinen Namen. Die Aufgabe, den Feind auszukundschaften, übernahm der General gewöhnlich selbst und legte dabei manche Probe von Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ab. Eines Tages strich er, als Bauer verkleidet in den Tyrolerbergen umher. Sein Adlerblick gewahrte in der Ferne zwei österreichische Kaiserjäger. Garibaldi hätte wohl entfliehen können, statt dessen setzte er sich gemächlich auf einen Stein und fing an ein Stück Brot und Käse, die er in der Tasche trug, zu verzehren. Die Kaiserjäger kamen herbei, sprachen eine Weile mit ihm, ihn wirklich für einen Bauer aus der Umgegend haltend, und gingen dann ihres Weges, ohne zu ahnen, welchen gefährlichen Gegner sie in ihrer Gewalt gehabt hätten.

Währenddem die Österreicher in Oberitalien zurückgeschlagen wurden, regte sich auch in den Patrioten von Mittel- und Unteritalien wieder die Begierde, ihrer verhaßten Herrscher loszuwerden. Schon beim Beginn des Krieges hatten sich die Fürsten von Toskana, Parma und Modena flüchten müssen, die Romagna war vom Papste abgefallen und überall waren die italienischen Landesfarben aufgepflanzt worden. Nach gewonnenem Siege hätte es nur eines mutigen Entschlusses des Königs von Sardinien bedurft, und die Throne des Papstes und des Königs beider Sizilien wären ebenfalls zusammengestürzt. Doch Viktor Emanuel mochte hier nicht selbst eingreifen; er fürchtete Napoleon, der vor allen den Papst zu schützen entschlossen war. Gleichwohl brachen Aufstände in Sizilien aus, die aber der bedeutenden Kriegsmacht des Königs gegenüber, welchem leider auch Schweizer-Regimenter Schergendienste leisteten, wenig Aussicht auf Erfolg hatten.

Es geht ein merkwürdiger Zug durch die neueste Geschichte des italienischen Volkes. Garibaldi, von der Geistlichkeit grimmig gehasst, vom Papste verflucht, von den weltlichen Grossen gering geschätzt und darnieder gehalten — Garibaldi ist der Abgott des Volkes, er, der schlichte Mann in grauen Hosen, roter Blouse, mit seinem schmalkrempigem Spitzhute und seidener Halsbinde. Galt es eine Unternehmung zur Befreiung des Volkes, da war Garibaldi dabei, und nicht um Ehre oder Reichtum zu gewinnen, setzte er sein Leben ein, nein, sein einziger Zweck war die Freiheit und Einigkeit seines Volkes; er kämpfte für eine Idee. Das war es, was

seine Mitbürger und alle seine Zeitgenossen mit Bewunderung erfüllte. Wo Garibaldi war, da schien in den Augen der Italiener auch bereits der Erfolg gesichert.

Die „Tausend von Marsála“ (1860). Auf ihn richteten daher auch die Sizilianer ihre Blicke und baten ihn, die Leitung des Aufstandes zu übernehmen. Garibaldi ließ sich nicht lange bitten, aber er wußte auch, daß ohne Mittel, ohne Waffen kein Kampf zu führen sei, und ihm selbst standen nur wenige Franken zu Gebote, seine ganze Habe trug er bei sich. Was tun? — Ein Wink an seine Freunde in Italien und in wenigen Tagen waren Beiträge für Anschaffung einer Million Gewehre gezeichnet. Die Ahnung, daß etwas Großes im Werke sei, ging durch das ganze Volk und hunderte von Freiwilligen strömten herbei. Selbst die sardinische Regierung lieferte im Geheimen 1900 Gewehre und 8000 Franken. Eine edle Frau, die Garibaldi zum Kriege von 1859 ihre vier Söhne zugeführt hatte, brachte ihm, nachdem ihr ältester bereits zu dem verehrten General entwichen war, ihren zweiten Sohn, und bat, ihr wenigstens den jüngsten zu lassen — der dritte war bei Varese gefallen —, da sie doch Mutter sei.

Sobald Garibaldi 1000 Mann beisammen hatte, schiffte er sich ein (Anfangs Mai 1860) und landete zu Marsala auf Sizilien, bereit, den Kampf mit 3000 Mann neapolitanischer Truppen aufzunehmen. Die Feinde hatten Marsala verlassen und sich in der Nähe bei Kalatafini aufgestellt; hier trafen die Garibaldianer zum ersten Mal mit ihnen zusammen. Als die beiden Heere noch ungefähr 10 Minuten von einander entfernt waren, sagte Garibaldi zu den Seinen: „Ruhet euch aus! wir werden noch müde genug werden“, und Führer und Mannschaft setzten sich auf den Boden. Der Feind nähert sich und gibt eine kräftige Salve, welche die Garibaldianer sitzend aushalten. Hierauf erhebt sich der General und auf dessen Befehl: Vorwärts, Kinder, mit dem Bajonnet! stürzt sich die mutige Schar auf die feindlichen Reihen und treibt sie von Hügel zu Hügel in die Stadt zurück, die in der Nacht ebenfalls geräumt wurde.

Nun gings auf die Hauptstadt der Insel, Palermo, zu; aber der Weg dahin war mit 2400 Mann kriegsgeübter Truppen belegt. Garibaldi sah ein, daß weiteres Vordringen auf diesem Wege ihn einen guten Teil seiner Braven kosten würde. Was tut er? Er übersteigt mit Mannschaft und Geschützen während

der Nacht Gebirge, die kaum ein Einwohner des Landes je überschritten hat und steht plötzlich vor Palermo. Nach dreitägigem Straßenkampfe war die Widerstandsfähigkeit der Königlichen gebrochen und die Perle Italiens dem Könige Franz II entrissen. Garibaldi nahm die ganze Insel für den König von Sardinien in Besitz und schaltete daselbst als Diktator; mit großem Geschick wußte er bald überall wieder Ordnung und Ruhe herzustellen.

Damit war aber der Heldenzug Garibaldis und der „Tausend von Marsala“ nicht zu Ende. Ihr Ziel war: Ein einiges Italien unter dem König Viktor Emanuel; dazu fehlten noch Neapel und der Kirchenstaat. Die Bevölkerung Neapels, gehoben durch die glücklichen Erfolge in Sizilien, hoffte auf Garibaldi als ihren Erretter und erwartete seine Ankunft mit Ungeduld, aber König Franz II. hatte seine ganze Kriegsmacht auf Neapel zurückgezogen, und das Land starrte von königlichen Waffen. Doch Garibaldi war nicht gewohnt, seine Gegner zu zählen, er erwartete in der Stille einige Zuzüge aus Nord- und Mittel-Italien, ließ durch seine Vertrauten die Neapolitaner auf seine Ankunft vorbereiten und plötzlich hieß es: Garibaldi ist in Kalabrien gelandet. Er stand an der Spitze von 5000 Mann. Reggio fiel nach tapferem Widerstand in seine Hände. Der Mut der Königlichen war gebrochen. Es gelang Garibaldi, das Heer des neapolitanischen Generals zu umzingeln; in gemessenem Schritt näherte er sich mit seinem Generalstabe dem Feinde, als sie auf Schußweite gekommen, knatterte das Gewehrfeuer, Garibaldi ging nicht schneller, nicht langsamer; diese Kaltblütigkeit verfehlte ihre Wirkung nicht, ein zweites Kommando blieb unbeachtet, die Soldaten warfen ihre Waffen weg und zerstreuten sich.

Da in allen neapolitanischen Truppenkorps Desertion einriß, so zog sich der König mit den treugebliebenen Truppen, meist schweizerischen und baierischen Söldnern nach Gaëta zurück und überließ die Hauptstadt dem Feinde. Ohne sein Heer, nur von einigen Offizieren begleitet, kam Garibaldi nach Neapel, am Bahnhof empfing ihn unter dem Jubel der Bevölkerung die Stadtbehörde und gleitete ihn zum königlichen Palaste; mit Ausnahme von Gaëta war bald das ganze neapolitanische Land in seiner Gewalt und er übernahm nun wie in Sizilien als Diktator für einige Zeit die Regierung selbst, um sie bald an Viktor Emanuel abzutreten, der dann die

Eroberung vollendete. Nun war noch ein Teil des Kirchenstaates vom gemeinsamen Vaterlande getrennt. Aber in Rom standen französische Truppen, um den Papst und sein weltliches Reich zu schirmen, und Viktor Emanuel durfte nicht zugeben, daß Garibaldi seine siegreichen Waffen auch gegen diesen Punkt richte; er fürchtete, dadurch Frankreich herauszufordern. Zudem beneideten seine Räte den schlichten Mann, den ganz Italien als seinen Abgott verehrte und taten alles, um seinen Siegeslauf aufzuhalten. In weitherziger Entsagung fügte sich Garibaldi dem Willen des Königs, gab die Pläne gegen Rom auf, legte dann alle seine Würden nieder und zog sich nach Kaprera zurück, seine glänzende Stellung mit dem einsamen Privatleben vertauschend.

Der Kampf um Rom. Aber wie hätte Garibaldi taub und gefühllos bleiben können bei dem Flehen und Ringen einer durch die Priesterschaft zu tiefster Schmach erniedrigten Völkerschaft? Daß Rom und Venedig noch unter fremder Herrschaft schmachteten, ließ dem feurigen Patrioten noch immer keine Ruhe. Rom sollte die Hauptstadt Italiens sein, und was die Zaghaftigkeit des Königs nicht wagte, das sollte ihm im Vereine mit Gleichgesinnten gelingen. Von diesem Gedanken durchdrungen trat er eine Rundreise durch Italien an und bereitete einen Zug nach Rom vor. Mit demselben Beifall wie 1860 in Sizilien und Neapel hoffte er auch hier aufgenommen zu werden, allein als er (1862) mit seinen Freiwilligen das römische Gebiet betrat, blieb das entartete Volk ruhig, und Viktor Emanuel sah sich gezwungen, gegen den Besten seines Volkes, gegen den Mann, der ihm, ohne auch nur einen Dank anzunehmen, ein Königreich erobert hatte, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen. Bei Aspromonte kam es zwischen den Franzosen und Sardinern auf der einen Seite und den Garibaldianern auf der andern zum Kampfe. Garibaldi wurde am Fuß schwer verwundet und gefangen. Die Unternehmung war gescheitert, als Gefangener mußte der Eroberer von Sizilien und Neapel den Rückweg antreten und ward dann auf Kaprera freigelassen.

Es folgte eine Zeit schwerer Prüfung, die Wunde am Fuße brachte lange Leiden und verzehrte die Kraft des starken Körpers, aber noch heftiger brannte die Wunde im Herzen, die ihm die Gleichgültigkeit des Volkes und der Undank der Großen geschlagen hatten. Ein Anderer wäre kraftlos dem

Unmut erlegen, nicht so Garibaldi. Er haschte begierig nach der ersten Gelegenheit, die sich bot, um seine nationalen Pläne gegen Rom aufzunehmen. Die Zeit schien günstig, als im Jahre 1866 durch den gemeinsamen Krieg von Italien und Preußen gegen Österreich die Befreiung Venedigs gelungen war; da ihn die sardinische Regierung, seine Absichten erratend, schon in seinen Vorbereitungen unterbrach und auf Kaprera militärisch bewachen ließ, so entwich er heimlich und begann (1867) von Florenz aus den Kirchenstaat anzugreifen, wurde aber von den Franzosen bei Mentana geschlagen und geriet wieder in die Gefangenschaft der italienischen Polizei, die ihn jedoch bald in die Heimat entließ.

1870/71. Noch einmal zog Garibaldi den Degen, es war im Verlaufe des deutsch-französischen Krieges (1870/71), als Napoleon III. in Gefangenschaft geraten, das französische Kaiserreich gestürzt und Frankreich zur Republik erklärt worden war. In seinen Augen war es ein Kampf der Republik gegen die Monarchie. Allein von der französischen Regierung zu wenig unterstützt und von den übrigen Generalen meist nur mit Neid und Mißgunst betrachtet, konnte auch er gegen die Deutschen nichts mehr ausrichten. Getäuscht über die Freiheitsliebe der Franzosen, kehrte er beim Friedensschluß zurück, doch wurde ihm zur selben Zeit die Genugtuung zu Teil, Rom von fremden Truppen befreit, den Priesterhänden entrissen und zur Hauptstadt Italiens erhoben und hiemit seine schönsten Pläne in Italien erfüllt zu sehen.

Aus Vögeli & Müller: Wiesendanger.

Interessante Detailschilderungen aus dem Leben Garibaldis finden sich in Senn-Barbieux: Garibaldi, der Freiheitsheld und Menschenfreund.

3. Die kleine lombardische Spähwache.

(Amicis „Cuore“)

4. Die Sanität.

(Aus dem Kriege von 1866.)

Die Ambulanz ist hinter einem schützenden Hügel aufgerichtet worden. Drüben tobt die Schlacht. Der Boden zittert und es zittert die glühende Luft; Dampfwolken steigen auf, die Geschütze brüllen ... Jetzt heißt es Patrouillen ausschicken, welche sich auf die Kampfplätze begeben, um die Schwer-

verwundeten aufzulesen und hieherzubringen. Gibt es etwas heldenhafteres, als solchen Gang mitten in den summenden Kugelregen hinein, an allen Schrecken des Kampfes vorüber, allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt — ohne selber dessen wildem Rausche sich hingeben zu dürfen!

Der Sanitätskorporal kommandiert seine Leute nach einer Niederung, gegen welche die Batterie ihr Feuer eröffnet hat. Sie gehen durch den grauen Schleier des Pulverdampfes, und Staub und Erde, da, wo eine Kugel zu ihren Füßen einschlägt, wirbelt vor ihnen auf. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, so begegnen sie schon Verwundeten — leichter Verwundeten, die sich entweder einzeln oder paarweise, einander gegenseitig stützend, zur Ambulanz schleppen. Einer fällt zusammen, es ist aber nicht seine Wunde, die ihm die Kraft gebrochen — es ist Erschöpfung. „Wir haben zwei Tage nichts gegessen, machten einen riesigen Marsch von 12 Stunden ... kamen ins Biwak ... zwei Stunden darauf Alarm und die Schlacht ...“

Die Patrouille geht weiter. Die Leute finden selber ihren Weg und können den zusammengebrochenen Kameraden mitnehmen. Die Hilfe muß andern, noch Hilfsbedürftigeren aufgespart bleiben.

Auf dem Steingerölle eines Hügelabhangs liegt ein blutiger Knäuel. Es sind ein Dutzend Soldaten. Der Sanitätsunteroffizier bleibt stehen und legt ein paar Verbände an. Aber mitgenommen werden diese Verwundeten nicht; erst müssen die geholt werden, die mitten auf dem Schlachtfeld fielen — vielleicht kann man diese hier beim Rückzug auflesen.

Und wieder geht die Patrouille weiter, dem Kampfplatz näher. In immer dichteren Scharen wanken Verwundete heran, sich selber oder einander mühsam fortschleppend. Das sind solche, die noch gehen können. Unter sie wird der Inhalt der Feldflasche verteilt; man legt ihnen eine Binde auf quellende Wunden und weist ihnen den Weg nach der Ambulanz. Und wieder geht es weiter. An Toten vorüber, an Hügeln von Leichen ... Viele dieser Toten zeigen Spuren entsetzlichen Todeskampfes. Unnatürlich weit aufgerissene Augen — die Hände in die Erde gebohrt — die Haare des Bartes aufgerichtet — zusammengepreßte Zähne unter krampfhaft geöffneten Lippen — die Beine starr ausgestreckt, so liegen sie da.

Jetzt durch einen Hohlweg. Hier liegen sie aufgeschichtet. Tote und Verwundete unter einander. Letztere begrüßen die

Sanitätspatrouille wie rettende Engel und flehen und schreien um Hilfe. Mit gebrochenen Stimmen, weinend, wimmernd, rufen sie nach Rettung, nach einem Schluck Wasser ... Aber ach — die Vorräte sind fast erschöpft, und was können die wenigen Menschen tun? Ein jeder müßte hundert Arme haben, um da retten zu können ... doch jeder tut, was er kann. Da erschallt der langgezogene Ton des Sanitätsrufes. Die Leute stützen und halten in ihren Handreichungen inne. „Verlaßt uns nicht, verlaßt uns nicht!“ flehen die Unglücklichen, doch wieder und wieder ruft das Hornsignal, welches von allem andern Getöse unterscheidbar, deutlich in die Weite dringt. Da kommt auch noch ein Adjutant herangesprengt: „Mannschaft von der Sanität!“ „Zu Befehl!“ erwidert der Korporal. „Mir nach.“

Offenbar ein verwundeter General ... Da heißt es gehorchen und die andern verlassen. „Mut und Geduld, Kameraden, wir kommen wieder.“ Die es sagen und die es hören, wissen, daß es nicht wahr ist.

Und wieder geht es, weiter, dem Adjutanten, der vorsprengend die Richtung weist, im Eilschritt nach. Da gibt es unterwegs kein Aufhalten, ob auch von rechts und links die Weh- und Hilferufe ertönen, ob auch auf die Eilenden selber manche Kugel fällt und den einen oder andern hinstreckt — nur weiter, nur vorüber. Vorüber an Menschen, die sich unter dem Schmerz ihrer Wunden krümmen, die von hinjagenden Rossen zertreten oder von daherrasselnden Geschützen zermalmt werden und welche, die Rettungsmannschaft erblickend, in ihrer Verstümmelung sich ein letztesmal emporbäumen; vorüber, vorüber!

Berta v. Suttner: „Die Waffen nieder!“

5. Frankreichs Kriegserklärung an Preußen.

(Wörtliche Übersetzung.)

Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Weisungen seiner Regierung die Ehre, seiner Exzellenz dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät des Königs von Preußen folgende Mitteilung zur Kenntnis zu bringen.

Die Regierung seiner Majestät des Kaisers der Franzosen konnte den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zu erheben, nur als ein gegen die Sicherheit Frank-

reichs gerichtetes Unternehmen betrachten und sah sich genötigt, von Seiner Majestät dem König von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß sich kein solcher Plan mit seiner Zustimmung verwirklichen könne.

Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert hat, diese Versicherung zu geben, und im Gegenteil dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er für diesen wie für jeden andern Fall sich die Freiheit, je nach den Umständen zu handeln, vorzubehalten gedenke, mußte die Kaiserliche Regierung in der Erklärung des Königs einen sowohl Frankreich, wie auch das europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken.

Diese Erklärung ist noch verschärft worden durch die den Regierungen gemachte Mitteilung der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und in irgend welche neue Erörterung mit ihm zu treten.

Infolge dessen hat es die Regierung Seiner Majestät des Kaisers für ihre Pflicht erachtet, sofort für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer gefährdeten Interessen Sorge zu tragen und betrachtet sich, entschlossen, infolge der ihr bereiteten Lage alle für diesen Zweck gebotenen Maßregeln zu treffen, von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen befindlich.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Seiner Exzellenz etc. etc. die Versicherung seiner vorzüglichen Hochachtung auszusprechen.

Berlin, den 19. Juli 1870.

Le Sourd.

5a. Aus dem Rundschreiben des Bundeskanzlers über die französische Kriegserklärung.

.... „Wir haben auf die Kriegserklärung folgendes zu erwidern: Seine Majestät der König, in voller Achtung vor der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der spanischen Nation und vor der Freiheit der Entschlüsse der Prinzen des fürstlich Hohenzollernschen Hauses hat niemals daran gedacht, den Erbprinzen auf den spanischen Thron erheben zu wollen. Die an Seine Majestät gestellten Forderungen von Zusagen für die Zukunft waren ungerechtfertigt und anmaßend. Ihm einen Hintergedanken oder eine feindliche Absicht gegen Frankreich dabei zuzuschreiben, ist eine willkürliche Erfindung.

Die angebliche Mitteilung an die Regierungen hat niemals stattgefunden, ebensowenig eine Weigerung, mit dem Botschafter

des Kaisers der Franzosen zu verhandeln. Im Gegenteil hat der Botschafter amtliche Verhandlungen mit der Königlichen Regierung niemals versucht, sondern nur mit Seiner Majestät dem Könige persönlich und privatim im Bade Ems die Fragen besprochen.

Die deutsche Nation, innerhalb und außerhalb des Norddeutschen Bundes, hat erkannt, daß die Forderungen der französischen Regierung auf eine Demütigung gerichtet waren, welche die Nation nicht erträgt, und daß der Krieg, welcher niemals in den Absichten Preußens liegen konnte, uns von Frankreich aufgezwungen wird.

Die gesamte zivilisierte Welt wird erkennen, daß die Gründe, welche Frankreich anführt, nicht existieren, sondern erfundene Vorwände sind.

Der Norddeutsche Bund und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestieren gegen den nicht verschuldeten Überfall des Deutschen Bundes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren“ v. Bismarck.

6. Das Frühstück in Berlin und das Abendessen in Fröschweiler.

Wir müssen nun erzählen, wie die Truppen verpflegt, d. h. mit Speis und Trank und allem Nötigen versorgt wurden. Eine unerquickliche Aufgabe, denn auf diesem Gebiete hatte die Kriegsbereitschaft Frankreichs in der Tat Unglaubliches geleistet. Wie beschämend aber auch solche Tatsachen für eine ruhmreiche Nation sein mögen, sie stehen einmal da wie verhängnisvolle Marksteine in dem Bereich ihrer Geschichte und fordern Betrüger und Betrogene vor den Richterstuhl der kommenden Geschlechter.

Wir waren also mit 6000 Mann Soldaten heimgesucht, hatten auch bereits alle in aufrichtiger Vaterlandsliebe nach Kräften unsere Pflicht getan. Da meinten wir denn, Kaiser und Reich, für welche unsre Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieselben zu ernähren und glaubten in unsrer Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brot, Fleisch, Wein, Kaffee, Tabak u. drgl. Und die guten „Michele“ (Infanteristen) glaubten das auch,

blieben den ersten Tag bei fröhlichem Humor, schiefen des Nachts gemütlich unter ihren Zelten. Und der Morgen kam und die kleinen Kaminchen der Feldküchen waren schon allenthalben im Lager ausgestochen, und die blechernen Kochtöpfe standen bereit, die erwarteten Suppenvorräte zu verarbeiten; aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für diesmal erspart. Soit! Einmal ist keinmal Der Soldat ist heitrer Laune, zündet ein Pfeifchen an, schnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, singt ein Liedchen und gibt sich zufrieden. Allein dieser harmlose Selbstbetrug sättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt strömten Offiziere und Mannschaften scharenweise ins Dorf hinein, drangen in die Häuser — anständig, verlegen, das Geld in der Hand — „Pardon, Monsieur, Pardon Madame, könnten wir nicht Brot, Speck, Eier, Gemüse kaufen?“ „Kaufen?“ war damals noch die allgemeine Antwort — „nicht kaufen; da nehmt den Laib Brot und das Stückchen Fleisch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen.“ — „Merci Monsieur, merci Madame.“ Aber noch waren die nicht zum Hoftor draußen, da kamen schon wieder andere: „Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegessen, . . . die Lebensmittel sind nicht angekommen, . . . könnten wir hier nicht Brot, Kartoffeln, Wein, Apfelwein oder sonst etwas kaufen?“ Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da standen die hungrigen Gesellen, bittend, flehend, pour l'amour de Dieu: man mußte sich erbarmen, und wiederum hieß es: „Nicht kaufen, da habt ihr Brot, Kartoffeln, Milch“ oder was sonst noch vorhanden. Und auch diese waren noch nicht abgefertigt, da drängten sich schon wieder andere heran, und so ging's im ganzen Dorf in allen Häusern bis in die tiefe Nacht. Und wie auch die Einwohner wetteiferten in selbstverleugnender Liebe, und an jenem Abend in manchem Hause weniger gegessen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das unter so viele? Wie mancher ist nach langem, vergeblichem Suchen hungrig unter sein Zelt gekrochen ohne vive la France zu rufen, und was mußte erst werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen diese Not keine Abhilfe finden sollte? Und der Morgen kam, und die Sonne stand am hohen Himmel, und 6000 Menschen lagerten, hun-

gerten, marodierten da herum und sollten ihr Blut vergießen und der Hunger glitzerte aus ihren Augen heraus O Napolium, wo warst du? Wo waret ihr Marschälle, Senatoren, Generäle, Intendanten und alle ihr goldverbrämten Possenreißer, die in heillosem Spielerwahnsinn diesen Krieg vom Zaune gebrochen und in Berlin frühstücktet, während eure Soldaten hier im eigenen Lande mit der tuchenen Flinte um die Ecke herumschossen? Wo waret ihr in jenen unheilvollen Tagen? Ihr waret nicht da, ihr sahet nicht die Ratlosigkeit, die Erniedrigung, die Blöße und Schande eures Heeres, die matten, hungrig bleichen Gesichter und die finstern Blicke und die zornigen Gebärden und die drohenden Bewegungen eurer Soldaten; ihr hörtet nicht das Klagen, Murren, Fluchen, Verzagen und Verzweifeln eurer Offiziere und Mannschaften. O, wenn's losgegangen wäre, sie hätten mit Löwengrimm gekämpft — wer weiß? — vielleicht, oder mit Verachtung das Schwert in die Scheide gestoßen. Aber es ging nicht los, sondern wie die Welle die Welle, so trieb eine Stunde die andere und dabei war in diesem fürchterlichen Wirrwarr kein Mensch, der Bescheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verschafft hätte. Alles rannte in wilder Auflösung durcheinander, Wut und Entrüstung flammten auf allen Lippen. „Wo ist denn der Proviant? und wenn keiner da ist, warum ist kein General auf dem Plan, der solchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir sind verraten, man will uns hier draufgehen lassen! Wir gehen zum Feinde über!“ O Schmach und Schande! . . . Dort oben vor der Kirche stand der Sous-Intendant militaire (Verpflegungsbeamter), umringt, belagert, von allen Seiten geängstet, sie heischten Fütterung, sie flehten, brüllten! Dort stand er, weinend, wie ein Kind, die Hände überm Kopf zusammenschlagend: „Ich habe ja nichts, ich kann nichts geben! Man hat mich im Stiche gelassen, die Einwohner müssen helfen, sollen um Gotteswillen helfen!“ Wer konnte solchem Notschrei widerstehen? Es wurde sofort bekannt gemacht, jede Haushaltung sollte auf der Stelle einen Ofen voll Brot backen, allerlei Nahrungsvorräte sammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen. Es wurden Staffetten in alle umliegenden Ortschaften gesandt mit der Aufforderung, dort das Gleiche zu tun und Brot, Fleisch, Kartoffeln, Wein, Schnaps etc. in aller Eile nach Fröschweiler zu senden. Jetzt fiel wieder ein Lichtstrahl in jene gräßlichen Stunden. Noch

am selben Abend und besonders am folgenden Tag strömten aus Fröschweiler und den benachbarten Dörfern her die Beiträge so freudig, so reichlich, daß dem herzzerreißenden Elend gesteuert wurde und wieder frischer Lebens- und Kampfesmut ins Lager einkehrte.

Was mußte aber schon damals jeder vernünftige Mensch von solch einer Kriegsführung denken? Mußte man sich nicht fragen: „Wenn der Soldat im eigenen Lande auf Selbsthilfe, Betteln und Marodieren angewiesen ist, was soll es, wenn er Sieger, was muß es, wenn er geschlagen wird, im fremden Lande geben?“

Klein, Fröschweilerchronik.

7. Das erste Treffen.

(Ein Patrouillenritt).

Das feindliche Heer bestand aus dem württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Graf Zeppelin, drei badischen Offizieren und 4 Dragonern. Sie hatten den Befehl, das Land auszukundschaften, ob sich etwa schon bedeutende Truppenmassen im Elsaß befänden. Sulz, Wörth, Fröschweiler hatten sie glücklich passiert und waren von Elsaßhausen aus auf einem wenig gangbaren Waldwege soweit vorgedrungen, daß sie die Eisenbahnlinie von Gundershofen bis Niederbronn und auch ein gut Stück des Hanauer Gebietes überblicken konnten.

Sie waren in einem einsamen Gehöfte, dem Schirlenhof eingekehrt, hatten ihre Pferde in Stall und Schuppen untergebracht, wollten auch von dem harten Ritt ein Weilchen rasten, und schon dampften die Eierkuchen lustig in der Pfanne und sollten auf französischer Erde desto besser schmecken Da entsteht plötzlich Lärm Das ganze Jägerregiment ist im Anzug, der Hof ist umzingelt . . . Was jetzt? — Messer und Gabeln fallen aus den Händen, die Säbel fahren aus der Scheide, sie stürzen heraus, verbarrikadieren sich hinter ihre Pferde — es fällt ein Schuß und streckt einen französischen Unteroffizier zu Boden; — es fallen wieder Schüsse — Leutnant Winsloë ist tödlich getroffen, andere sind verwundet; einige Sekunden verzweifelter Gegenwehr, die Übermacht hat gesiegt; zwei Offiziere, zwei Dragoner sind gefangen, Winsloë ist im Verbluten, Graf Zeppelin aber und zwei andere Dragoner sind entkommen. Das französische Regiment machte Kehrt, rückte am Abend unter allgemeinem Jubel

wieder in Niederbronn ein; in Paris wird eine „bataille du Schirlenhof“ mit Feuerwerk gefeiert und auch in Fröschweiler war, als die Jäger wieder kamen, die Freude so groß und die Begeisterung so allgemein, daß unsere guten Leuten des Gebens, Fragens, Lobens und Verwunderns nicht müde und auch die Soldaten des Essens und Trinkens und Erzählens nicht fertig werden konnten bis in die Nacht hinein. Als Siegesbeute hatten sie eine kurze Kavallerieflinte und einen dicken hölzernen Klöpfel mitgebracht, der zum ewigen Andenken in Fröschweiler aufbewahrt bleibt. Wie diese Siegeszeichen aber angestaunt und gepriesen wurden!

Graf Zeppelin soll, wie die Überlieferung meldet, auf dem Rappen des getöteten französischen Unteroffiziers entronnen und eine Weile nach der Schlacht in den Schirlenhof zurückgekehrt sein und die Zeche bezahlt haben. Vom Schauplatz des Kampfes marschierte er in nordöstlicher Richtung durch den Großenwald, überschritt unweit Fröschweiler die damals schon sehr belebte Reichsstraße und zog dann, immer in Begleitung des sagenhaft gewordenen Rappen am Waldessaum hinüber nach dem Gebirge und als an jenem Abend der Wendlingpeter am Bergesabhang zwischen Nähweiler und Linienhausen, dicht am Wald, die Kühe weidete, da kam auf einmal ein seltsamer Mann, der kein Franzose sein konnte, führte ein müdes Schlachtross am Zaume und fragte, ob er nicht etwas Milch bekommen könnte.

Da schaute ihn der Wendlingpeter erschrocken an.... „Ja, ich würde Euch schon gerne ein wenig Milch geben, wenn ich ein Geschirr hätte, in das ich melken könnte....“ „Da läßt sich abhelfen“, sagte der Mann, — zog ein ledernes Ding aus der Tasche, woraus man trinken und wohinein man auch melken kann, und der Wendlingpeter melkte ganz wacker drauf los, und die Milch schmeckte dem fremden Herrn so trefflich, daß er sich noch einmal melken ließ und dann gab er dem verdutzten Kuhhirten ein Zweifrankenstein, sagte Dank und guten Abend. Und das alles, während vielleicht 300 Schritte dort drüben französische Kavallerie auf- und abjagte und den „Preußen“ im Wald vermaledeite, aber nicht in den Wald kam, denselben zu erschlagen.

Graf Zeppelin zog weiter; kam am selben Abend ins Günstal; trank beim sogenannten „großen Peter“ zwei Schoppen roten Wein und stand den andern Tag nach seinem

strapazenreichen Kundschaftsritt mit wichtigen Erkundigungen auf bayrischem Gebiet. Dem Wendlingpeter aber ist dieser Abend und sein Melken in den ledernen Becher bis ans Totenbett unvergeßlich geblieben. Klein, Fröschweilerchronik.

8. Der sechste August 1870.

(Die Schlacht von Fröschweiler.)

Die ersten Kanonensalven donnern in östlicher Richtung. Der Feind wirft seine Geschosse von der Görsdorff-Dieffenbacher Höhe herüber.... Achtung im Unterdorf. Da gibt's Jammer und Elend. Gottlob, es hat noch keines eingeschlagen. Sie fliegen mehr links, nach dem Monnenbach, gegen den Lerchenberg hinüber. — Von dort kriegen sie Antwort; es knallt drauf und drauf... Recht so, brav geschossen... Ob sie hüben und drüben treffen? Wer weiß es! Es scheint aber, die Preußen zielen gut; dort bringen sie schon einen Artilleristen, dem's den Fuß zerschmettert hat. Er sagt, die deutsche Granate sei mitten in die französische Batterie gefahren und habe den Hauptmann und vier Mann verwundet. Man legt ihn ins Schulhaus auf den Boden. Bald hören wir auch Kleingewehrfeuer vom Tal herauf; es knattert recht lustig da unten; sie müssen bei Wörth schon ziemlich nahe an einander sein. Horch! in der Ferne brummt und rasselt auch etwas in der Gegend von Gunstett bei der Brukmühl. Aber das sind erst kleine Eröffnungsszenen zum großen Trauerspiel. Ach, wenn nur dieser Tag vorüber wäre. Das Gehirn wird einem ganz siedend im Kopfe.... So, jetzt wissen wir, wie wir dran sind, Fröschweiler liegt mitten im Kreise.... Gott sei unserm Dorfe und allen Einwohnern gnädig.

Wie ist's plötzlich so stille geworden auf den Gassen, gerade wie wenn der Todesengel überall vorbeistreifte! Nur da und dort noch einige verirrte, verspätete Soldaten.... dann und wann ein geängstigtes Bäuerlein, das an die Straße herausschleicht und lugt, woher der Wind weht. Alles wie ausgestorben. Wo sind die Leute? — Auf der Flucht, in den Wäldern, Steingruben, in den Kellern, massenweise beisammen in den Kellern.

In Meyerhenners Keller ist das halbe Oberdorf — sie müssen schier verschmachten. — Horch wie's kracht!

Was ist da drüben los? Jetzt donnert's auch bei Langensulzbach. Das sind die Bayern! Die Bayern in der Flanke... Hätte das eine Menschenseele geglaubt? Hurra, werft sie hinunter! Der Kampf muß heftig entbrannt sein; die Kanonen brummen gewaltig; die Mitrailleusen knattern, das Gewehrfeuer wird schneller. Es scheint aber, der erste Anprall des Feindes sei siegreich zurückgeschlagen. Den Bayern hat's Schläge abgesetzt, in nördlicher Richtung wird's stiller. Das Treffen zieht sich weiter hinunter nach dem Sulzbächel.... Dort kommen sie gar nicht herauf. Lauter Wald und steile Höhen. —

Seht, da bringen sie Verwundete. Dem armen Turko hat ein Granatsplitter den Arm entzweigeschlagen; sein Gesicht ist wildverzerrt vor Schmerzen.... „Legt ihn in die Schulstube zu den andern.“ Da tragen sie auch mehrere Offiziere — schwer getroffen — wie sie zittern und frieren an allen Gliedern. „Wasser, Wasser!“ Wir legen sie in die Kirche und erwärmen sie mit Decken und Federbetten. Welche Schreckensbilder! „Ist die Schlacht bald aus?“ „Nein, sie hat erst angefangen!“

Es ist etwa 10 Uhr. Nach Norden wird's immer stiller; die Bayern sind also zurückgewichen, um von einer andern Seite wieder anzugreifen. Ganz geheuer kann's nicht sein, sonst käme einer und verkündigte den Sieg! Aber gegen Wörth hinab. Hört, wie's kracht! Dort ist die Hauptmacht des Feindes; sie muß ungeheuer groß sein. Von allen Seiten rollt der Kanonendonner unter Mark und Bein erschütternden Schlägen zu unserm Dorfe herüber; von allen Richtungen fliegen unter gräßlichem Pfeifen und Zischen die feuerspeienden Granaten; ein unaufhörliches, immer heftiger werdendes Gewehrfeuer prasselt und knattert wie fallender Hagel. Weh! Weh! Elsaßhausen steht in Flammen. Süßjockels Haus lodert gen Himmel! Es blitzt und kracht zum Entsetzen. Wohin fliehen in dieser Schreckensstunde! Noch steh ich hier in der Kirche bei den vielen verwundeten Kriegern; wir können sie nicht mehr zählen; die Räume sind überfüllt.... Da liegen sie in ihrem Blute, mit verstümmelten Leibern; Todesblässe, Fieberglut spielt auf ihren Angesichtern, Wut und Verzweiflung stiert aus ihren großen, brechenden Augen.

Ich taumle die Kirchentreppe hinunter und schleiche gebückten Leibes gegen den Schloßhof.... es folgt ein Donner-

schlag — das Geschöß hat hinter mir einem französischen Stabsarzt den Leib aufgerissen; — ich renne weiter — es kommt ein Zischen, erschrecklich, satanisch — die Granate ist mir überm Kopf weggefahren ins Oberdorf. In der Gasse wütet Feuer und Verheerung; das Pfarrhaus steht noch, aber das Scheunendach ist eingeschlagen. Horch, wie's auf den Dächern rasselt Es ist ein Uhr. Der Schlachtensturm wütet mit furchtbarer Heftigkeit. Es muß ein verzweifelter Ringen sein. Es kommt einem vor, als stürzen die Heere mit Tigergrimm auf einander. Ist der entscheidende Augenblick hereingebrochen? Wohin neigt sich die Wagschale des Kampfes?

Klein, Fröschweilerchronik.

9. Die Trompete von Vionville.

(16. August 1870.)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n —
Wir haben es nicht gelitten.

Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten,

Die Säbel geschwungen, die Zäune verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein,
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde,
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die Wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heute gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten.

Die Rosse schnoben, der Regen rann —

Und wir dachten der Toten, der Toten!

Ferd. Freiligrath.

10. Vor Sedan.

Hinter einem Hügelschnitt stand die ganze Division Margueritte — drei Regimenter Chasseurs d'Afrique, ein Regiment berittener Jäger und ein Husarenregiment. Die Trompeten hatten „Abgesessen“ geblasen und das Kommando der Offiziere erscholl „Gurten und Gepäckriemen anziehen.“

Jedes Pferd trug eine unglaubliche Last: die Wäsche in den Halftern, darüber den gerollten Mantel, hinter dem Sattel die Bluse, die Hose und den Quersack mit dem Putzzeug, dann querüber den Proviantstasche, abgesehen von dem Bockschlauch, der Feldflasche und dem Feldkessel. Zärtliches Mitleid überkam das Herz des Reiters, während er die Riemen anzog und sich versicherte, daß alles gut halte.

Das dauerte fünf oder sechs Minuten; es hieß, daß General Margueritte vorgeritten sei, um die Gegend auszukundschaften. Man wartete. Die fünf Regimenter hatten sich in drei Kolonnen aufgestellt; jede Kolonne hatte eine Tiefe von 7 Schwadronen, Futter genug für die Kanonen.

Mit einem Male bliesen die Trompeten: „Aufsitzen!“ Und fast allsogleich schmetterte ein anderes Signal: „Gewehr auf!“ Der Oberst eines jeden Regiments war bereits davongesprengt, um seinen gefechtsmäßigen Platz einzunehmen: 25 Meter vor der Front. Die Rittmeister waren auf ihren Posten, an der Spitze ihrer Leute. Nun begann unter Todesstille das Warten. Kein einziges Geräusch, kein Atemzug mehr unter der glühenden Sonne. Die Herzen allein schlugen. Noch ein Befehl, der letzte und diese unbewegliche Masse sollte sich rühren und mit dem Ungestüm des Sturmes vorwärts stürzen. Doch in diesem Augenblicke erschien auf dem Kamm des Abhangs ein Offizier zu Pferde, verwundet und von zwei Leuten gehalten. Zuerst

erkannte man ihn nicht; dann erhob sich ein Grollen und erbrauste in wütendem Lärm. Es war General Margueritte, dem eine Kugel die Wangen durchbohrt hatte und der daran sterben sollte. Er konnte nicht sprechen, er bewegte nur heftig den Arm, da hinüber, gegen den Feind.

Der Lärm wuchs immerzu:

„Unser General! Rächen wir ihn, rächen wir ihn!“ Dann erhob der Oberst des ersten Regiments den Säbel in die Luft und rief mit Donnerstimme: „Zum Angriff.“

Die Trompeten erklangen, die Masse setzte sich in Bewegung; anfangs im Trab. (Die größte Gefahr ist in der Mitte, die sich der Feind als natürliches Ziel wählt.) Als man auf dem Kamm des Kalvarienberges war und man auf der andern Seite gegen die weite Fläche hinabzureiten begann, sah man ganz deutlich, an tausend Meter entfernt, die preußischen Karrees, auf die man losgehen sollte. Das Kommando: „Zügel an Zügel!“ wurde wiederholt, um die Glieder möglichst eng zu schließen und ihnen die Widerstandsfähigkeit des Granits zu geben. Dann, im selben Maße, als der Trab sich beschleunigte und in rasenden Galopp verwandelte, stießen die Chasseur d’Afrique nach arabischer Sitte wilde Schreie aus, die ihre Pferde halb toll machten. Bald war es ein teuflisches Rennen, eine höllische Jagd, dieser wütende Galopp, dieses grimmige Geheul, das von dem Prasseln der Kugeln, die auf das Metall, die Feldflaschen, das Messing der Uniformen und der Pferdegeschirre aufklatschten, wie von dem Lärm eines Hagelschlages begleitet wurde. Und durch den Hagel strich ein Orkan mit Sturm und Blitz, der den Boden erbeben machte und im Sonnenschein einen Geruch von verbrannter Wolle und schweißbedeckten Raubtieren zurückließ.

Das Zentrum, von dem Gewehrfeuer durchlöchert und eingerannt, begann zu weichen, während die beiden Flügel auseinanderwirbelten und sich zurückzogen, um wieder ihren ungestümen Anlauf zu nehmen. Es war dies die notgedrungene und vorhergesehene Vernichtung der ersten Schwadron. Die getöteten Pferde verrammelten den Durchgang; die einen waren mit einem Schlage getötet, die andern schlugen in wildem Todeskampf um sich; und man sah abgeworfene Reiter, wie sie mit aller Kraft ihrer Beine liefen und ein Pferd suchten. Schon war die Fläche mit Toten besät, viele Pferde sprengten weiter, kamen von selbst auf ihre Plätze zurück,

um in toller Hast, wie angezogen von dem Pulver, ins Feuer zurückzukehren. — Der Angriff wurde erneuert, die zweite Schwadron stürzte mit wachsender Wut vorwärts, die Leute lagen auf den Hälsen ihrer Tiere, mit gesenktem Säbel zum Einhauen bereit. Zweihundert Meter wurden noch unter betäubendem, gewitterähnlichem Lärm zurückgelegt. Aber wiederum bog sich das Zentrum ein. Menschen und Tiere fielen und hielten mit dem unentwirrbaren Knäuel ihrer Leichen den Galopp auf. Und auch die zweite Schwadron wurde so niedergemäht und überließ vernichtet den Platz denen, die folgten.

Da, als der dritte Angriff in heldenmütiger Hartnäckigkeit erfolgte, vermischten sich die Regimenter unter einander. Es war nur noch eine ungeheure Welle, die sich ohne Unterlaß brach und wieder bildete, um alles, was ihr entgegenkam, niederzureißen. Menschen wurden wie durch einen Windstoß zur Erde geschleudert, während andere auf der Stelle getötet, im Sattel blieben und mit geschlossenen Augenliedern immerzu angriffen.

Und diesmal erschienen die Stoppelfelder hinter den zweihundert Metern, die man neuerdings errungen hatte, wie mit Toten übersät. Einige waren darunter, deren Kopf sich in die Erde eingepohrt hatte. Andere, die auf den Rücken gefallen waren, blickten die hochstehende Sonne mit schreckerfülltem, aus den Höhlen heraustretenden Augen an. Dann wieder lag ein großes, schwarzes Offizierspferd mit offenem Bauche da, vergeblich bemüht, sich aufzurichten; die beiden Vorderfüße hatten sich in die Eingeweide verfangen. Unter dem Feuer, das sich verdoppelte; wirbelten die Flügel noch einmal auseinander und wichen zurück, um mit verbissener Wut wiederzukehren.

Erst die vierte Schwadron war es, die bei der vierten Wiederholung des Angriffs endlich in die preußischen Linien eindrang. Mit geschwungenem Säbel schlug der Reiter auf Helme, auf dunkle Uniformen, die er wie in einem Nebel erblickte. Pferde bissen sich, wütend geworden, in die feindlichen Reihen hinein. Aber hinter der ersten preußischen Linie war eine andere, dann wieder eine und dann noch eine. Die Heldenhaftigkeit blieb vergeblich, die tiefen Menschenmassen der Gegner waren wie hohes Gras, in dem Pferde und Reiter verschwanden. Man hatte gut niedermähen, es waren immer wieder neue da. Das Feuer donnerte mit einer solchen Stärke

auf Flintenlänge fort, daß Uniformen Feuer fingen. Alles sank dahin. Es war ein Untergehen zwischen den Bajonetten inmitten durchstochener Leiber und gespaltener Schädel. Die Regimenter verloren zwei Drittel ihrer Mannschaft. Von diesem berühmten Angriff blieb nur der glorreiche Wahnsinn, ihn versucht zu haben.

Zola, „Débâcle.“

11. Schreiben Napoleons III. an König Wilhelm.

Mein Herr Bruder!

Da es mir nicht vergönnt war inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in Ew. Majestät Hände niederzulegen.

Ich bin Ew. Majestät guter Bruder

Napoléon.

Sedan, den 1. September 1870.

Antwort Wilhelms.

Mein Herr Bruder!

Indem ich die Umstände bedaure, unter denen wir uns wiederfinden, nehme ich Ew. Majestät Degen an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere mit Vollmacht zu versehen, namhaft machen zu wollen, um über die Übergabe der Armee zu unterhandeln, die sich unter ihrem Befehl so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich hiezu den General von Moltke bestimmt.

Ich bin Ew. Majestät guter Bruder

Wilhelm.

Vor Sedan, den 1. Sept. 1870.

12. Paris während der Belagerung.

Als Anfangs Oktober 1870 die Einschließung von Paris in Aussicht stand, beeilte sich die Stadtverwaltung die Verproviantierung der Riesenstadt an die Hand zu nehmen. In den verschiedenen Parkanlagen pferchte man 220,000 Schafe, 40,000 Ochsen und 12,000 Schweine ein. Da der Durchschnittsverbrauch von Paris täglich auf ungefähr 1000 Schafe und 700 Ochsen geschätzt wurde, glaubte man einer Belagerung ruhig entgegensehen zu dürfen. Was das Mehl anbelangte, besaß Paris einen Vorrat von 300,000 Zentnern, ohne die Mengen in Rechnung zu ziehen, die sich bei den Bäckern

befanden und die man auf 200,000 Zentner schätzte. Dazu kamen noch 30—40,000 Zentner gesalzenes oder konserviertes Fleisch, ein beträchtlicher Vorrat von gesalzenen Fischen, enorme Mengen von Salz, 100,000 Zentner Reis, 10,000 Zentner Kaffee, ohne die Lager der verschiedenen Warenhäuser und Kaufleute.

Alles, was es in Paris von leeren Bauten gab, wurde für die Aufbewahrung der Vorräte verwendet. Man erinnerte sich, daß das neue, noch nicht bezogene Opernhaus auf einer Quelle erbaut sei. Damit nun, wenn die Preußen der Stadt das Wasser abgraben sollten, das köstliche Naß nicht fehle, durchbohrte man die Grundmauern des Baues und füllte die weiten Tiefen der untern Räume mit Wasser. In den übrigen Teilen der Oper stapelte man Korn, Mehl, Kartoffeln, Wein auf. Sogar eine Militärbäckerei und eine Offiziersküche errichtete man in den Hallen dieses von Marmor und Gold strotzenden Palastes. Schwieriger war die Ausbesserung der Befestigungen, die teilweise in ganz unbrauchbarem Zustand waren, doch wurden auch diese notdürftig instand gestellt.

Inzwischen rückten die Preußen wirklich heran. Von allen Seiten flüchteten die Landleute mit ihrer Habe nach der Hauptstadt, wo sie sich unter dem Schutz der Befestigungen geborgen glaubten. Dermaßen stieg die Gesamteinwohnerzahl auf gegen zwei Millionen Menschen. Die Umgegend von Paris verödete, indem die Franzosen, um dem Feind keine Stützpunkte zu gewähren, die meisten Gebäude selbst zerstörten.

Die Stadt aber behielt ihr ganzes Aussehen lärmender Fröhlichkeit. Am Abend erglänzten die Läden im Lichtschein. Die Cafés waren überfüllt. Die Bevölkerung spazierte sorglos in den Straßen umher, in welchen es von Soldaten aller Truppengattungen wimmelte. Nach wenigen Tagen merkten die Pariser, daß die Deutschen mit der Einschließung der Stadt Ernst machten und jetzt rannte Alles zu den Lebensmittelhändlern. Die Preise stiegen von Tag zu Tag. Da die Vorräte, welche die Regierung angeschafft hatte, sehr bedeutend waren, blieben zwar die Brotpreise noch ziemlich niedrig. Anders stand es mit dem Fleisch. So kam man dazu, Pferdefleisch zu verwenden, einmal weil es an Futter für die Tiere fehlte und dann auch weil viele Luxuspferde mit Brot gefüttert wurden! Die Regierung ließ, um dieser Vergeudung

abzuhelfen, alle Pferde, die nicht zu militärischen Zwecken Verwendung fanden, abschlachten, Da wanderte der bescheidene Droschkengaul neben dem stolzen Renner des Sportmannes zum Metzger.

Jedem Bürger wurden Brot, Wein und 30 Gramm Fleisch täglich verabfolgt. Man schöpfte mit vollen Händen aus den Vorräten der Regierung, ja man vergeudete diese geradezu. So konnten bald nur noch 300 Gramm Mehl pro Kopf täglich abgegeben werden. Und was für Brot wurde hieraus gebacken! Es war eine klebrige, schwärzliche Masse, die aus den Überbleibseln aller möglichen Dinge hergestellt schien. Die Folge dieser schlechten und ungenügenden Nahrung waren Krankheiten und zunehmende Sterblichkeit. Man begegnete nichts als Leichenwagen, die sich ohne Begleitung dem Kirchhofe zu bewegten. Bei Kindern machte man noch weniger Umstände. Ein Leichenträger nahm den kleinen Sarg unter den Arm und brachte ihn, wie irgend ein unbedeutendes Paket, bis zu dem gemeinschaftlichen Loch, wohin man es zu den andern warf. Die Pariser Kirchhöfe, welche schon vorher zu eng waren, wurden überfüllt von Leichen, mit denen man nicht wußte, wohin.

Die Wenigsten konnten mit der von der Regierung verabfolgten Nahrung auskommen und sahen sich deshalb nach anderen Lebensmitteln um. Diese aber wurden bald für manchen unerschwinglich. Eine Gans, die man sonst für 5—7 Fr. kaufte, kostete 25—30 Fr., ein Huhn 14—15 Fr., ein Paar Tauben 12 Fr. Ein Truthahn galt 53 Fr., ein Paar Kaninchen 36 Fr. Das kg geräucherten Schinken bezahlte man mit 16 Fr., Lyonerwurst mit 32 Fr., Ochsen- und Pferdewurst galt nur 4—6 Fr. pro kg. Seefische, welche die Pariser so sehr liebten, gab es bald gar keine mehr, die Süßwasserfische wurden selten. Verhältnismäßig am teuersten war frisches Gemüse: ein Kohlkopf galt 1.50 Fr., ein Büschel Karotten 2.50 Fr., ein Liter Bohnen 5 Fr. Das Dutzend Eier kostete 5 Fr., das kg Butter stieg auf 25—45 Fr.! Da sah man Frauen, die stundenlang geduldig vor den Lebensmittelmagazinen warteten, bis die Reihe an sie kam. Nach einem Monat sah man sich genötigt, die Tiere des zoologischen Gartens abzuschlachten und sogar der Liebling aller, der Elefant, wurde verzehrt. Katzen und Hunde galten als ein Leckerbissen, eine Ratte kostete 1.50 Fr.!

Immer mehr machte sich auch der Mangel an Brennmaterial fühlbar. Die noch vorhandenen Vorräte mußten für die Geschützgießereien und die Feldlazarette verwendet werden. So wurde die Stadt, die der Steinkohle zur Herstellung des Gases ermangelte, nur noch mit Petrol erleuchtet. Es fuhren keine Wagen mehr, man hatte ja die Pferde verzehrt. Die Läden waren geschlossen, Paris schien ausgestorben.

Dazu kam der Donner der Kanonen in den vorgelagerten Forts. Seit dem 27. Dezember 1870 hatten die Deutschen mit dem angedrohten Bombardement begonnen. Erst war nur hie und da eine Granate niedergefallen, jetzt war es ein unaufhörlicher Regen von Sprenggeschossen, deren Splitter nach jeder Richtung hinflogen, Menschen und Tiere durchlöcherten, zerrissen und mit den entsetzlichsten Wunden bedeckt, darniederwarfen. Viele der deutschen Batterien waren maskiert, d. h. den Franzosen nicht sichtbar, oder besaßen Geschütze, die weiter trugen als die Verteidigungskanonen. So sahen sich die tapferen Seesoldaten, welche die französische Artillerie sonst meisterhaft bedienten, außer Stande, dem Feinde Schaden zuzufügen und mußten froh sein, ihre Geschütze retten zu können, von denen die meisten durch freiwillige Beiträge der Pariser gegossen worden waren. Immer enger schlossen die Deutschen den eisernen Kreis. Anfangs hatte sich das Bombardement auf die Befestigungen im Osten beschränkt, jetzt ging es wie ein fortgesetztes dumpfes Getöse über ganz Paris dahin. Größer als die eigentlichen Verluste war der Schrecken, welche diese Beschießung verbreitete. Allmählich gewöhnte man sich aber auch hieran. Granatsplitter wurden als „Andenken an die Belagerung“ von den Gassenjungen gesammelt und verkauft. Männer, Weiber und Kinder liefen, wenn ein Geschos sich eingegraben hatte, hinzu und die Regierung sah sich genötigt, den Parisern den Aufenthalt an Orten, wo die Granaten niederprasselten, zu verbieten.

Nach und nach aber erlahmte der Widerstand. Der Verkehr mit der Außenwelt konnte nur noch mittels Brieftauben und Luftballons aufrecht erhalten werden. Die Hoffnung auf Entsatz durch französische Heere hatte sich als eitel erwiesen. So ergab sich Paris, nachdem es vier Monate und zwölf Tage heldenmütig Widerstand geleistet. Alle Schrecken der Belagerung: Hunger, Krankheiten, Beschießung und dazu noch

den Bürgerkrieg während der Einschließung hatte die tapfere Stadt erduldet; alle Durchbruchversuche waren vergeblich gewesen; siegreich blickten die deutschen Truppen auf die endlich bezwungene Feindin.*

Nach Garcey.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das mußte auch Napoleon erfahren. Nach seiner Gefangennahme in Sedan wurde er von den Siegern und auch von seinen Landsleuten in Bild und Wort verhöhnt. Ein solches Spottgedicht ist

13. König Wilhelm saß ganz heiter.

Von W. Kreusler.

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesonnen,
Trank er seinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,†
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt auf Spaniens Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig!
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand;
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Meint'halb aus dem Pfefferland.“

Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden
Weil er's nicht begreifen kann;
Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwänzelt,
Möcht es gerne schriftlich ha'n.

* Weitere Stoffe über den Krieg überhaupt in Alphons Daudet: „Contes du Lundi“ und Guy de Maupassant.

† Benedetti war der französische Geschäftsträger.

Da sieht unser Wilhelm Rexe*
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an.
Sagte gar nichts weiter, sondern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die Stiebeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu** nach den seinen frug.

So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in stolzer Brüstung:
„Auf Franzosen, über'n Rhein!“
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge,
Die ins Feuer bläst hinein.

Viele Tausend rote Hosen
Stark nun treten die Franzosen .
Eiligst unter'n Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete
Und beim Heere an der Tête
Brüllt der tapfre Turiko.***

Der Zephire,† der Zuave,††
Der Spahi††† und jeder Brave
Von der grrrande nation;
An zweihundert Mitrailleur
Sind mit der Armee gewesen
Ohne sonstiges Kanon.

* Rex = König.

** Lulu, Sohn Napoleons.

*** Die Turkos sind eine afrikanische Fußtruppe der französischen Armee.

† Leichte afrikanische Infanterie.

†† Ursprünglich Mietsoldaten, die aus Afrikanern bestanden.
Jetzt befinden sich unter diesen Truppen auch viele Franzosen.

††† Leichte afrikanische Reiter.

Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die fränk'schen Kriegsposaunen,
Ballt die Faust, doch nicht im Sack;
Nein mit Fäusten, mit Millionen
Prügelt es auf die Kujonen
Auf das ganze Lumpenpack.

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann mit seinem Sohne:
„Fritz, geh hin und haue ihm!“
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben Bayern,
Geht nach Wörth und hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen
Bis Paris und weiter laufen
Und wir ziehen hintendrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze
Und er fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und ob wir uns gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann's sagen;
Denn wir schrieben dort mit Blut. —

Ein Füs'lier von dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Bearbeiter: *R. Wirz*, Winterthur.

1. Der Brand von Uster.

Der Volksdichter Jakob Stutz, ein Zürcher Oberländer, stellte in einem Drama, das in vier Zeiten zerfällt, den „Usterbrand“ dar. Er hatte manche der Personen, die gefangen, mit Ketten klirrend an ihm vorüberwankten, als harmlose Knaben, lebensfrische Jünglinge gekannt und es durchzuckte ihn schmerzhaft, diese sonst gutmütigen

Menschen als böswillige Verbrecher beurteilt zu sehen. Er wollte nun durch seine dichterische Bearbeitung zeigen, daß schlechte Volksbildung und die Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Maschine die eigentlichen Urheber der Freveltat waren.

1. Zeit: **Die Spinnstube** (um 1807).

Noch sind die Zeiten der Handspinnerei, da die Leute oft des Abends zueinander auf Besuch kommen, damit die Arbeit unter gegenseitigem Erzählen, bei Gesang und Scherz, angenehmer von statten gehe. Noch erlauben die Verhältnisse ein erträgliches Auskommen.

Die Familie erwartet den Vater, der dem Baumwollherrn das gesponnene Garn gebracht hat. Er kommt ganz gebrochen nach Hause, da er für seine Lieferung nur noch den halben Lohn erhalten hat. Er klagt:

Das ist en Lebelang, das ist e Strof,
Wenn's eismols derig grusam Zite gitt!
Er hät Garn übercho, de Bauleherr,
Gern hundert Stund wit har us Engeland.
Mä sait ehm nu Maschinegarn.

Die Großmutter meint:

De Bonopardi wird schätzwol
Das Hexewerch ersinnet ha.
I glaube heilig s'sei e Stuck von ihm.

Nachbar Joggi vermehrt die Angst vor den kommenden Hungerzeiten:

Jä loset nu auh was ih säge will!
S' geb scho so es Maschinehus
Bi Zürih oder Winterthur, händ s' gsait.

Und bereits denkt Nachbar Felix an Selbsthilfe:

Jetzt uf! hinder die Räder har!
Mit Haue, Chärste, Bielere-n-und was
Mä-n' atrifft, Heulüücher und Isegable

2. Zeit: **Die Webstube** (um 1814).

Sieben Jahre genügten, um die Verhältnisse total umzustürzen. Die Entwicklung der Maschinenspinnerei zwang die Handspinner, zur Weberei überzugehen. Die kleinen, heimgelichen Stuben sind von lärmenden Webstühlen angefüllt. Zwei Kinder weben, Vater und Mutter spuhlen.

Vater Chasper klagt:

Was für en Lärme-n-ist in eus'rem Hus!
Mä g'hört sis eige Wort schier nüd.
Wie rabled au die Schiffli hin und her.
Wie stampfed Trete-n-und wie tanzed d'Gschirr.
Es wird eim sicher schier gar trümmelig drab.
Wie surrendered d'Walze-n-und wie rumped d'Lade,
Wie neggelet's, wie niggelet's und thuet's.
Wie schmätteret s'Spuelrad und wie chuudet d'Häspel.
Weiß nüd wo i und us,
Keis Rühli ist im ganze Hus.

Die Erinnerung an die vergangenen, besseren Zeiten würgt
an seinem Herzen:

Wie still und groß ist amig auh die Stube gsi.
S' ist eisig gsi wie Sunntig drinn.
Und jetzt so eng, vom Feister bis zur Thür
Findt nu de Tisch keis Plätzli meh zum Stoh,
Hät müeße-n-ufghänkt werde, dört a d'Wand.
Und ach, ich gsehne nüd emol meh recht
Zum Feister us. S' ist doch e Plog!
Hä-n-amig do vom Ofebank so schön
I d'Wiese-n-und a d'Schneeberg dure gseh.
Jetzt decked und verdunkled d'Webstüehl alls.
Dänn ghört mä vo dem Grassl nu
Keis Vögli meh vorusse singe. O!
Wie mängsmol hä-n-ehne-n-ich auh
Zue glosset do bim Spinnrad zue.
Wenn so zur Frühligszit, im Hölzli ene,
De Morge früh scho d'Amsle gsunge händ.
Und s'Finkli, s'Spiegelmeisli uff
Em Zwetschgebaum. Wie schön isch nüd auh gsi!
Und wenn äfange d'Bäum voll Bluest gsi sind,
Die Wiese grünen und alls ei Bluem,
Dänn hät ein Niemäd meh bha i der Stube.
Do häd mä d'Rädli gno und Alls
Hät gspunne dusse, Jungs und Alts.
Und jetzt, daß Gott erbarm! gseht nu
Bald keis de Fruehlig meh. Do wenn's
Am schönste-n-ist vorusse, müend die Chind
Im nasse füechte Cheller une si;
• In dunkle Stube-n-oder in Maschine.

Ach Gott! und dört isch dänn halt gar.
Die Chind verdorret und verchrüpled ganz.
Händ weder Schlof, noh Esse meh
Zur rechter Zit, und werded grusam leid.
Wend nüme folge, nüme bete. Churz,
Die Welt wird böser alli Tag.

Sein Sohn Nöggli sieht die neue Zeit mit andern Augen an:

Wer jetz frisch ist und woge darf,
En große Gwerb afangt, de wird
Rich werde-n-in're churze Zit.
Ist nüd s' Bachhänsli's Bueb en große Herr?
Er hät bi Gost es Hus s' ist wie-n-es Schloß.
Und hät erst no kein eigne Schillig gha.

3. Zeit: **Fabrikantennot** (um 1824).

Er und andere fangen an, Garn zu kaufen; sie nehmen Weber in ihren Dienst und verhandeln das gewonnene Tuch. Zuerst geht alles gut. Nöggli bringt 1200 Gulden auf die Seite. Das Hungerjahr 1817 frißt aber alles auf und stürzt diese Kleinfabrikanten in die Schulden. 1824 sind alle unrettbar verloren.

Nöggli gibt seiner Verzweiflung Ausdruck:

I weiß nüd, wo-n-ih ane will,
Bi bald sä-n-arm as Lazärus,
Und darfs keim Mensche chlage, nei!
Mueß eisig thue no as stand alles guet,
Nu daß i de Kredit nüd ganz verlür,
Und nüd i Spott und Schand ie chöm.
Mueß mine Webere vo jedem Stuck
Viel me ge, as ich selber löse drab,
Nu daß s' mer blibet und mer helfed chehre.
Dänn wüssed's, daß ich so a s' bunde bi,
Und machets s' Tuech wie sie gern wend!
Und mit em Garnherr hä-n-is wieder so. — — —
S' ist g'ange, wo-n-ih no ums s'Baar
Hä chöne handle; ja do hät er mer
So rehti Waar g'ge. Aber jetzt,
Wenn er mer Mist wor ge für Garn, so müeßt
Ih 's zahle-n-as wie wenn 's vom beste wär.
Dänn gitt's schlechts Tuech und löst nüd drab.
Jetzt säget: wer wöt chöne bstoh deweg?

Der Gemeindeammann, der mit seinen Zahlungsbefehlen ein ständiger Gast dieser Leute ist, verbreitet durch seine Neuigkeiten den größten Schrecken:

— — — Die Zit ist schlecht,
Und meh as schlecht: ich aber hä
Es Vögeli ghört pfiße — ja —
Wänn das wohr ist, so müend mir froh si, wenn's
Nu deweg blibt — — — —
S' geb Webmaschine, häni ghört,
S' müeß bstimmt e ganzi Wohret si,
Daß z'letzt kein Mensch meh vo Hand webe chön,
Und gang wie's mit em Spinne g'gange-n-ist.

Die zu Tode erschrockene Großmutter bittet:

Um tusig Gottes Wille! Wenn er auh
Chönd mache, daß s' kei so Maschine gitt,
Sä thüend's, sä thüend's doch, bitti auh!

Und der Schulmeister entwirft eine Bittschrift an die Regierung:

„ — — — Mann hat uns vor Johren die spinnrädlein mit Allem Gewalt weggeno und darmit ist ahles glück und sägen fortgewichen. Da hat man die Zuflucht von den Webstühlen genomen der Ferdienst war Nicht Ungerung gewesen, in der erste aber doch kamm ieder Husvatter in dye schulden Herrein Wyl allen blatz zu den webstühlen zu klein gewesen Wahr, und Mann hat pouen müsen. — — — — Ein Webstuhl brucht feufmol Meer blatz alls ein Spinnredli und kostet Zähm mol Meer als es. — — — — Denken selper Nohen waß Wier auf unseren bergen open müßten Thun. Oder Sollen Wier Unsere kinder dan von unß tun in Gottlose Maschyenen allwo Sie allda an Lieb und seele ferrdeerbt Werdet. Nein daß können Wier Nicht und Sind eß auche nicht im stand. Wahrlich wahrlich ich Sage euch Eine mutter soll auf ihr Kind Achtig geben wie eine Gluggeri auf ihre Hüenli achtig Gibt. — — — Dorum bitten Wyr eüch habbed Erbarmuß um des jüngsten und lesten Gerichtswillen lassen die Webmascheinen nicht aufkommen.“

Nachbar Felix, der mit seinem „Gewerb“ auch bis an die Ohren in Schulden steckt:

Ach muß i ächt noch so unglücklich si,
I Noth und Armuets cho, i Spott und Schand?

Verrüeft werde-n-als Lump vor allem Volch,
En Fingerzeig do si der ganze Gmeind?
O, nei! das chann ich nüd lo gscheh!
Ja wehre will ich mich bis uff en Tod.
Zieht Eine-n-us, uf die Maschine los,
So hilft dänn Alles nüt, bin ich de Zweit.

Und alle geben ihm Beifall:

Und ich! — Zieht eine-n-us, bin ich de Zweit.

4. Zeit: **Zerstörungswut.** (1830—32).

Zu Anfang der dreißiger Jahre ist keine Besserung zu spüren, im Gegenteil, alle Befürchtungen sind wahr geworden.

Nachbar Felix bringt die Schreckensnachricht:

Jetzt hämmer die groß mächtig Strof,
De Hölledrach scho vor der Türe zue.
Grad chunt min Große hei vo Uster ue
Und jomeret erschrockeli und sait,
Daß dört scho so e Webmaschine hai.
Sä goht's, sä wor as ich en Sünder bi,
Wie's mit de Spinnmaschine g'gange-n-ist;
Sie wachsed gwüß wie Pilz zum Bode-n-us.

Die Nachricht vom Ausbruche der Julirevolution erregt die Leute außerordentlich und weckt geheime Hoffnungen.

Nachbars Babel:

Jetzt wird's dän doch emol los goh.
Z' Paris ist Reväluzion.
Si händ de König abgesetzt und furtg'jagt.

Der alte Feind der Maschinen, Nachbar Felix:

Sä gwüß, daß s' Revolution mueß ge,
Sä dringt mä z'allererst uff das,
Daß d' Webmaschine müeßed furt.
Und wenn d' Regierig das nüd igoh will,
Sä wird sie so gwüß abgesetzt, daß jetzt Ährn ist.

Die Veranstaltung des Ustertages wird deshalb freudig begrüßt.

Nöggli:

Gott lob und Dank! jetzt ist die Zit
Doch emol cho, wo-n-eus cha ghulfe werde — —
Denk Ätti, s' git e Landsgmeind morn,

Und alles, alles zieht uff Uster zue,
Und jede dörfi säge dört,
Was er vo der Regierig wöll,
Und was er weuschi, was ehm fehl.

In Scharen folgen sie dem Rufe.

Babel: Herr Jesis Gott! Wie goht das auh!
Mit Lebzig hä-n-ih doch no nüt so gseh.
E großi Strof! Wie springet d' Lüt,
Vo-n-alle-n-Orte här, vo Berg und Tal,
S'ist gwüß wie wenn en Imm glo hätt.
Nu keine goht em rechte Weg meh noh,
Alls über Stude-n-ie und Stöck.

Und am Abend kehren sie jubelnd heim.

Felix: Hüt hä mer öppis usgricht, Sapperment.
Wött nüd um hunderttusig Guldi, daß
Mä nüd do abe g'gange wär.
De Tag vergiß ich ebig nüd.

Großmutter:

Und chönd d'Maschine-n-jetz eweg?

Felix: Das hät mä-n'is versprochie-n-überlut.
Ämel ich ha's aso verstande gha,
Und all, wo mit mer sind durab.

— — — — —

Die armen Weber werden grausam enttäuscht.

Nöggli klagt:

Händ ghoffet, gwartet jetzt scho bald zwei Jahr
Und kei Hülff, kei Erlösig ist is cho. — —
S'hätt alles g'hoffet, alles gmeint, wo
All Stadtregierigsrath abg'ge gha händ,
Und druf fast all sind worde-n-ab em Land,
Jetzt werdi die Maschine gwüß furtcho — —
Jetzt stoht das Hus prezis no wie dävor;
Tüend webe Tag und Nacht drin, s'viel as s'mönd.

An der Gedächtnisfeier des Ustertages, die am 22. Nov.
1832 stattfinden soll, wollen die Oberländer auf der Durch-
führung ihrer Forderungen bestehen oder Gewalt anwenden.

Hansli: I hä-n-es Bitzeli ghusiert
Um Züri ume-n-und am See,
Und bi do über Dürte, Wetzike,

Hiwyl und Bäretschwyl und Baumä hei.
Jetzt hä-n-i ghört, es geb es Fest,
Der Ustertag werd g'fiiret z'Uster une.
Die Herre chömmet wieder wo s'erst Mol;
Und alles sait, wenn's nüd versprechet, daß
Die Webmaschine nüd im Augeblik
Müß furt, so zündet sie si a.

Felix feuert die Nachbarn an:

Ihr Manne! also morn uff Uster zue,
Verspricht mä-n-is nüd z'helfe, dänn — —
Ja dänn, mä wird's erfahre-n-ist d'Mooß voll;
Und's wird, dört a dem Höllehus,
Kein Stei meh uff em andre glo.
Der Erst will ich nüd si, aber de Zweit.

Und alle stimmen ein:

Der Erst will ich nüd si, aber de Zweit.

Der Vorabend des Ustertages ist da. Alle haben bange
Ahnungen.

Felix: Frau weck d'Chind und thue s'is Bett.

Chum Chuerli mach mer noh es Ähli, gschwind
Nu chüß mi — druck mi — so isch recht: — —
Chum Anneli! säg au guet Nacht.
Jetzt schlafet wohl, und betet auh!

Nach schlafloser, unruhiger Nacht seufzt er, zum Fenster hin-
ausblickend:

Die Gegend ist mer doch no nie
So sunderbar für d'Auge cho.
Und s'Brünneli vor em Hus,
Es rödelet de Morge-n-auh,
Es ist mer, hai's no nie so g'hört.
S'ist wie wenn's mit mer schwätze wött.
Ach sait's vielleicht, i soll diheime si? —
Wie isch mer doch de Morge-n-auh
Sä kurios und wunderbar.

Die gleiche Stimmung beherrscht die andern:

Ganz Gschaare ziehnd durab is Thal
Allweg viel stiller as s'erst Mal
Mer händ no keine juchse ghört.

Schwere Angst bedrückt die zurückgebliebenen Familien-
glieder:

Mutter: Jetzt werdet s' d'une si. Wie goht's ächt au?
I hä kei Rueh und hä kei Rast. Es ist
Mer wind und weh, mag si, nu wo-n-ich will.
Und bi nüd im Stand en Werchstreich z'thue;
Herr Jesis! Wenn's au müeßt es Unglück ge!

Die Aufregung steigt:

Mä seit, es brünni z'Uster une, denn
Mä gsech en fürchterliche Rauch ufgeh,
Und s'rasslet scho Füürsprütze furt.

Hans Heiri kehrt vor Schrecken halbtot von Uster zurück:

— — — Ach min Herr Gott,
Im Himmel obe, wie goht's zue
Mit senge, brenne, mörde-n-und z'todschlo.
Ganzi Wäge volle füehrt mä fuhrt,
Bunde-n-und gfange-n-alls uff Zürich zue.
Und Füür und Rauch und Dampf stigt uf
Us dem gross mächtige Maschinehus. — —
Es chunt fürwohr nüd Eine meh.
Wer si nüd flüchte cha, wird packt,
Und sei er schuldig oder nüd,
Da fröget mä keis Bitzli meh därnoh.
Fast alls ist untreu geg'enand. — —
Nu Eine hä-n-i gseh, de ist allweg
Do umenand diheim. Das ist dänn wohr,
Daß de wie-n-e wilds Tier drigfahre-n-ist.
„Zue! Zue! mä mueß sich selber hülfe, wenn
Eim d'Obrigkeit nüd hülfe will!
Ich woge Lib und Lebe, Guet und Bluet!“
De hä-n-i bund und gfange gseh.
Und gschlage händ s'ehn, o Herr Jesis Gott!
Churz, s'Bluet ist ehm zu Mul und Nase-n-us.

Lisbeth: Weisch nüd, wie-n-er däthar cho ist? —

Hans Heiri: Wol wol, — er hät es roths Libschöppli a.

Lisbeth (laut jammernd):

S'hät gefhlt! — er isch — Herr Jesis Gott, min Ma! — —
O Felix! arme Felix! ach warum
Häst du do abe müesse hüt!

Nur wenige kommen heim. Schwere Reue und Angst
vor der Strafe spricht aus ihren Worten.

Heiri: Er chöntet doch nüd glaube, wie das mich
Auh tusigfältig graue-n-ist, und gäb
Der Augeblik mi Chleider ab em Lib;
S' letzt Röppli, de letst Pfenig gäb ih har,
Wenn d'Sach noh stierend, wie's gester gstande-n-ist —
Nei, azündt hä-n-ich nüd, das weißt min Gott;
Verstöre ghulfe-n-aber, das ist wohr.
Denn, wo-n-ich das hoffärtig Hus gseh ha,
Und ase dei hä müesse denke, das
Do bringt nüt as Elend über eus,
Und was s' auh für es Glück wär, wenn's nüd stierend.
Daß mir do wege-n-e paar Herre, die
Rich möchtet werde, söttet i die größt
Armuth und was no schwerer ist,
Um Ehr und guete Name cho. Jä do
Hät's g'kocht i mer inne und hä denkt:
Wenn nu das Gspeist bald brünne wor.
Druf währt's nüd lang, so flacket's scho.
Und ich hä zitteret vo Freud und Zorn — — —
Ich uf und schlone grad zwei Thörlifeister i — —

Die Landjäger erscheinen mitten in der Nacht im Dörf-
chen und bemächtigen sich der Entwichenen.
Nöggli, der aus dem Bette geholt wird, nimmt herzzzerbrechen-
den Abschied:

(Zu seiner Frau:)

Und dich — dich mueß ich jetzt deweg verloh —
Hülflos in allem Lide-n-allem Leid,
Cha dir und cha de Chinde nüt meh si — —
Nimm no min Dank für all di Liebi, für
Di Sorge für die arme Chind und mich.
Bis ehne gern noh furt und furt, was du
Bis jetzt gsi bist, e treui, liebi Muetter!

(Zur Mutter:)

Leb wohl, mi alti, liebi Muetter! Ach,
Daß ich dis Muetterherz so gar,
So inniglich betrüebe mueß.
Wie gern hätt ich dir dini alte Tag
Recht liecht und glücklih gmacht, du hättst's verdient.
Häst jo vo früeh viel Chumber gha,
Und mängi Nacht mit Thräne duregwacht..
Tröst dih de Herr Gott. — Bet für mich!

2. Reifenwerd wird Fabrikdorf.

Rudolf Fürst hat das ehemalige Kloster Reifenwerd erworben, um darin eine Fabrik einzurichten. Trotz des Widerstandes der wohlhabenden Bauernsame tritt die Gemeinde ihre Rechte an die Abtei ab, da viele hoffen, der kommenden Fabrikbevölkerung Milch und Fleisch, Korn und Holz besser absetzen zu können.

Wie ein Vandale hatte Rudolf Fürst gegen die alte, schöne Abtei gewüthet. Von dem ehrwürdigen Äußern des Klosters ist kaum etwas übrig geblieben als die roten, steilen Hohlziegeldächer. Verschwunden sind die zierlichen Dachreiter, abgetragen die Türme des Gotteshauses mit den weiß und blau schimmernden Helmen, mit dem Steinbild der Frau von Reifenwerd. Nackt und verstümmelt ragt die hohe gotische Kirche mit ihren Strebepfeilern, an denen sich surrende Transmissionsräder drehen, über die Dächer der Umgebung. Die Spitzbogenfenster des Gotteshauses sind durch Zwischenmauerungen zu kleinen, unregelmäßigen Vierecken umgestaltet worden und in die übrigen Abteigebäude hat man gleichmäßige, langweilige Reihen von zusammen über hundert Fenstern gebrochen. Wo eines derselben offen steht, stiebt der weißgraue Fabrikstaub ins Freie und die alten Linden, auch der ehemalige Kirchhof von Reifenwerd sind davon wie von einem Schleier grauen Schnees überschüttet.

Nur das Tor mit den Wappen steht unversehrt. Aus der vergitterten Pfortnerei streckt der alte Schleifer Keller, der wegen der eingeschlagenen Brust zu keiner Arbeit mehr nütze ist, die blaue Weinnase und überwacht den Ein- und Ausgang der Arbeiter und Arbeiterinnen.

Mit ihm plaudert der Pfarrer eine Weile und der geschwätzigste Invalide erzählt, wie in der Zeit, da Felix Notfest krank lag, der kleine quecksilberne Foulardhändler Fuhre um Fuhre von Kunstgegenständen aus dem Kloster geholt habe: Das Steinbildnis der Frau von Reifenwerd, die Grabsteine der Ritter, die geschnitzte Kanzel, die Stühle, die bildergeschmückten Spruchbänderstreifen aus dem Pfarrhaus und in Watte eingewickelt die Menge der Bilderscheiben, selbst den Ritter, der die dralle Wirtsmagd auf den Knien hält.

Eben läutet die Fabrikglocke zur Mittagpause und aus dem Tor strömen, wie ein Zug dunkler Ameisen, die Arbeiter und Arbeiterinnen, jung und alt, zusammen mehrere Hundert, darunter besonders viel halbwüchsige Jugend. Einige Gruppen

hasten über die Brücke gegen das Dorf, die einen laufen barfuß und ohne Kopfbedeckung in bloßen Hemdärmeln, in Schlappschuhen, Bluse und Mütze, andere wenden sich gegen die Spinnerhäuser, die Rudolf Fürst neben den ehemaligen Gemeindegemeindekirchhof hat bauen lassen und sich gleichförmig, lang und niedrig wie Schuppen dahinziehen. Noch andere setzen sich einfach an die Mauer des Friedhofes und verzehren da im Märzsonnenschein aus Schüsseln und Papieren ihr Mittagsbrot.

Erst jetzt, wie sich alle Arbeiter verlaufen haben, kommt Rudolf Fürst erregt und erhitzt in seine Wohnung. „Wenn nur der Teufel die Spinnerei holte! Gut, daß man wenigstens seinen Börsentag hat und daß ich bald für ein paar Wochen in den Militärdienst einrücken kann! Grad vor 12 Uhr habe ich ein Unglück verhüten können. Es ist stets die gleiche Geschichte. Sobald man nicht bei ihnen steht, schwatzen die dummen Mädchen. Man taucht in einer Ecke auf, da stürzen sie an ihre Maschinen, stecken die Hände in das Getriebe hinein oder begehen sonst einen Unsinn. Soeben habe ich einem Mädchen den Zopf abgeschnitten, mit dem es in die Transmission verwickelt worden ist — einen Augenblick später — doch ich will Euch das Mahl nicht verderben — —.“

Die Reifenwerder Schulpflege verlangte wegen ungebührlicher Kinderarbeit von der Regierung eine Untersuchung der Fürst'schen Fabrik.

Die Untersuchung in der Spinnerei Reifenwerd war eine Komödie; denn niemand, der unparteiisch hätte Auskunft geben können, wurde dazugezogen. Unter dem alten Tore begrüßte Rudolf Fürst die Kommission und unterdessen hoben im rückliegenden Teil der Abtei die Angestellten die Kinder aus den Fenstern. Keines solle sich diesen Vormittag mehr blicken lassen!

Im Dorfe erhitzten sich die Gemüter, die gesamte Bauernschaft tritt für die Schulpflege ein, manche wohl aus Sorge für die armen, kleinen Spinner und Spinnerinnen, manche aus bloßem Haß gegen die Fabrik, die störend in ihr Bauernleben eingreift. Sie ist in Wirklichkeit doch anders, als die Reifenwerder es sich einbildeten, da sie ihre Rechte an die Abtei dahingaben. Das aus einheimischen und fremden Landesgegenden zusammengewürfelte Volk der Spinner Rudolf Fürst's, meist der Überschuß älterer Betriebe, bleibt nicht in seinen

elenden Wohnungen jenseits der Reif. Am Sonntag, besonders an den Tanzsonntagen, drängen sich die Leute in den „Hirschen“, und ob sie auch den Bauern die Milch schuldig geblieben sind, tragen die Frauen und Mädchen doch schreiende Kleider und entschädigen sich die Männer für die Entbehnungen der Woche mit reichlichem Gutleben. Das ärgert die sparsamen Bauern. Nur einer reibt sich die Hände, der Hirschenwirt, der sich in seiner Schlaueit, so gut es geht, zwischen den Parteien durchschlängelt und sogar in manchen Dingen Parteigänger Rudolf Fürsts ist.

„Sucht einmal eine kleine Magd,“ knurrt Ludi Immergrün, der Bauer mit den Ringellocken, „wegen des bißchen baren Geldes schicken die armen Leute ihre Mädchen lieber in die Spinnerei, stundenweit aus den Dörfern laufen sie der Fabrik zu!“

„Mit den Knechten ist es noch schlimmer,“ versetzt Hans Hegner, „da ärgert mich meiner gestern, den ich den Winter durchgefüttert habe — ein kurzer Wortwechsel — heute morgen meint er trotzig: ‚Meister, es ist mir bei Euch verleidet, ich habe in der Abtei um Arbeit gefragt, in vierzehn Tagen trete ich aus!‘ Gotts Donnerwetter, wer hilft mir über den Sommer?“

So schimpfen und klagen die Bauern. — — — — —

Wieviel drängendes Leben herrscht in Reifenwerd. Überall fleißige Bauersleute, Rudolf Fürst oder Oberst Fürst, wie er jetzt den militärischen Titel führt, vergrößert seine Werkstätten, welche die ehemalige Abtei bald ganz umschließen, hunderte von fremden und einheimischen Arbeitern bauen die Eisenbahn, die hinter der Fabrik über die Reif setzt. In der gleichen Richtung wie die alte Landstraße, doch einige hundert Schritte von ihr getrennt, durchschneidet sie die Äcker und Felder der Reifenwerder, läuft zum Bürgerwald an der Steige und dringt dann durch das Tälchen eines der Reif zuströmenden Baches und einen längeren Tunnel in die Stadt. Die Bauern grollen der Fabrik, sie grollen der Bahn, mit noch mehr Sorge erfüllt sie ein anderer Vorgang.

Der wachsende Gegensatz zwischen Bauern und Fabrikvolk ist am Tanzsonntag in einem jähen Raufhandel zum Ausbruch gekommen und hat über einige achtbare Familien unendliches Leid gebracht, besonders in diejenige des Hirschenwirts. Gegen Mitternacht haben die übermütigen Bauern-

burschen die Spinner, die mit ihren Mädchen beim Weine saßen, zu necken und zu hänseln begonnen; im Streit hat Jakob, der Sohn des Hirschenwirtes, einen Arbeiter so geschlagen, daß der Verletzte am Tag darauf gestorben ist. Sechs Burschen sind wegen des Handels gefänglich eingezogen.

Aus dem Gefängnis zurückgekehrt, leidet es die Burschen um ihres Ehrenmakels willen nicht mehr im Dorf. „Amerika“ ist ihre Losung. Der eine zieht ledig, der andere mit einer wohlhabenden Bauerntochter, ein paar wandern mit Vater, Mutter und Geschwister über die großen Wasser. Für die Häuser und Felder, die sie verlassen, fehlt es an bauerlichen Käufern. „Wozu noch mehr Land erwerben?“ fragen einander die Reifenwerder. „Neben der Fabrik, welche die Arbeitskräfte an sich zieht, finden wir die dienstbaren Hände nicht, die sie bebauen“. Da fallen die Häuser und Felder der Auswanderer dem Obersten Fürst zu, der jede Gelegenheit nützt, um seinen Besitztum in Reifenwerd zu vergrößern. Die Wohnungen vermietet er an seine Schreiber, Werkführer, Schlosser und Spinner, auf die Felder stellt er seine Vorratschuppen; „Kleinamerika“, wie die Bauern spottweise die stets wachsende Ansiedelung nennen, die jenseits der Reif um die Abtei entstanden ist, greift nach Alt-Reifenwerd hinüber.

Das erschreckt die Bauern. „Es geht ein fauler Wind durch unsere Gemeinde“. „Ja gewiß ein fauler Wind“, wendet sich der dickköpfige Säckelmeister an den Pfarrer. „Unsere Töchter geben jetzt ihre Hand den Schreibern und Angestellten des Obersten, diesen halben Herren. Da sind wir Bauern die guten Schwiegerväter, die Milch und Brot umsonst in die junge Haushaltung schenken. Schaut nur, was Ludi Immergrün seiner Kathri alles heimlich zustecken muß, damit ihr windiger Schreiber mit den engen Tuchhöschen anständig durch das Dorf gehen kann.“

Ein wie Taumellolch und Tollkirsche rasch wirkendes Gift wütet unter den Bauern. Die neue Eisenbahn hat es nach Reifenwerd gebracht. Diesen Sommer noch wogen zu beiden Seiten der Bahn die Ähren und dann niemals wieder!

Von der neuen Linie aus haben die Güterhändler und Bauspekulanten den Blick auf Reifenwerd geworfen. „Eine mächtige, stets wachsende Industrieanlage an wichtiger Verkehrsstraße, darumher eine nur mäßig große Ebene, in einer von Höhen umgebenen Mulde. Da liegt Gold im Boden! Über

kurz oder lang bedarf die Fabrik des Landes. Wenn dieses zuerst durch unsere Hände geht, bleibt etwas darin, was nicht von Pappe ist!“

So rechnen die Spekulanten, sie schleichen sich heimlich in die Gemeinde, sie stehlen sich unauffällig in die Wohnungen der Bauern, sie sprechen vom Wetter und vom Landbau und fragen dann: „Wollt Ihr ein gutes Geschäft machen?“ Da gibt es wohl einige Bürger, die dem Versucher kurzerhand die Türe weisen, andere horchen und sagen am Abend: „Alte, es ist ein schöner Preis; wenn ich am Morgen noch der gleichen Meinung bin wie jetzt, so verkaufen wir!“ Die Frau weint, am Morgen aber kommt der Händler wieder und bringt ihr ein feines Seidenband als Angebinde. Während sie sich an dem unerwarteten Geschenk freut, wird der Vertrag geschrieben, die Anzahlung rollt und im Haus ist eitel Freude über das viele bare Geld.

Wie die ersten Heimwesen verkauft sind, wird die Geschichte ruchbar, im Wettbewerb mit den Händlern rafft Oberst Fürst, der sich ihnen nicht ausliefern will, durch seine Hintermänner so viel Land als er nur kann, zusammen. Eine wilde Preistreiberei ist die Folge. Mancher gute Bauer von Reifenwerd, der in seinem Leben nichts anderes dachte, als daß er und seine Kinder auf der ererbten Scholle bleiben werden, kratzt sich hinter den Ohren: Wer jetzt die Gelegenheit unbenützt vorübergehen läßt, ist ein Narr! So teuer war, seit Reifenwerd steht, das Land nie und wird es, bis die Welt untergeht, nicht wieder werden. — Diese Überlegung leuchtet ein, sie verkaufen ihr Land, die einen an die Spekulanten, die andern an Oberst Fürst. Ein böser Anfang ist da und wirkt ansteckend. —

Felix Notfest predigt umsonst von dem Segen, der auf der rauen Arbeit des Landmannes ruht, umsonst geht der dickköpfige Säckelmeister von Stube zu Stube, von Bauer zu Bauer, umsonst knurrt er ihnen zu: „Wollt ihr denn alle Konkursiten werden. Schämt euch vor den Eltern, die im Grabe ruhen!“

Die Verkaufslustigen verschanzen sich hinter allerlei Ausflüchte: „Wir sind ja in Reifenwerd schon lange keine rechte Bauerngemeinde mehr, daran ist die Fabrik schuld. Wir legen den Erlös für die Heimwesen auf die Bank, brauchen keinen Karst zu ergreifen, um kein Hagelwetter zu sorgen,

und wenn wir am Ende des Jahres in der Stadt den Zins holen, macht es grad so viel wie früher der Ertrag der Felder. Wir aber haben keine Hand zu rühren gehabt.“

Die „Landschlacht“ wütet, der Goldregen geht auf das glückliche Reifenwerd nieder und genug Dörfer in der weiten Umgebung neiden die Gemeinde wegen ihres Fabrikanten, dessen Strebsamkeit dem Land um seine Fabrik einen so außerordentlichen Wert gegeben hat.

Die Bauern von Reifenwerd sind über den unerwarteten Segen so erregt, daß sie kein Werkzeug mehr zur Hand nehmen, jeder Tag ist ein Sonntag im Dorf. Schon morgen um 9 Uhr sitzen sie im „Hirschen“, trinken ein Schöppchen oder zwei und essen einen guten Bissen, besprechen die Landhändler, spielen mit Karten und schlagen dabei mit den Knöcheln auf den Tisch. Und am Abend, wenn ihnen der Wein in den Kopf gestiegen ist, singt die Stube voll ausgelassener Menschen die Lieder der Heimat.

Das alte Reifenwerd sinkt und sinkt neben der wachsenden Fabrik des Obersten. Die Landleute haben sich nach der Heimwesenschlacht einer schmachvollen Faulenzerei ergeben. Einige fahren, von Langeweile geplagt, fast Tag um Tag mit der Eisenbahn in die Stadt, um dort irgend ein kleines unnötiges Geschäft zu erledigen. Den Rest der Zeit bringen sie in der Spelunke des Alt-Hirschenwirtes zu, der in einer halbdunklen Gasse eine Wirtschaft eröffnet hat. Ein verlumpter Mann ist ein ehrloser Mann und der Hirschenwirt nimmt es wohl mit dem Treiben der Gäste nicht genau. Man munkelt, daß in seiner Kneipe die Karten fleißig umgelegt werden und die Einsätze der Spieler nicht klein seien. Nur wenige der durch den Erlös der Heimwesen zu barem Gelde gekommenen Bauern haben die Kraft, es auf die Bank zu legen und in einer stillen Ecke zu warten, bis es den Jahreszins getragen hat, viele werden Spekulant und Händler. Andere erkennen bei Zeiten, daß sie im Nichtstun verderben würden, und kaufen sich in den benachbarten Dörfern neue Güter. Noch andere ergreift vor Langeweile das Amerikafieber, sie ziehen den jungen Burschen nach, die bereits früher über das große Wasser gewandert sind und von ihren Farmen aus günstige Berichte in die alte Heimat senden. Die Auswanderer sehen es jetzt ein, daß es ihnen auf ihren Heimwesen im schönen Reifenwerd wohl genug

hätte sein können. Was hilft die Reue? Sie schnitzen sich ein Stück vom sonnversengten Balken des Vaterhauses, steigen noch einmal hinauf in den Rebberg und zeigen den Kindern den fernen Silberkranz der Alpen, der ihnen bisher so schön zum Tagewerk geleuchtet hat. Dann nehmen die starken, braunen Bauern, die Männer wie Eichen, herzbrechenden Abschied vom Lande der Väter.

Aus „Felix Notfest“ von J. C. Heer. Cotta'sche Buchhandlung.

3. Aus dem Bericht des Gemeinderates Wiedikon über Fabrikkinder, die Spinnereien außerhalb der Gemeinde besuchen. 1855.

Diese Kinder gehören ganz der ärmsten Volksklasse an. In keiner Beziehung erhalten sie ihrem Wachstum und ihrer Anstrengung angemessene und genügende Nahrung, namentlich nicht in teuren Zeiten. Halbnackt treten sie im Winter schon um fünf Uhr morgens in die eisige Kälte. Winterstürme peitschen sie in die schneeige, pfadlose Bahn; — so durchschauert, durchnäßt betreten sie die dumpfe, unreinliche, von Dampf und Staub qualmende Arbeitsstätte; diese bietet ihnen 14 volle Stunden arbeitsstrengen Aufenthalt, nur mit einer Stunde Rast, mittags von 12—1 Uhr. So jahraus, jahrein. Die Entwicklung ihrer körperlichen Kräfte wird nicht gefördert durch die sorgsame Pflege, vielmehr gehemmt und gepeinigt von übermäßiger Anstrengung; ihrer jugendlichen Natur und Entwicklung wird Gewalt angetan. Erschöpfung folgt auf Erschöpfung; ihr früheres, blühendes Aussehen verwandelt sich bald in einen bleichgelben, matten, abgezehrten Teint. Die frohe Lebendigkeit ihrer ersten Lebensjahre ist verschlungen von einem trägen, schleppenden, schlaffen Sichgehenlassen. Sichtbar ist die Festigkeit der äußeren Lebenskraft schon gebrochen, da ihre Entwicklung erst beginnen sollte, mit ihr aber auch geknickt die innere Lebensfreudigkeit, der sittliche Lebensmut.

Treichler'sche Akten.

4. Das arme Kind.

Ich bin nun schon zwölf Jahre alt
Und noch so schwach und klein;

Die Wangen bleich, die Lippen blau,
Wie könnt es anders sein?

Noch zählte ich acht Sommer kaum,
Mußt ich verdienen gehn,
Mußt dort in dem Maschinenhaus —
Stets auf die Spindel sehn.

Stand da gebannet Jahr und Tag
Und Tag und Nächte gleich;
Drum welkten mir die Lippen blau
Und meine Wangen bleich.

Durft nimmer mich der Blumen freu'n,
Nicht trinken Sonnenschein:
Drum schwellen meine Kniee auf
Und bin ich schwach und klein.

O ihr dort, Schäflein auf der Flur,
Hüpft munter hin und her;
Ach! welch ein Glück in freier Luft!
Daß ich ein Lamm doch wär'!

Ihr Vöglein hauset dort im Wald
Und singet durch den Hain,
Schwingt frei euch durch den Himmelsraum,
Dürft ich ein Vogel sein!

Doch bin ich ja ein armes Kind,
Muß ins Maschinenhaus,
Und bis die Abendglocke tönt,
Darf nimmer ich hinaus.

Und dann auch bin ich noch nicht frei
Soll in die Schule gehn,
Mit mattem Aug' und müdem Leib,
Was soll ich da verstehn?

Soll lesen noch von Seligkeit,
Von einem guten Gott:
Es treibt mit dem Maschinenkind
Die Menschenliebe Spott.

Der Vater geht zur Schenke hin,
Die Mutter kocht Kaffee;
Ich aber muß verdienen gehn
Und ist mir doch so weh!

Thomas Scherr.

5. Aus Scherrs Schulinspektionen. 1836/37.

Ich kam auch in den prachtvollen, reichen Flecken Uster. Das Schulhaus war von außen nicht übel zu schauen, aber die innere Einrichtung wie zur Kinderqual besonders ausgedacht. In einem engen, dunkeln Raum, in welchem die Schulbänke zu beiden Seiten an die Bretterwand stießen, saßen wie eingekeilt 6–9jährige Kinder. Die Zimmerdecke so niedrig, daß man sie mit der Hand erreichen konnte, in der Ecke ein eiserner Ofen, dessen Zugrohr kaum mannshoch über das Zimmer ging. Der Lehrer, früher Seminarist, war krank (er starb, sein junges Leben ward in solchem Kerker gebrochen), ein anderer Seminarist leistete Aushilfe. Mit Wehmut weilte mein Auge auf den Kindern, und bald sah ich, daß mehrere schlafend auf die Schulbänke niedergesunken waren. „Sehen Sie“, sagte der Lehrer, „das sind arme Kinder, welche heute nacht von zwölf Uhr bis morgens sechs Uhr in der Fabrik gearbeitet haben. Was soll ich mit den geschwächten Geschöpfen machen?“ „Hättest du Betten und Raum, so solltest du ihnen Stätte und Zeit zum Schlafen geben“, sagte ich. Mein Gemüt war empört. Ich erließ augenblicklich eine Botschaft an alle Lehrer in der Kirchgemeinde Uster. Die Antworten enthielten Verzeichnisse, daß 79 Schulkinder entweder von abends sechs Uhr bis Mitternacht, oder von Mitternacht bis morgens sechs Uhr in den Fabriken arbeiten mußten, und darunter manches Kind, das noch nicht einmal neun Jahre alt war. Ich eilte, dem Erziehungsrate unter Beilegung der Akten einen Bericht über diesen Mißbrauch jugendlicher Kraft zu erstatten, und es erfolgte endlich eine Verordnung (1837), wodurch jenem Mißbrauch gesteuert wurde. Einige Fabrikbesitzer wurden grimmig böse über mich und beschimpften mich in der Zeitung.

Auch die Realabteilung der Schule Uster mußte ich besuchen. Es ist Tatsache, daß in der ganzen Schule nur ein einziges Kind war, das ordentlich einen einfachen Satz schrieb, und dieses Kind war aus einer andern Schule hereingekommen. Selbst die Schüler der obersten Klassen konnten nicht lesen, vom Rechnen war kaum eine Spur vorhanden. Es war ein Ergebnis zum Entsetzen. Die Kinder wurden entlassen, und ich stellte dem Lehrer mit bewegtem Herzen die Sache vor. Er gab zu, daß es schlecht stehe, wies aber viele Schuld

auf den Fabrikbesuch und andere ungünstige Umstände. Ich hatte aber vernommen, der Lehrer habe ein schwaches Gesicht. Da ersuchte ich ihn, mir in einem neuen Schulbuche zu lesen. Er entschuldigte sich, die Brille nicht bei-
handen zu haben. Er mußte sie holen; aber siehe, auch mit der Brille konnte er nicht lesen. Er gestand, der Druck sei ihm zu scharf. Ich rollte die neue Landkarte auf, und hieß ihn einige Ortschaften aufsuchen. Er bemerkte, diese Ortschaften könne er nicht lesen. Ich schrieb mit Kreide an die Wandtafel, er konnte es nicht lesen. — So war's erwiesen, der Mann hatte leider ein so schwaches Gesicht, daß er weder Schulbücher noch Schulschriften lesen konnte. Er trieb den Unterricht mit dem, was er noch im Kopfe auswendig wußte. In Uster ward ein neues Schulhaus gebaut, der halbblinde Lehrer in den Ruhestand versetzt und zwei tüchtige Lehrer kamen an die Schule. Dafür war aber auch der Pöbel aufgewiegelt von einigen Großen, am heftigsten gegen den Seminardirektor zur Zeit der Verfolgung. Thomas Scherr.

6. Aus Scherrs Lehrerprüfungen.

Frage: Welches sind die Namen der sogenannten drei Eidgenossen?

Antwort: Der Werner und der Stauffacher und der Goliath.

Frage: Mit wem haben die Helvetier am Lemman gekämpft?

Antwort: Mit dem Großsultan.

Frage: Aus welcher Landschaft ist der Tell?

Antwort: Aus dem Tockenburg.

Frage: Habt Ihr auch von Zwingli gehört?

Antwort: Der Name ist mir nicht bekannt.

Frage: Wo wurde Christus geboren?

Antwort: In einer Stadt.

Frage: Wie heißt diese Stadt?

Antwort: (Nachbar nachhelfend: Zu Be--): Zu Bern.

Frage: An welchem Wasser liegt Basel?

Antwort: Am schwarzen Meer.

Frage: Wie heißen die drei Eidgenossen?

Antwort: Kaspar, Melcher und Balthasar.

Frage: Wer starb bei Sempach fürs Vaterland?

Antwort: Der Goliath.

Frage: In welche Klassen werden die Tiere eingeteilt?

Antwort: In Säugetiere, Vögel und anderes Vieh.

Leset den Satz, der an der Tafel geschrieben ist!

„Ja, auf der Tafel habe ich noch nie Geschriebenes gelesen.“

Aber Ihr werdet doch die Schrift lesen können?

„Nein, gewiß nicht, ihr Herren.“

Thomas Scherr.

7. Eine Schule in der guten, alten Zeit.

Unser Schulmeister hatte eine Schnupfnase und Augen, die tropften, wie ein Schleiferkübel. Beide wässerten fort und fort das Gesicht, das sonst kein Wasser sah; die Bächlein liefen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zusammen, und malten die lustigsten Striemen in das aufgedunsene Gesicht, besonders wenn er zuweilen mit dem Ärmel unter dem Munde Überflüssiges wegwischte und es unwillkürlich auf die Backen strich.

Ich verehrte meinen Schulmeister; was andere an ihm fanden, sah ich nicht; und wenn andere ihn neckten, so tat ich ihm, was ich ihm an den Augen absehen konnte.* Er war häßlich und durch Unreinlichkeit fast ekelhaft; er liebte neben dem Schnupftabak auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Sein Lohn war gering, und um sich mehr Geld zu verschaffen, trieb er das Küferhandwerk und hatte im Winter den Zügstuhl in der Schulstube. Er galt für einen b'sunderbar e G'schickte; denn er konnte Bauern das Heu messen und sogar Brieflein und Zeugnisse schreiben für sie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerst lernen, was man aufsagen wollte, sowohl auswendig, als die Leser ihre paar Zeilen im Fragenbuch und die Buchstabierer ihre Buchstaben. Dann fing das Aufsagen an und wenn dieses nicht bis mittags dauerte, so las man noch ein wenig. Des Nachmittags fing man mit Lesen an, später konnten einige manchmal etwas Schreiben oder Rechnen; die meisten und besonders die Leser und Buchstabierer kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieses Schulhalten war ihm beschwerlich und er tat es selbst so wenig als möglich. Entweder war er duselig in

* Er hatte einst den Knaben, der sich auf dem Markte zu Burgdorf verlaufen hatte, dem Vater wieder zugeführt.

seinem Kopf vom Branntwein oder er hatte Kübeli zu binden und Reifen zu schnefeln. Er hatte darum immer einen oder zwei Adjutanten, denen er sein Szepter, die Rute, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichsten, denen er damit Gelegenheit gab sich einzuüben, künftig die Untergebenen tyrannisieren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel gab es vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeister am meisten Streiche spielen, ihn am besten ausspotten konnte, der hielt sich für den Größten und wurde auch von den andern dafür gehalten. Man tat ihm alles Wüste, z. B. gefrorenen Roßmist in seine weiten Kuttentaschen, leerte ihm seine Schnupfdrucke aus und füllte sie mit Staub aus Weidenbäumen, schlug ihm Nägel in die Äste, die er aushauen wollte. Doch der Jubel ging erst recht an, wenn er des Nachmittags einschlief, was nicht selten geschah.

Sobald man sah, daß der Schlaf über ihn komme, verstummte der gewöhnliche Lärm und mäuschenstill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeschlafen, so ließ Einer zur Probe ein Buch fallen oder schlug mit dem Lineal auf den Tisch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrat gehalten, was anzufangen sei, und nie war man über etwas Lustiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, strich ihm Tinte ins Gesicht, machte ihm einen Schnauz, verstopfte ihm die Nasenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an usw. War die Sache ausgeführt, so machte man sich in aller Stille aus dem Staube, bis an eines, das an irgend einem Fenster den Ausgang der Sache ansehen mußte; denn das Lustigste war dann doch, zu wissen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, suchte sie ihn endlich und weckte ihn unsanft auf, betitelte in auf allerlei Weise und befreite ihn nicht auf die gelindeste Art. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Bürgerlust für die Schüler. Der Schulmeister fragte nie nach den Missetätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Rute mit besonderem Nachdruck und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derselben so gewohnt, daß man sich aus ihnen nichts machte, obschon er bis zu sechs Dutzend sogenannte Tözeni aufzählte.

Durch mein vieles Lesen zu Hause war ich meinen Alters-

genossen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufsagen und an den Streichen, welche die Älteren verübten, war ich zu jung, um teilzunehmen. Seit er mich erlöst hatte aus meinem Jammer, war die Schule mein liebster Aufenthalt und der Schulmeister mir der liebste Mensch unter der Sonne. Ich tat alles Mögliche, um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich seine Zuneigung. Freilich waren die Mittel, die ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die säubersten. Ich sah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geschenke brachten, Milch, Brot, Speck, Metzgeten usw. Daß die es einige Tage besonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht sowohl in Betracht, als daß ich sah, wie sehr es ihn freute und wie seine Frau nicht aufhören konnte zu danken und dem Muetti und dem Ätti alles Gute zu wünschen. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeister zu bringen. Wohl, da kam ich schön an!

Der Vater meinte: „Ihr esset no nit gnue Brot, daß m'r no Angere gä seu? Ih mah verdiene wi-n-i will, es b'schüßt nüt. We d'no einisch öppis seist, so schlah-n-i d'r d'r Gring ab.“ Die Mutter aber belferte: „Ja dem wett ih o öppis bringe! Suuf er weniger Brönz! U si Frau isch so schnäderfräßig, sie schätzti üses Brot nüt; es wär ihr z'weni wißes, si gäb's umme de Geiß.“ So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Ich stahl Eier, und da es diese selten gab im Winter, so stahl ich sie im Sommer im Vorrat und verbarg sie im Heu, stahl Äpfel, dürres Zeug, und wollte einmal sogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verstund keinen Spaß, sondern schlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Mist, daß er Mund und Nase voll bekam.

Fleißiger Schulbesuch gehörte nicht zu den Tugenden unseres Hauses. Erstens hatten die Eltern kein Schulgewissen; es fiel ihnen wochenlang nicht ein, daß es Schule sei und die Kinder geschickt werden sollten. Sie hatten ferner keine Vorstellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas Apartiges werden sollten. Und da die ältern von uns lesen konnten, so hielten sie dafür, die Schule trage für diese also wenig mehr ab. Endlich hatten sie auch den gewöhnlichen republikanischen Trotz: es heig ihnen niemer nüt z'bifehlen; me chön'ne i d'Schue blase; sie heige d'Wehli, d'King i d'Schuel z'schicke oder nit. Si gebit ne z'esse u a d'Schue zahl'ne o niemer nüt.

Die Eltern hätten daher auch mich nicht fleißig gesandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre; sie hätten mich viele Tage um das Haus können schlingeln sehen im Nichtstun, ohne mich in die Schule zu schicken. Alle Morgen und Mittag war ich bereit zum Gehen. Da glaubten die Eltern Einhalt tun zu müssen, teils weil sie glaubten, ich könne das Spulen versäumen, teils sagten sie: Was würden die Leute dazu sagen, wenn sie einen so großen Buben alle Tage zur Schule sendeten? Sie könnten ja denken, sie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Ich mußte zwischen durch spulen über Hals und Kopf, früh und spät; man bürdete mir immer noch mehr zu machen auf, Futter rüsten, Holzen usw. Aber ich gab nicht lugg, machte so viel ich immer mochte, und wenn das nicht genug war, so brauchte ich am Ende das Maul, drohte mit fortlaufen, sagte, der Götti wolle mich usw. Da setzte es wohl Ohrfeigen ab, aber es half doch etwas; denn entbehrt hätte man mich ungerne.

So kam ich gewaltig vorwärts. Die Fragen waren im Hui auswendig gelernt, Psalmen eine Menge ebenfalls. Davon verstand ich freilich nichts, aber aufsagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwischen schlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunst aufzusagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Atem schöpfte und selten mehr als einmal. Freilich mußte ich dann gar tief aufatmen, wenn ich fertig war. Aber das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigsten zu atmen brauchte, den hielten sie für den Geschicktesten. Am Ende des Winters gehörte ich zu den Geschickteren, und der Schulmeister, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank getan. Er durfte es aber nicht, weil gerade ob mir des Weibels Bueb saß. Hätte er mich über den springen lassen, so würde es einen Lärm abgesetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bueb über s'Weibels Bueb hinaufgesetzt worden sei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen solle. Aber meine Fortschritte waren erst bei Anfang der Schulen im folgenden Winter recht auffallend. Vor allem ging es an ein Repetieren und bis repetiert war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieses Repetieren dauerte wenigstens bis zum Neujahr; bei vielen, die erst nach dem Dreschen kamen, bis nach Fastnacht. Und andere brachten es nicht mehr so weit, als sie im vergangenen Winter gewesen waren.

Den ganzen Sommer hatten nämlich die meisten Kinder gar kein Buch angesehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten sie es weggelegt, und erst mit den Strümpfen oder oft noch nach denselben nahmen sie es wieder vor. So war bei Vielen alles rein vergessen. Buchstabierer mußten Buchstaben wieder kennen lernen. Wer die Fragen im letzten Winter zum erstenmal auswendig gelernt, hatte alles vergessen. Das Lesen ging durchaus schlecht, und viele, die es gekonnt, mußten wieder zu buchstabieren anfangen. Daher wurden in der Schule so geringe oder gar keine Fortschritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer hindurch gelernt hatte, beim Spulen und für mich immer aufsagte, wo ich ging und stund, so war ich im Herbst allen vor, mit dem Repe- tieren im Nu zu Ende und konnte bald mehr auswendig als alle andern.

Das gefiel dem Schulmeister gar wohl. „Peterli,“ sagte er, „es isch schad, daß du ume s' Webers Bueb bisch, u daß d'r alles, du magsch lehre was d' witt, nüt nützt und d'r nit viel abtreit.“ Vor allem wünschtè ich, die Andern b'hören zu können oder mit andern Worten, sein Stellvertreter zu werden. „Peterli,“ sagte er, „es isch mer leid; du chasch wohl b'höre, aber eis chasch no nit: du chasch no nit z'hingerfür lese, u bis das chasch, cha di nit bruche d'rzu; d' ranger Winter cha's de scho Gä.“ Wer nämlich sein Stellvertreter sein wollte, der mußte mehr auswendig können als die andern, so daß er zum Abhören derselben kein Buch brauchte. So tat es der Schulmeister, so, meinte man, müsse es auch dessen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchstaben verkehrt kennen und so lesen können. Der Schulmeister stand vor den Büchern der Lesenden, sah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte sie so verstehen. Drittens mußte er, wie schon gesagt, vornehm sein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Rute, d. h. das Szepter erhielt. Und dieses letztere war wahrscheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter ging dann des Statthalters Bueb in die Unterweisung, und kein vornehmes Söhnlein war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das Andere, worum ich ihn bat, war, daß ich auch schreiben und rechnen lernen dürfte. „Peterli,“ sagte er,

„das treit d'r glatt nüt ab, du wirsch nie Gülti z'rechne ha, u-n-e Gmeinsvater wirsch o nie. Die müeße öppis g'schribnigs könne, aber je minger, je besser; u we's die Manne g'sächte, daß i di das lehrti, so würde si mi balge u säge, das bruchti si nüt. Wer Tüfel wett Vorgesetzte si, wenn e jedere Hudel öppis lehrti und schribe und rechne chönti; u we eine nüt heig und z'viel chönni, su gäb da's d'r Wüstischt und so Eine heig geng z'räsonire. Drum Peterli gib lugg, es treit d'r nüt ab.“ — Aber Peterli het nit lugg gäh.

Auf das hin studierte ich mit Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Lesen brachte. Im nächsten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerstreben freilich, die Rute: es machte aber auch nicht geringes Aufsehen, daß s' Webers Bub in der Schule zu befehlen habe. Es chöm afe lustig, hieß es im Dorfe, wenn me sellige Lüte d' Gringe gai go groß mache u so am-e-ne Schuldebürlis Bueb meh ästimieri als d' Buresöhn; so sigs afe nimme d'rbi z'si. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Rute, kam geradezu in die Schule, sagte dem Schulmeister wüst und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweise war es nur eine Taunersfrau, die halt nicht wollte ihre Kinder von ihresgleichen züchtigen lassen. Von den Vornehmen hätte sie es geschehen lassen. Weil also die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, so wurde sie bündig zur Türe ausgewiesen. Der Schulmeister war aber doch in Verlegenheit und würde mich wohl abgesetzt haben, wenn er sich bei meinem Regiment nicht wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Partei gemacht, ja die Lehrmeister waren als die Ältesten oder Vornehmsten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn gewesen. Jetzt stand ich auf seiner Seite und konnte kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er sich nicht entschließen, mich zu entlassen; aber er schärfte mir die größte Vorsicht ein und bezeichnete mir die, welche ich schlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Wenn ich so mit der Rute in der Hand die Schule auf- und abspazierte; wenn ich mit angestrenzter Stimme rufen konnte: „Lehrit!“ oder einem das Buch in der Hand zurückstoßen und sagen konnte: „Du chasch aber nüt, lehr's besser“ — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde jemand mehr zu bedeuten hätte, als ich.

Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber

mein Schulmeister wollte lange nicht daran. Er dürfe es uf si Seel nicht verantworten bei den Vorgesetzten, sagte er. So lang das Schulhaus stehe, sei es nicht erhört gewesen, daß e Sellige, wie ich schreiben oder gar rechnen gelernt. Die Bauern würden sagen, wenn er selligi Kinder alles lernen wolle, wo ihre Kinder, so sollen die ihm auch die Würste und Kuchli bringen, wo ihre Kinder ihm sonst gebracht hätten. Wenn sie nicht mehr lernten als die andern, so wüßten sie gar nicht, warum sie ihm noch apparti bringen sollten; sie müßten ohnehin den Schullohn fast allein zahlen. Einen so großen Schaden vermöge er bei seinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und seine Frau würde auch ein Wörtlein dazu sagen wollen. — Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich den andern auch das müsse zeigen können, wenn er schlafe oder küfere. Er meinte, je weniger sie schrieben und rechneten, um so lieber sei es ihm. Er wolle mir etwas davon zeigen, aber ich müsse ihm versprechen, keinen Examenzetteln machen zu wollen, es mache dann minder. Vorgesetzte kämen keine in die Schule. Und wenn der Pfarrer komme, so könne ich die Schrift geschwind unter die Bank tun. Es versteht sich, daß ich diese Bedingungen einging.

Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und schreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nötig hätte, die Summa Summarum 4 Batzen kosteten. Ein Zorneschrei ergoß sich aus des Vaters, der Mutter, der Schwestern Mäuler, es ergoß sich über den Schulmeister: Was der für ein Kolder sei, was für einen Narrengring er habe, daß er mich etwas lernen wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde; daß er dem Vater zumute, soviel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gasse, und wenn man das Geld hätte, so hätte man es für ganz andere Sachen zu gebrauchen als für selligs Narrenwerk. Lehre er das Alles doch die, wo es beehrten, die Bauernsöhne. Wenn die dem Teufel zu wollten, so hätten sie nichts dagegen. Rechnen und Schreiben mache nur schlechte Leute und mache, daß kein Glauben mehr sei in der Welt. Aber auch ich erhielt meinen Teil. Sie schlaie mir bald die verfluchte Bücher ume Gring, bis kein ganzer Fetzen mehr daran sei. Aber man wolle mit dem Pfarrer reden. Er sei zwar auch nicht einer von den

Rechten, aber selligs Donnerwerk werde er doch nicht zugeben können; wie könnte er es vor der Obrigkeit verantworten? Und wenn ich noch einist die Gosche auf tue für sellig Sachen, so schlage man mir den Holzschlegel hinein. — So lautete der langen Predigt erbaulich kurzer Schluß.

Aus „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“
von Jeremias Gotthelf.

